

Artur Dinter
Die Sünde
wider die
Liebe



Franz Becke

Bau-Ingenieur.

Nr. 86.

Antigennitiken

30. —

Die Sünde wider die Liebe

Die Sünden der Zeit

- I. Die Sünde wider das Blut
- II. Die Sünde wider den Geist
- III. Die Sünde wider die Liebe

Romantrilogie

von

Artur Dinter

„So ihr solches wisset, selig seid ihr,
so ihr's tut.“ Joh. 13, 17.

Verlag Matthes und Thost, Leipzig
und Hartenstein im Erzgebirge

Die Sünde wider die Liebe

Ein Zeitroman

von

Artur Dinter

„Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr
euch untereinander liebet, wie ich euch
geliebt habe, auf daß auch ihr einander
liebhabt.“ Joh. 13, 34.

Erste bis fünfte Auflage

1.—25. Tausend

1922

Verlag Matthes und Thost, Leipzig
und Hartenstein im Erzgebirge

Dem
Andenken
Paul de Lagarde's

Der Einbandentwurf ist von Theodor
Schulze-Jasmer, Heidebrink. Druck von
Rudolf Gerstäcker, Leipzig. Verfasser
und Verleger behalten sich alle Rechte
vor. Copyright by Matthes und Thost,
Leipzig 1922.

(Ohne diesen Vermerk ist geistiges Eigen-
tum in den Vereinigten Staaten von
Nordamerika vogelfrei.)

Auf den gesegneten Fluren Pommerns brannte die Augustsonne. Der Roggen war längst überreif zur Ernte, zum ersten Male seit dem Weltkriege versprach er einen hohen Ertrag. Die Landwirte, durch die unselige Zwangswirtschaft des Krieges ebenso an den Rand des Unterganges gebracht wie das übrige deutsche Volk, durften endlich hoffen, wieder zu Atem zu kommen. Nun aber streikten die Landarbeiter. Nicht genug damit, daß der Achtstundentag in naturwidriger Weise auch auf die Landwirtschaft ausgedehnt worden war, endlose, von Monat zu Monat steigende Lohnforderungen waren die zwangsläufige Folge der Teuerung, die durch die Bestimmungen des Versailler Vertrages und die Erfüllungspolitik der Regierung herbeigeführt worden war. Aber die Regierung verstand es, ihre Politik dem Volke mündgerecht zu machen durch die Redensart, das Glück einer Nation werde nur durch wirtschaftliche Fragen, nicht aber durch Ehre und Freiheit des Vaterlandes bedingt. Es fehlte ihr und dem Volke jedes Verständnis für die geschichtlich hundertfach erwiesene Wahrheit, daß ein Staat, der seine Ehre und Freiheit verkauft, die Daseinsberechtigung und damit das Dasein selber verliert.

Eine niederdrückende Schwüle brütete im Schlosse des Rittergutsbesitzers Hans Jürgen von Rochow. Es war nachmittags drei Uhr. Der Gutsherr, ein bartloser Vierziger mit frisch gerötetem Gesicht, aus dem ein Paar treuherzige blaue Augen fast kindlich in die Welt blickten, war in seinem Arbeitszimmer in lebhaftem Gespräche mit seinem Inspektor. Das nicht für möglich gehaltene war eingetreten: auch seine Gutsarbeiter streikten und be-

drohten sogar das Schloß. Dabei hatten sie noch vor kaum zwei Wochen ihm zur fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Tages, an dem er die Gutsherrschaft angetreten hatte, gehuldigt und sich das Festessen weidlich schmecken lassen.

Seit mehr als dreihundert Jahren saßen die Rochows auf dem Gute, mit Land und Leuten verwachsen. Mehr als fünfzig ihrer Ahnen lagen auf dem Gutsfriedhofe in gleichförmigen, mit schlichten Steinkreuzen geschmückten Gräbern, ausgerichtet wie die preußischen Grenadiere, in deren Reihen sie samt und sonders nach altem Familienbrauche ihrem Könige gedient hatten. Nur der gegenwärtige Besitzer, unter dessen Vater das Gut mächtig emporgeblüht war, hatte bei einem Ulanenregiment aktiv gedient. Die Leutseligkeit der Rochows, ihre väterliche Fürsorge für Mann und Knecht war sprichwörtlich im Lande der Stolpe. Als der jetzige Gutsherr vor zehn Jahren sich das stattliche Schloß baute, hatte er auch die windschiefen Raten seiner Leute niederreißen lassen und an ihrer Stelle freundliche Backsteinbauten aufgeführt. Bequeme Rachelöfen, elektrisches Licht und andere Errungenschaften der neuen Zeit hatte er hineingelegt wie in sein eigenes Haus. Jeder Arbeiter hatte sein Stück Land, seine Ruh, sein Schwein und der Ertragsanteil, Deputat genannt, war ihnen so reichlich zugemessen, daß die nachbarlichen Gutsherrn schon öfters Beschwerde wider den Rochower bei der Landwirtschaftskammer geführt hatten, er verderbe die Leute und mache sie begehrllich. Ja, sogar ein Gesellschaftshaus mit Tanzboden, Bühne und Turnhalle hatte er ihnen gebaut und eine volkstümliche Bibliothek eingerichtet. Er studierte selber die Theaterstücke, bei denen auch seine Kinder als Darsteller mitwirkten, mit den

Leuten ein, er ließ unterhaltende und belehrende Filme vorführen. Auch einen Teil seines Parkes hatte er den Arbeitern freigegeben und darin für ihre Kinder Spielplätze mit Schaukel und Klettergerüst angelegt. Die Gutsherrin wurde nicht müde, den jungen Müttern, Kranken und Gebrechlichen Gutes zu erweisen, ja sie selber zu pflegen; eine Krankenstation war eingerichtet unter Leitung einer eigens dafür angestellten Schwester; Arzt und Arznei wurden stets zu Lasten des Gutsherrn beschafft; die arbeitsunfähigen Alten saßen auf ihrem Altenteil. Es waltete auf dem Gute die selbstlose Nächstenliebe, in ihrem Zeichen herrschte Friede und Eintracht, Glück und Zufriedenheit; es gedieh Herrschaft und Arbeiterschaft.

Die sozialen Hetzkapostel, die schon vor dem Kriege die Nachbargüter verseuchten, fanden auf Rochow kein Betätigungsfeld. Auch die Revolution hatte an diesem glücklichen Zustande nichts zu ändern vermocht. Als der Achtstundentag auch auf dem Lande eingeführt wurde und die Nachbargüter unter seiner Einwirkung erheblich litten, lachten die Rochower Arbeiter nur und hielten ihn nicht. Als dann der Gewerkschaftsführer Sternheim auf dem Gutshofe erschien und energisch gebot, es dürfe vor 6 Uhr früh, zwischen 12 und 2 Uhr mittags und nach 6 Uhr abends überhaupt keine Arbeit mehr verrichtet werden mit Ausnahme des Viehfütterns, da fragte ihn der alte Labisch, der schon unter dem Vater des Gutsherrn zwei- undzwanzig Jahre gedient hatte und nunmehr im 47. Dienstjahre stand, ob er auch der Sonne gebieten könne, nicht vor 6 Uhr aufzustehen und nach 6 Uhr nachmittags nicht mehr zu scheinen?

Der Jude hatte unverrichteter Sache den Hof wieder

verlassen, jedoch nicht ohne ein halbes bis dreiviertel Dutzend jüngerer Arbeiter von der Zweckmäßigkeit dieser Revolutionserrungenenschaft überzeugt zu haben. Da die Alten aber das Heft noch fest in der Hand und die Jugend in Respekt hielten, vermochten die paar verführten jungen Taugenichtse keinen größeren Anhang zu gewinnen. Im Geheimen jedoch bohrten sie weiter und als die Arbeiterputzche allenthalben im Reiche aufloderten, hatten die Alten und Besonnenen die jungen Phantasten längst nicht mehr am Zügel. Die geheimen Zusammenkünfte mit Sternheim und seinen Gesinnungsgenossen nahmen kein Ende. Zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Guts herrn freilich kuschten die Verführten noch einmal, um sich den Festbraten und den für den Jubiläumsmonat über den üblichen Erzeugungsanteil hinaus gelieferten Zentner Korn nicht entgehen zu lassen. Am übernächsten Tage schon forderten sie Verdoppelung des bereits mehrfach erhöhten Barlohnes.

Da der Gutsherr außerstande war, die Forderung zu erfüllen, wenn er nicht die Jahresrechnung mit übergroßem Verluste abschließen sollte, streikten sie. Unter Beihilfe von Arbeitern der Nachbargüter hielten sie die noch willigen Kameraden mit Gewalt von der Arbeit ab. Nur zwei Gutslehrlinge, einige Offiziere und Baltenflüchtlinge, die stellen- und heimatlos auf dem Gute Gastfreundschaft genossen und den Hauslehrer Dr. Helmut Schwertfeger, die alle mit Revolver und Dolch bewaffnet die dringendsten Notstandsarbeiten übernommen hatten, ließen sie ungeschoren.

Heute war die Meldung eingetroffen, ein bewaffneter Haufe von etwa 30 Nachbararbeitern sei auf dem

Marsche nach Rochow, um mit Gewalt die Lohnforderungen durchzusetzen. Er stand unter Führung eines Schmiedes, eines grobschlächtigen, gewalttätigen Kerls. Den Inspektor des Nachbargutes hatte er mit dem Schmiedehammer kurzerhand niedergeschlagen, als er seinem Herrn anriet, die Forderung nicht zu erfüllen. Sternheim war nicht zu sehen, er leitete solche gefährliche Sachen vom Schreibtischfessel seines in der benachbarten Kreisstadt gelegenen Büros aus.

Der Landrat, ein ehemals im Elsaß angestellter kaiserlicher Beamter, hatte sich bei Ausbruch der Revolution „auf den Boden der Tatsachen“ und der Revolutionsregierung zur Verfügung gestellt. Auf jede nur denkbare Art suchte er sich das Wohlmollen der Novemberleute und damit sein Amt zu erhalten. Ingeheim unterstützte er die Arbeiteraufstände. Unter irgendwelchen Gründen mußte er die Schwadron Husaren, die zum Schutze der bedrohten Güter in Bereitschaft stand, zurückzuhalten. Auch den Befehl zur Verhaftung des mörderischen Schmiedes hatte er so verzögert, daß unter seiner Führung das Unternehmen gegen den Rochower vorher noch durchgeführt werden konnte.

Es klopfte an der Tür des Arbeitszimmers, in dem der Gutsherr mit dem Inspektor Rats pflegte, und herein trat Dr. Helmut Schwertfeger. Er war ein junger Mann von etwa 32 Jahren. Das Gesicht, blank und hart wie Metall, bekundet eiserne Willenskraft; das Wellen des blonden Haupthaares, der sprossende, fast rötlichblonde Bart läßt schließen, daß die Urheimat der Ahnen dieses Mannes im Norden lag; tiefe Furchen auf der Stirn zeugen von schwerem, geistigem Ringen, aber unter hellbuschigen

Augenbrauen lächeln ein Paar strahlende Blauaugen über diesen gewaltigen inneren Kampf.

Einem elsässischen Bauerngeschlechte entstammt, hatte er kurz vor dem Kriege als Katholik die theologischen Examina an der Universität Straßburg abgelegt, sich aber religiöser Gewissenskämpfe wegen nicht zum Priester weihen lassen. Dann hatte er sich noch der philologischen Staatsprüfungen unterzogen und war Oberlehrer geworden; zugleich hatte er sich als Privatdozent für neutestamentliche Forschung an der Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg niedergelassen. Den Weltkrieg hatte er als Infanterieoffizier mitgemacht, war mehrfach verwundet, mit den beiden eisernen Kreuzen ausgezeichnet und zum Oberleutnant befördert worden.

Nach Beendigung des Krieges wurde er seiner kern-deutschen Gesinnung wegen seiner Ämter enthoben und aus dem Elsaß ausgewiesen. Dann hatte er sich in glühender Liebe für sein unglückliches deutsches Vaterland zum Grenzschutz Ost gemeldet.

Nach dessen ruhmloser Auflösung durch die Regierung war es zunächst seine Absicht gewesen, an einer preußischen Universität seine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen. Auf dem Rückwege vom Osten hatte er wie so viele junge Offiziere von pommerschen Gutsbesitzern gastliche Einladungen erhalten. Hierbei hatte er den Gutsherrn von Rochow kennen gelernt. Dieser, ein Mann reger geistiger Interessen, hatte sich sehr bald eng mit ihm befreundet. Da er für seine beiden zwölf- und zehnjährigen Knaben Waldemar und Dagobert vergeblich einen geeigneten Hauslehrer suchte, hatte sich Schwertfeger erboten, die

Erziehung der beiden Knaben vorläufig zu übernehmen. Dankbar hatte Rochow dieses Anerbieten angenommen.

Die Knaben machten unter Schwertfegers Leitung so überraschende Fortschritte, hingen bald mit so abgöttischer Liebe an ihm, die Freundschaft mit dem Gutsherrn hatte sich bei der Gemeinsamkeit ihrer geistigen und vaterländischen Interessen so vertieft, daß der junge Gelehrte wie ein Glied der eigenen Familie galt und er den Bitten, noch länger zu bleiben, immer wieder nachgab. Als die aufgehetzten Arbeiter Leib und Leben der Herrschaft bedrohten, hatte er zusammen mit den zu Gast weilenden Offizieren und Flüchtlingen die Verteidigung des Schlosses übernommen. Alle hatten sich freiwillig seiner zielbewußten Führung im Einverständnis und unter Oberleitung des Gutsherrn unterstellt.

In diesem Augenblicke meldete er, der bewaffnete Haufe, durch die jüngeren Gutsarbeiter auf etwa 80 Mann verstärkt, sei bereits am Dorfkrüge angelangt, wo er sich Mut antrinke zum Sturme auf das Schloß. „Ich habe,“ berichtete er, „die spanischen Reiter bereits vor die Schloßbrücke setzen lassen. Die Kameraden möchten am liebsten die Bande gleich mit Maschinengewehrfeuer empfangen, falls sie der Warnung, nicht weiter vorzudringen, nicht folgt; ich halte es jedoch für vaterländische Pflicht, nicht eher auf deutsche Brüder zu schießen als bis alle Mittel erschöpft sind, die Leute im Guten zur Vernunft zu bringen; fruchtet jedoch alles nichts und schreiten sie zur Gewalt, so bin auch ich dafür, Gewalt anzuwenden.“

Dieser besonnenen Auffassung war auch der Gutsherr, der Inspektor jedoch widersprach. Man habe ja bereits alles im Guten versucht: Dieser ganze Streik und die An-

drohung von Gewalt sei der schändlichste Undank gegen den Gutsherrn und der reinste Über- und Frevelmut. Die Leute litten keine Not, alles zum Leben Notwendige und weit mehr darüber hinaus hätten sie hier auf Rochow immer gehabt. Die neuen Forderungen seien eine Folge der maßlosen Güte des Gutsherrn, der den Leuten nie habe genug tun können und ihnen ohne zwingende Not bereits die früheren Forderungen bewilligt habe. Eine Mehrbelastung könne die Gutskasse nicht ertragen; die neuen Lohnforderungen machten täglich fast tausend Mark, im Jahre nahezu eine Drittel Million aus; das bedeute den Bankerott des Gutes, denn der Reinertrag erreiche lange nicht diese Höhe. Außerdem sei Herr von Rochow an den Beschluß der letzten Generalversammlung des Kreisvereins der Gutsbesitzer gebunden, neue Forderungen unter keinen Umständen zu bewilligen und der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Die Ermordung seines Kollegen, des Inspektors auf Biekow, zeige, daß mit den Aufständischen nicht zu spaßen sei, daß dieser ganze Streik nur scheinbar wirtschaftliche, in Wirklichkeit aber politische Ziele verfolge. Der Führer der Bande, der Schmied, sei ja bekannt als kommunistischer Rädelsführer. Das alles laufe auf einen neuen Kommunistenputsch hinaus, der von vornherein mit äußerster Gewalt unterdrückt werden müsse, da die Regierung unfähig, ja gar nicht gewillt sei, irgend etwas gegen die Radikalen zu unternehmen. Er sei dafür, auf die Leute sofort zu schießen, falls sie den Versuch machten, durch die Drahtverhaue mit Gewalt ins Schloß zu dringen.

Noch ehe Rochow und Schwertfeger sich zu diesen Darlegungen äußern konnten, betrat die Gutsherrin Dorothea von Rochow, gefolgt von ihrer hausfraulichen Stütze, An-

nemarie von Gneifenau, einer schlanken, kaum zwanzigjährigen, auffallend schönen jungen Dame, das Zimmer. Das schmale, scharfe Gesicht der etwa vierzigjährigen Guts herrin erhielt durch ein Paar dunkle, eng beieinander stehende, in ihrer augenblicklichen Erregung flammende Augen sein charakteristisches Gepräge, während in dem zarten Gesichtsoval Annemariens ein Paar große blaue Sterne in sanftem Schimmer leuchteten. In der Angst der gegenwärtigen Stunde waren aus ihrem feingebildeten Antlitz die sonst so blühenden Farben gewichen.

„Es muß sofort etwas geschehen, um den Pfarrer zu befreien!“ sagte die Guts herrin erregt, „die Leute haben ihn aus seiner Wohnung herausgeholt und führen ihn gefesselt mit sich; sie sind bereits auf dem Wege hierher, Schwester Adelheid sprach es eben vom Krankenhause aus durch.“

„Das ist ja empörend!“ rief Schwertfeger aus; sein Temperament vermochte die Entgegnung des Hausherrn nicht erst abzuwarten. „Offenbar benutzen sie den Pfarrer als Geißel und schieben ihn als Kugelfang vor sich her.“ Dann sagte er zu dem Inspektor: „Laufen Sie doch sofort zu Herrn von Specht, lieber Hartwig, und melden Sie ihm, es darf unter keinen Umständen mit dem Maschinengewehr gefeuert werden. Ich komme selber sofort. Ohne meinen ausdrücklichen Befehl darf überhaupt nicht geschossen werden!“ — „Sie gestatten, daß Hartwig sofort den Befehl überbringt?“ wandte sich Schwertfeger mit rascher Bewegung an den Guts herrn.

Dieser stimmte zu.

Der Inspektor eilte davon.

„Nun setzt euch zunächst mal,“ sagte Rochow zu den Damen, auf Sofa und Sesselweisend, »toujours avec la

rue!« Mit diesem Scherzwort pflegte er seine leicht erregbare Gattin zu beruhigen und sich selber zum Herrn der Lage zu machen.

„Der Pfarrer muß sofort aus der Gewalt der Leute befreit werden,“ wiederholte die Gutsherrin, „die aufgesetzten Menschen sind zu allem fähig.“

„Ich werde den Leuten entgegen gehen und versuchen, sie zur Vernunft zu bringen,“ erwiderte ruhig und bestimmt der Gutsherr. Er erhob sich, um sein Vorhaben auszuführen. Schwertfeger jedoch vertrat ihm den Weg.

„Sie dürfen das Haus nicht verlassen. Sie als die entscheidende Instanz müssen sich überhaupt ganz zurückhalten, das erlaube ich mir, dringend anzuraten. Es würde die Leute aufreizen, wenn Sie selber in die Erscheinung träten. Lassen Sie mich mit den Leuten reden, ich hoffe mit ihnen fertig zu werden.“

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, verließ der junge Mann mit leichter Verbeugung gegen die Herrschaften das Zimmer.

Er war kaum draußen, als von fern Töhlen und Schreien vernehmlich wurde, das immer näher kam. Frau von Rochow, vergeblich von ihrem Gemahle zurückgehalten, eilte an eines der geöffneten Fenster und zog die Läden hoch, die man der Hitze wegen herunter gelassen hatte, während Annemarie in ängstlicher Erwartung die Hände gegen die Brust preßte.

„Da kommen sie!“ rief Frau von Rochow. „Sie haben die Drahtverhaue durchschnitten und sind schon auf der Brücke. Seht nur, wie sie den Pfarrer vor sich herschieben! Der Schmied haut mit einem Strick auf ihn ein! Das ist ja entsetzlich!“

In diesem Augenblicke trat Schwertfeger aus der Schloßthür. Unbewaffnet, ruhigen, festen Schrittes ging er den Aufrührern entgegen. Sobald sie seiner ansichtig wurden, verstummte ihr Schreien in unfreiwilligem Respekt vor der zielsicheren Kühnheit des Mannes. Als er sich ihnen auf etwa fünfzig Schritt genähert hatte, donnerte er ihnen ein „Halt!“ entgegen. Unwillkürlich leisteten die Vordersten und allmählich auch die Aufrückenden dem Anrufe Folge, auch der riesenhafte Schmied. An der Spitze des Zuges trieb er den gefesselten Pfarrer, wie ein Bärenführer sein Tier, an einem Seile vor sich her. In seinem Gürtel über dem Schurzfell trug er den Schmiedehammer und eine Pistole.

„Leute! Volksgenossen! Deutsche Brüder! Hört!“ sprach Schwertfeger mit starker, weittragender Stimme. „Ihr kennt mich! Mehrere von euch sind Schulter an Schulter mit mir gegen die verfluchten Polen im Felde gestanden. Was wollt ihr? Was soll dieser Aufzug? Schämt ihr starken Kerle euch nicht, euch an dem schwachen Pfarrer zu vergreifen? Was hat der arme Pfarrer euch denn getan? Sagt mir was ihr begehrt, ich werde es dem Herrn vortragen. Er hat noch alle eure Wünsche erfüllt, wenn sie erfüllbar waren, aber Unmögliches zusagen kann kein ehrlicher deutscher Mann. Habt ihr vergessen, was die Herrschaft Zeit ihres Lebens euch und euern Frauen und Kindern Gutes erwiesen hat? Habt ihr nicht satt zu essen? Habt ihr nicht eure schönen Häuser? Euer eigen Vieh, Acker und Garten und mehr als der Mensch zum Leben braucht? Und nun laßt ihr euch aufhetzen und kommt daher wie eine Räuberbande? Nehmt doch Vernunft an! Sagt, was ihr wollt und ich will es dem Herrn ausrichten!“

Ein Gemurmel erhob sich unter den Leuten. Mehrere redeten auf den Schmied ein und schienen ihm zu raten, den Vorschlag anzunehmen.

„Ach wat!“ brüllte dieser plötzlich, mit einer Armbewegung die ihn Umringenden zur Seite schiebend, „haut dem Quatschkopp doch den Bregen ein!“ und den Schmiedehammer aus dem Gürtel lösend, ging er auf Schwertfeger los.

Dieser, waffenlos wie er war, blieb in aller Ruhe breitbeinig stehen und erwartete den andrängenden Schmied, entschlossen, ihm an die Gurgel zu springen. Die Arbeitermenge blieb wie gebannt zurück, gespannt den Zweikampf erwartend. Als der Angreifer bis auf drei Schritt an Schwertfeger heran war und zum Schlage mit dem Schmiedehammer ausholte, fiel aus dem Schlosse ein Schuß; der Schmied stürzte zu Boden, die Arbeiter ergriffen bis auf zwei, drei die Flucht, den zitternden Pfarrer zurücklassend. Die Zurückgebliebenen eilten zu dem Gefallenen, der sich in seinem Blute wälzte.

Blitzschnell hatte sich Schwertfeger nach dem Schlosse umgedreht und rief, beide Hände trichterförmig an den Mund legend: „Nicht weiterschießen!“ Dann bemühte er sich um den Niedergestreckten, dem das Blut aus Brust, Mund und Nase quoll.

„Den hats!“ sagte der eine Arbeiter, dem Gefallenen das Hemd aufknöpfend. Die beiden anderen stürzten sich nun wütend auf Schwertfeger, aber mit einem kräftigen Stoß schleuderte er sie von sich.

„Gebt Ruhe!“ herrschte er sie an. „Helft mir lieber den Schmied ins Schloß tragen! Vorwärts! Faßt zu!“

„Dat helpt nich mehr!“ sagte der bei dem Erschossenen

knieende, „der macht dat Mul nich mehr up! Was en Diibelskerl! Was allein schuld, dat wij all streikten. So'n Narr!“

Schwertfeger beugte sich zu dem Schmied herab; er war bereits tot.

Inzwischen war auch der Pfarrer herangekommen. Schwertfeger befreite ihn von seinen Fesseln. Aus dem Schlosse kam die Gutsherrin, begleitet von zwei Offizieren, darunter Leutnant von Specht, mit Verbandzeug herbeigeeilt.

Die Herren schüttelten Schwertfeger die Hand, auch Frau von Nochow reichte ihm bewegt die ihre, nachdem sie sich davon überzeugt hatte, daß der Gefallene keiner Hilfe mehr bedürfe.

Unwillkürlich zogen die Arbeiter vor der Gutsherrin die Mütze.

„Schafft den Toten in die Leichenhalle!“ befahl sie.

Ohne Widerrede leisteten sie Folge und zogen mit der Leiche ab.

„Du hättest nicht schießen sollen,“ sagte Schwertfeger vorwurfsvoll zu Specht, „ich hatte dir doch befohlen, nur im äußersten Notfalle zu feuern!“

„Na hör mal!“ erwiderte der Angeredete, „wenn das kein äußerster Notfall war, dann . . .“

„Noch war es nicht soweit. Ich wäre dem Schlage ausgewichen und im Ringen mit dem plumpen Kerl schon fertig geworden.“

„Bildest du dir etwa ein, die anderen hätten ruhig zugeesehen? Sollte ich ihn dann wie das Aß aus der Karte aus deinen Armen herauschießen? Soweit geht die preussische Schützenkunst denn doch nicht!“

„Wird jetzt ein schönes Theater mit meinem Landsmann, dem Vandrät geben. Den Staatsanwalt heßt er uns auf den Hals. Dich werden sie festsetzen, Specht!“

„Das wäre ja noch schöner! Sollte ich etwa die Hände falten und ein Vaterunser beten, als der Kerl dir den Schädel einschlagen wollte? Aber nun komm und trink 'nen Schnaps! — Es gibt doch jetzt 'nen Rognak, gnädige Frau?“

„Sie sollten diese Schützengrabenscherze lassen, Baron Specht,“ entgegnete die Gutsherrin, „die Sache ist doch wahrlich ernst genug!“ Dann wandte sie sich an den noch immer verstört dreinblickenden Geistlichen: „Sie bleiben nun bei uns im Schlosse, Herr Pfarrer! Ihre Gattin und Ihr Töchterchen lasse ich sofort durch den Kutscher heraufholen. Darf ich Sie um Ihren Arm bitten?“

Am Arme des Pfarrers ging Frau von Rothow, gefolgt von Schwertfeger und den beiden Offizieren, ins Schloß zurück. Auf Befehl des Gutsherrn hatte es niemand außer seiner Frau und den beiden Offizieren nach dem aufregenden Vorfall verlassen dürfen. Stürmisch wurde nun Schwertfeger beglückwünscht. Auch die scheue Annemarie gab ihm zum ersten Male die Hand.

2.

Die Aufständischen, durch den Tod des Schmiedes ihres Führers beraubt, wurden uneins. Einige Ältere und Besonnenere mahnten zur Einstellung des Streiks. Die Worte Schwertfegers hatten Eindruck auf sie gemacht und ihnen zum Bewußtsein gebracht, daß sie ja tatsächlich keine Not litten und es Narrheit sei, den benachbarten Radaubrüdern

zuliebe das Leben aufs Spiel zu setzen. Allein diese gaben nicht nach. Zu einem offenen Angriffe auf das Schloß fanden sie angesichts der entschlossenen Abwehr seiner Bewohner freilich nicht mehr den Mut, aber sie sann auf Rache. Sie kamen überein, das Schloß anzuzünden. Sie drohten, den Schmucken Häusern der Abtrünnigen, die sowieso schon seit Jahren Gegenstand ihres Neides waren, das gleiche Schicksal zu bereiten, falls sie nicht mitmachten oder gar zum Verräter an ihrer Sache würden.

Da es nicht möglich war, sich dem allseitig freigelegenen Schlosse zu nähern, ohne abgeschossen zu werden, beschloß man, es in Brand zu schießen. Einige junge Burschen wurden beauftragt, aus dem drei Wegestunden entfernten kommunistischen Hauptlager einen leichten Minenwerfer zur Schleuderung von Brandbomben herbeizuholen. Sie wurden mit einem Gutsgespann sofort abgeschickt. Gegen Mitternacht konnten sie zurück sein, dann sollte der rote Hahn auf das Schloß gesetzt werden.

Diese Nachricht brachte Wilhelm, der treue Leibkutscher, in dessen Familie dieses Amt auf Rochow seit Menschengedenken erblich war. Die Wache auf dem Schloßturm, die durch ein Scherenfernrohr das flache Land meilenweit übersehen konnte, bestätigte das Davoneilen des Gutsgepannes.

Unter dem Voritze des Gutsherrn wurde Kriegsrat gehalten. Auch die Gutsherrin nahm daran teil. Unmittelbar nach dem Rückzuge der Aufrührer hatte Rochow, da die Fernsprechleitungen der ganzen Umgegend durchgeschnitten waren, einen Offizier zu Pferde nach der Kreisstadt geschickt, um militärischen Schutz herbeizuholen. Falls der Landrat noch immer Ausflüchte machte, sollte der Offizier

versuchen, unmittelbar vom Kommandeur der Husaren-Schwadron Unterstützung zu erwirken. Wenn der Reiter unaufgehalten seinen Auftrag auszuführen vermochte, konnte er nicht vor abends acht Uhr zurück sein, jetzt aber war bereits die siebente Nachmittagsstunde. Man beschloß einen zweiten Reiter abzusenden, um die neue Lage zu melden und womöglich das Herbeischaffen des Brandbombenwerfers zu verhindern.

Wilhelm, der das Pferd satteln und vorführen sollte, fand jedoch den Stall von den Aufrührern besetzt. Als er gleichwohl versuchte, es herbeizuschaffen, wurde er so schwer mißhandelt, daß er auf die Krankenstation gebracht werden mußte. Das Vorhaben der Offiziere, das Pferd nun selber zu holen, verbot der Gutsherr; neues Blutvergießen sei dabei unvermeidlich, das aber wolle er, solange es irgend gehe, verhüten, wenigstens bis er die Gewißheit habe, daß auf unblutigen Entsatz durch militärische Übermacht nicht zu rechnen sei.

Die Verteidigungsmannschaft des Schlosses bestand aus vierzehn Herren, dazu kamen der Inspektor, der Förster, der zweite Kutscher und zwei Diener: insgesamt 19 Mann. Waffen, darunter zwei Maschinengewehre, und Munition waren ausreichend vorhanden. Mit dieser wohlgeübten, unter der ebenso energischen wie besonnenen Führung Schwertfegers stehenden Streitmacht ließ sich auch der Angriff einer mehrfachen Übermacht erfolgreich abwehren. Gegen Brandbomben freilich war man wehrlos. Man kam zu dem Entschlusse, die Damen, Kinder und die weibliche Dienerschaft in das unbewohnte Kavalleriehaus zu bringen, das abseits im Parke auf der dem Gutshofe abgewendeten Seite des Schlosses und von diesem etwa zwei-

hundertfünfzig Schritt ab lag. Nach Einbruch der Dunkelheit konnte dieser Plan, vom Gegner unbemerkt, ausgeführt werden, da er nur den Gutshof besetzt hielt und die Rückseite des etwa dreihundert Meter entfernten Schlosses ganz außer Acht ließ. Einen Wacht- und Patrouillendienst schienen die Auführer überhaupt nicht eingerichtet zu haben. Sie erwarteten die Ankunft des Brandbombenwerfers im Dorfkrüge, wo sie sich einer müßten Zecherei hingaben. Ihr Gröhlen und Johlen drang über den Gutshof bis ins Schloß.

Die Landstraße, auf der die Burschen mit dem Brandbombenwerfer zurückkehren mußten, kreuzte im Walde die Stolpe vermittlels einer Steinbrücke etwa 3 Kilometer unterhalb des Schlosses. Der Fluß war an dieser Stelle reichlich 20 Meter breit und etwa mannstief. Schwertfeger hatte den Plan erwogen, durch eine fünf Mann starke Patrouille an dieser Stelle den zurückkehrenden Burschen den Brandbombenwerfer aus dem Hinterhalte abzujagen.

Der Gutsherr jedoch widersprach; der Überfall könne schwerlich ohne neues Blutvergießen ausgeführt werden, ja müsse überhaupt scheitern, da die Burschen nicht nur den Bombenwerfer sondern vermutlich auch noch Verstärkungen mitbrächten. Specht hingegen, der die Patrouille führen sollte, war der Ansicht, man dürfe sich kein Gewissen daraus machen, erforderlichenfalls auch die Verstärkungen niederzumachen, da es sich um Verbrecher handele, die gewillt seien, nicht nur das Schloß sondern auch seine Bewohner zu vernichten; in Schwertfegers Plan sehe er das einzige Mittel, Schloß und Bewohner zu retten, denn nachdem dies Exempel statuiert sei, fänden

die Aufständischen schwerlich den Mut, noch etwas zu unternehmen.

Ob der Möglichkeit eines solchen Gemetzels war der Gutsherr entsetzt. Unter keinen Umständen könne er gestatten, daß ohne zwingendste, unmittelbarste Not ein Blutbad unter Deutschen angerichtet werde; selbst wenn der Bombenwerfer herbeigeschafft wäre, sei noch nicht gewiß, ob er auch in Tätigkeit gesetzt würde. Er hoffe, seine eigenen Gutsarbeiter, wenigstens die besonneneren, würden das Inbrandschießen des Schlosses noch in allerletzter Stunde verhindern; sollte diese Hoffnung fehlschlagen, so sei immer noch fraglich, ob die Brandbomben ihr Ziel erreichten, denn das Schießen mit Minenwerfern in der Nacht sei eine sehr unsichere Sache, zumal ein Einschießen bei Tage nicht möglich gewesen sei. Auch hoffe er immer noch auf rechtzeitigen militärischen Entsatz; er sei überzeugt, die Auführer würden bei der bloßen Kunde vom Anrücken der Husaren das Gut schleunigst räumen.

Diese schönhoffende Auffassung konnte weder Specht noch Schwertfeger teilen, auch nicht Frau v. Rochow. Sie hatte zwar auch Bedenken, gegen die Auführer so scharf wie Specht es wollte, vorzugehen, war aber doch der Ansicht, man müsse versuchen, sich des Bombenwerfers auf unblutige Weise zu bemächtigen.

Von der Gutsherrin unterstützt, machte Schwertfeger den Vorschlag, die Patrouille auf sieben Mann zu verstärken, alsdann wäre sie sehr wohl imstande, den drei bis fünf Burschen die Kriegsmaschine abzujaßen, ohne ihnen selber ans Leben zu gehen.

Nur nach längerem Zureden seiner Gattin gab Rochow hierzu seine Erlaubnis, jedoch nur unter der Bedingung,

daß Specht sich lautlos auf das Schloß zurückziehe, falls die Bedeckung des Bombenwerfers so stark sei, daß der Überfall nicht unblutig verlaufen könne.

Specht machte ein saures Gesicht. Er versprach, die Herren Verbrecher wie „gents“ zu behandeln und sie so höflich und liebenswürdig wie möglich zur Übergabe der Bombenmaschine einzuladen.

Während die Herren diese Entgegnung des jungen Freiherrn mit Heiterkeit quittierten, wies ihn die Gutsfrau zurecht.

„Daß Sie doch auch in ernster Lage niemals ernst bleiben können, lieber Specht!“

„Verehrteste gnädige Frau,“ erwiderte er mit respektvoller Verbeugung, „ich halte jede Kriegsmaßnahme, die nicht auf Vernichtung des Gegners abzielt, für falsch; das hat doch unser zaghafter Zeppelinkrieg und unser erbärmlich zaghafter U-Bootkrieg zur Genüge bewiesen. Die Folge dieser Halbheit war unsere Niederlage.“

„Du hast zweifellos recht, Kamerad Specht,“ sagte Schwertfeger, „aber wir stehen hier nicht dem Feinde, sondern mißleiteten deutschen Blutsbrüdern gegenüber und einen Bruder töte ich nur, wenn die Notwehr es unvermeidlich macht. Das gebietet mir nicht nur die Liebe zu meinem deutschen Volke und Vaterlande sondern auch die christliche Nächstenliebe.“

Rothow und seine Frau gaben ihre Zustimmung durch Kopfnicken zu erkennen, Specht aber entgegnete:

„Ich muß gestehen, daß ich für deine Liebesphilosophie nicht allzu viel Verständnis habe. Wenn mir einer den Schädel einschlagen will, so komme ich ihm doch zuvor und schlage ihm zuerst den Schädel ein.“

„Ich auch,“ erwiderte lächelnd Schwertfeger, „aber soweit ist es ja noch nicht.“

„Sollen wir etwa ruhig zusehen, wie uns die Halunken die Bude über dem Kopfe anzünden?“

„Reinesfalls! Du sollst den Leuten ja auch den Bombenwerfer abnehmen, aber möglichst o h n e ihnen den Schädel einzuschlagen. Das ist, wenn du es richtig anfängst, auch durchaus möglich. Ich werde es dir beweisen; ich werde selber die Führung der Patrouille übernehmen.“

„Du als unser Oberbefehlshaber gehörst hierher ins Hauptquartier. Ein General geht nicht auf Patrouille. Ich werde die Sache deixeln, du sollst mit mir zufrieden sein.“

3.

Das Abendessen verlief wie immer in lebhafter Unterhaltung. Die jungen Offiziere brannten vor Abenteuerlust, Specht wurde nicht müde, die lustigsten Kriegsgeschichten zu erzählen, darüber vergaßen auch die Damen den Ernst der Lage. Nach Einbruch der Dunkelheit rückte Specht mit seiner Patrouille ab. Kurz darauf wurden die Damen und Kinder nebst der weiblichen Dienerschaft in das Kavalleriehaus gebracht.

Um beim Feinde keinen Argwohn zu erregen, wurde das Schloß in seiner gewöhnlichen Beleuchtung und das Kavalleriehaus in tiefster Dunkelheit gehalten. Frau v. Nochow hatte darauf bestanden, als einzige Frau im Schlosse an der Seite ihres Gatten zu bleiben. Nach dem Abendessen musizierte sie wie gewöhnlich an dem Flügel, während in dem Kavalleriehaus, soweit es bei der weiblichen

Besatzung überhaupt möglich war, lautlose Stille herrschte. Einer Unordnung des Gutsherrn zufolge waren die Damen, Kinder und Mägde im ersten und zweiten Stockwerk des Kavalierrhauses untergebracht. Die Zimmer waren schon vorher von der Gutsherrin nach einem bestimmten Plan verteilt worden. Die drei Offiziere, die den Damen zum Schutze mitgegeben waren, hatten sich im Erdgeschoße eingerichtet.

Schwertfeger hatte im Schlosse eine Ablösung der Turmwache übernommen. Aufmerksam lauschte er in die sternenhelle Augustnacht. Nichts regte sich. Aus der Schenke drang noch immer der Lärm der zechenden Arbeiter, und wenn er zeitweilig nachließ, vernahm man aus dem Sumpsholze der Stolpe den Ruf der Rohrdommel.

Schwertfeger suchte von Zeit zu Zeit den Gutshof und die Umgebung des Schlosses mit dem Nachtsfernglase ab. Aber öfters als anderswohin richtete er es nach der Parklichtung, aus der die weißen Wände des Kavalierrhauses herüber schimmerten. Annemarie!

Das Bild des wunderschönen Mädchens umwebte ihn unablässig. Vergeblich kämpfte er gegen diese sich immer mächtiger regende Liebe. Wie konnte ihr jemals die Erfüllung werden! Wie sollte er hoffen dürfen, diese Tochter eines alten, berühmten Adelsgeschlechtes werde ihm, dem Bauernsohne, jemals die Hand zum Lebensbunde reichen, zumal er wußte, daß Annemarie bereits eine Liebe zu einem ebenbürtigen Standesgenossen im Herzen trug. Sie war die Tochter des Kommandeurs eines ehemaligen Garderegimentes und galt als heimlich verlobt mit einem jungen Offizier, der zur Zeit berufslos und ebenso wie sie ohne jedes Vermögen war. Um nicht untätig zu Hause zu sitzen,

war sie bei Frau von Nochow, in deren Haushalt sie wirtschaftlich ausgebildet worden war, als Hausfrauenstütze verblieben. Sie wurde von der Hausherrin wie ihre eigene Tochter gehalten.

Schwertfeger war infolge Verkaufs des väterlichen Bauerngutes im Besitze eines bescheidenen Vermögens. In einer plötzlichen Aufwallung faßte er den Entschluß, seine Ersparnisse dem Bewerber Annemariens zur Verfügung zu stellen, damit er studieren oder sich sonst irgendwie eine Lebensstellung schaffen konnte, die ihm ermöglichte, seine Braut heimzuführen. Konnte er selber Annemarie nicht besitzen, so sollte sie wenigstens glücklich werden. Er konnte es kaum erwarten, die Gutsherrin in das Vertrauen zu ziehen und ihren Rat zu erbitten, wie das Vorhaben auszuführen wäre, ohne daß Annemarie etwas davon erführe. Vielleicht könne er das Geld Frau von Nochow übergeben, damit sie es von sich aus dem Verlobten Annemaries in schicklicher Form zur Verfügung stelle.

Übermals richtete er das Fernglas nach dem Ravalierhause, wo er die heimlich Geliebte wußte. Was sie ahnte, wie bald sie sich nun am Ziele ihrer Wünsche sehen sollte! Er ging in dem Glücke, daß er dem Mädchen zu bereiten willens war, so ganz auf, daß er schon selber das reinste Glück bei diesem Gedanken empfand.

Vom Gutshofe herüber schlug die elfte Stunde. Der ablösende Offizier betrat die Zinne des Schloßturmes. Von den Husaren war noch immer nichts zu sehen und zu hören. Aber aus der Ferne konnte man beim Aufhorchen das gedämpfte Geräusch eines Leiterwagens vernehmen, der auf dem weichen Sommerwege neben der harten Land-

Straße sich im Trabe näherte. Da er sich bereits innerhalb des Waldbezirkes bewegte, konnte er durch das Fernglas nicht gesehen werden. Aber nach Verlauf einer Viertelstunde hörte man deutlich, wie er sich auf die Landstraße setzte, um die Brücke zu passieren. Gespannt horchten Schwertfeger und der Offizier in die Nacht, denn nun mußte sich das Unternehmen Spechts entscheiden.

Plötzlich krachte eine Gewehrsalve, ein kurzes Schnellfeuer folgte. Als dieses auf ein schrilles Pfeifensignal hin abstopfte, vernahm man durch die Nachtstille die Stimme Spechts, der eine nicht weiter verständliche Rede hielt; dann folgte ein dreifaches Hoch aus einem Dutzend Männerkehlen. Unmittelbar darauf setzte sich der Leiterwagen in Bewegung und sauste in gestrecktem Galopp nach dem Gutsdorfe.

Auf die Salve hin waren der Gutsherr und seine Gattin auf den Turm geeilt, wo sie noch Zeuge der Rede und des dreifachen Hochs waren. Sie wußten nicht, was sie aus der Sache machen sollten.

„Specht ist offenbar komplett verrückt geworden,“ sagte Rochow.

„Ich ahne den Zusammenhang,“ entgegnete Schwertfeger, „Specht hat einen Meisterstreich geliefert. Das nähere werden wir wohl bald hören.“

Der ablösende Offizier blieb auf dem Turm zurück, Schwertfeger stieg mit Herrn und Frau von Rochow in die Wohnräume des Schlosses hinab.

Zehn Minuten später war Specht mit seiner Patrouille zurück.

„Wünsche allseits recht schönen guten Abend,“ grüßte er. „Nun darf ich wohl um einen frischen Trunk für meine

Leute und meine Wenigkeit bitten, gnädige Frau! Die Wurströhre liegt samt der Munition in der Stolpe, unterhalb der Brücke, wo das Wasser am tiefsten ist. Wir brauchten uns gar nicht selber zu bemühen, die Herren Arbeiter haben sie auf meine freundliche Aufforderung hin ganz von selber hinabbefördert und noch ein Hoch auf die gnädige Herrschaft ausgebracht. Mit dem Brande ist es nichts, aber der Brand hier — dabei tippte er auf seine Kehle — muß nun gelöscht werden, wenn Ihnen, gnädigste Frau, an unserem Leben noch etwas gelegen ist. Das Leben der Herren Mordbrenner haben wir instruktionsgemäß geschont und ihnen auch nicht das winzigste Härlein gekrümmt. Nicht wahr, meine Herren?“ Hierbei sah er seine Kameraden an; bestätigend lachten sie ihm zu.

„Sie sind doch ein unverbesserlicher Taugenichts,“ sagte die Gutsherrin und ließ ein Dutzend Flaschen Bier kommen. „Aber nun bitte erzählen Sie!“

„Das werden die Kameraden tun. Ich bitte mich einstweilen empfehlen zu dürfen, um meine Toilette etwas zu arrangieren.“ Mit diesen Worten verneigte sich Specht mit nachlässiger Eleganz und begab sich auf das Zimmer.

Die Kameraden berichteten folgendes:

Spechts Befehlen gemäß hätten sie sich zu je drei auf beiden Seiten des Weges vor der Brücke im Ufergebüsch in den Hinterhalt gelegt. In dem Augenblicke, wo die Pferde die Brücke betraten, sollten sie auf das Kommando Spechts eine Salve und anschließend Schnellfeuer in die Luft abgeben, bis Specht das Stoppsignal gäbe. Zu gleicher Zeit wollte Specht den Pferden in die Zügel fallen und „Halt!“ und „Hände hoch!“ kommandieren.

Alles sei wunschgemäß verlaufen, die Kerls streckten

sofort die Hände hoch. Sie, die Kameraden hätten aber vor lauter Lachen kaum die Flinten halten können, als Specht die Leute sehr höflich aufforderte, den Minenwerfer in den Fluß zu befördern. Er sagte:

„Ich darf Sie um die Freundlichkeit bitten, das Dings da samt den Zuckerhüten ins Wasser zu schmeißen. Wer von euch Wert darauf legt, heute Abend noch einen Schoppen zu trinken, der faßt jetzt an und kommt meinem Befehle nach. Damit es euch nicht so schwer wird, werden meine Kameraden euch die erforderliche Hilfe geben.“ Nun kommandierte er zu uns gewendet: „Legt an!“ Dann fuhr er fort: „Ich zähle jetzt bis drei, auf drei kommandiere ich: „Feuer“. Also, darf ich höflichst bitten? — Eins — zwei — — —“ Rascher als es für möglich zu halten war, plumpste das schwere Rohr ins Wasser, die Munition folgte nach, während zwei von uns die Flinten der Kerle auf sammelten. Dann kommandierte Specht erneut „Hände hoch!“ und hielt folgende Ansprache:

„Wenn ich euch jetzt nicht, wie ihr es als Mord- und Brandbuben verdient, kurzerhand über den Haufen schießen lasse, so verdankt ihr das einzig und allein der mir ganz unverständlichen Güte der gnädigen Herrschaft. Ihr werdet euern Dank dafür nun dadurch zum Ausdruck bringen, daß ihr auf die Herrschaft ein dreifaches Hoch ausbringt. Sollte einer von euch das Maul dabei nicht weit genug aufreißen, so werde ich ihm mit dem Flintenkolben etwas nachhelfen. Also: Unsere gnädige Herrschaft, Herr von Rochow und seine Frau Gemahlin, sie leben hoch, hoch, hoch!“

Die Kerls stimmten wie die Berserker ein und dann fuhr Specht fort:

„Nun steigt bitte ein, fahrt gemüthlich nach Hause und grüßt eure Kameraden. Ich wünsche euch allen zusammen einen feuchtfröhlichen guten Abend.“

Die Burschen seien so verblüfft gewesen, daß sie Specht, den Wagen zu besteigen, nochmals habe auffordern und die Pferde selber habe antreiben müssen.

Die allgemeine Heiterkeit, die diese Erzählung auslöste, wurde jäh beendet durch die Meldung vom Turme, die Arbeiter strömten schimpfend und schreiend aus der Schenke nach dem Gutshofe.

Es war klar: um ihr Vorhaben, das Schloß in Brand zu schießen, betrogen, sannten sie auf andere Gewaltthätigkeit.

Bald setzte vom Gutshofe her ein wildes Geschieße nach dem Schlosse ein. Die Kugeln schlugen durch Läden und Fenster. Schwertfeger ließ das Feuer durch Kurz- und Hochschüsse erwidern, da der Gutsherr immer wieder darauf bestand, Blutvergießen nach Möglichkeit zu vermeiden; nur im Falle eines Sturmes auf das Schloß sollten die Feuerwaffen ernstlich sprechen.

Ein Sturm jedoch erfolgte nicht, aber nach kurzer Zeit schoß eine mächtige Feuersäule auf dem Gutshofe empor. Die Aufrührer hatten den Heuspeicher in Brand gesteckt.

Einen Ausfall zu machen, um den Brand zu löschen, war sinnlos. Als aber bald darauf die Turmwache meldete, auch das Kavalierhaus brenne, da galt es kein Besinnen mehr.

Drei Mann der Schloßbesatzung wurden unter dem Kommando Spechts zum Schutze des Schlosses zurückgelassen, alle übrigen, auch die Gutsherrin, eilten nach dem Kavalierhause.

Die Flammen schlugen aus dem Erdgeschosß. Läden und

Fenster waren von den Aufriührern mit Axten eingeschlagen worden; ehe die zum Schutze der Damen wachenden Offiziere es hatten verhindern können, waren auf der anderen Seite des Hauses mit Petroleum getränkte Strohkränze ins Treppenhaus geschleudert worden. Die Treppe brannte bereits lichterloh.

Frauen und Kinder, sämtlich in den beiden Stockwerken untergebracht, waren in höchster Gefahr. Eine Panik brach unter ihnen aus. Dadurch wurde die Rettung sehr erschwert. An Löschern war nicht zu denken, da der im Treppenhause untergebrachte Feuer Schlauch bereits ein Opfer der Flammen geworden war. Dazu war auch gar keine Zeit, es galt die Insassen des Hauses zu retten, ehe die Flammen sich der Stockwerke bemächtigten.

Schwertfeger war über Fensterkreuz und Läden eines vom Feuer noch verschonten Fensters des Erdgeschosses in das erste Stockwerk geklettert, einige Kameraden waren ihm gefolgt. An Bettüchern wurden die Frauen und Kinder herabgelassen, die Beherzteren sprangen aus den Fenstern in die von den untenstehenden Rettern ausgespannten Tücher.

Unterdessen hatte man die Leiter des Klettergerüsts von dem unmittelbar benachbarten Turn- und Spielplatze herbeigeschafft. Vermittels ihrer war das Rettungswerk in dem Augenblicke beendet, als die Flammen das erste Stockwerk ergriffen. Schwertfeger trug selber seine beiden Zöglinge, die Knaben Waldemar und Dagobert, die schon brennende Leiter herab.

Als man sich eben anschickte, ins Schloß zurückzukehren, hörte man von dort Maschinengewehrgeknatter. Die Aufständischen, in der Annahme, die ganze Schloßbesatzung sei

zur Löschung des Brandes nach dem Kavalierhause geeilt, versuchten in das Schloß einzudringen. Specht jedoch bereitete ihnen einen heißen Empfang.

Schwertfeger ließ die Hälfte seiner Mannschaft zum Schutze der Frauen zurück, mit der anderen eilte er im Lauffschritt nach dem Schlosse zur Unterstützung Spechts.

Die Aufständischen waren bei dem unerwarteten Feuerempfang, der sie Tote und Verwundete kostete, nach dem Gutshofe zurückgewichen. An dem herrschaftlichen Pferdestall, der von den Hofgebäuden dem Schlosse am nächsten lag, setzten sie sich fest und richteten von hier aus ein lebhaftes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer nach dem Schlosse.

Das Feuer wurde so stark, daß sich Schwertfeger zum Sturme auf den Pferdestall entschloß. Durch einen seitlichen Parkweg setzte er seine Mannschaft zum Sturme an, aber noch bevor er die Sturmstellung erreicht hatte, nahm bereits ein Zug Husaren vom Gutshofe her mit lautem Hurra den Stall. In dem Feuerlärm waren sie von beiden Kampfparteien unbemerkt herbeigekommen.

Die völlig überraschten Arbeiter ergaben sich widerstandslos. Sie wurden entwaffnet und noch in derselben Nacht nach der Kreisstadt abgeführt. Ein halber Zug Husaren blieb als Besatzung auf dem Gutshofe zurück.

4.

Am folgenden Tage stellte sich heraus, daß nur wenige jüngere Gutsarbeiter sich an den Gewalttätigkeiten gegen das Schloß beteiligt hatten; einer davon war bei dem nächtlichen Angriffe gefallen. Alle anderen hatten sich neutral verhalten. Gleichwohl streikten sie weiter, bis auf

ein Dutzend der Älteren und Besonneneren, die sich unter dem Schutze der Husaren gegen die Drohungen ihrer Genossen sicher fühlten.

Um auch die übrigen arbeitswillig zu machen, empfahl der Inspektor dem Gutsherrn, allen, die nicht am nächsten Tage die Arbeit wieder aufnahmen, die sofortige Entlassung anzudrohen.

„Das führt nicht zum Ziele,“ erwiderte Rochow, „eine Drohung auszusprechen hat nur Zweck, wenn man gewillt und imstande ist, sie auch wahrzumachen. Wir können die Arbeiter gar nicht entlassen, das verbieten ja die neuen Gesetze der Republik; selbst wenn wir es könnten, wo wollen wir neue Arbeiter herbekommen?“

„Es bleibt uns aber nichts anderes übrig, als es wenigstens zu versuchen,“ entgegnete der Inspektor. „Der Roggen ist überreif; wenn wir ihn nicht sofort einbringen und er wie vor zwei Jahren abermals verregnet, ist das Gut verloren; neue Lasten vermag es nicht mehr aufzunehmen.“

Rochow lächelte. Er war ein Menschenkenner und kannte insbesondere seine pommerischen Pappenheimer recht gut.

„Händigen Sie den Arbeitern, die heute wieder angetreten sind, je einen Sack Hafer aus,“ erwiderte er, „ich werde ihnen durch den Diener noch je eine Kiste Zigarren überbringen lassen, und machen Sie bekannt, daß jeder, der bis morgen früh die Arbeit wieder aufnimmt das gleiche Geschenk erhält.“

Der Inspektor traute kaum seinen Ohren.

„Die Leute werden den Herrn Rittmeister auslachen,“ entgegnete er, „und auf der Lohnerhöhung bestehen.“

„Sie rechnen nicht mit den Weibern. Korn haben sie nicht nötig, denn zum Backen haben sie genug, aber zur Gänsemaß können sie jetzt den Hafer sehr gut gebrauchen; sie werden sich diese Gelegenheit, etwas für ihre Privatwirtschaft herauszuschlagen, nicht entgehen lassen und meine guten Zigarren werden bei den Männern ein übriges tun. Verlieren Sie keine Zeit, lieber Hartwig. Verlassen Sie sich darauf, dieser Weg ist der richtige; bis morgen früh ist die Mehrzahl zur Vernunft gekommen, mit dem Reste werden wir dann schon fertig.“

Der Inspektor verließ kopfschüttelnd das Arbeitszimmer seines Herrn.

Dieser hatte sich in seiner Berechnung nicht geirrt. Die Weiber der also Beschenkten renommierten auf dem ganzen Hofe herum, lobten die gütige Herrschaft bis über den Klee, die Weiber der Zurückgesetzten sahen schon im Geiste die fetten Mastgänse ihrer bevorzugten Kolleginnen und die hübschen Blusen und Bänder, die sie sich von dem Erlös für ihren Sonntagsstaat beschaffen würden. Die Verheirateten setzten ihren Männern, die Mädels ihren Liebhabern zu, sie drohten ihnen die Augen auszukratzen, falls sie nicht sofort wieder an die Arbeit gingen. Am nächsten Morgen waren sämtliche Leute, bis auf ein Dutzend besonders Hartnäckiger oder solcher, die sich vor der Rache ihrer Genossen auf den Nachbargütern fürchteten, zur Arbeit wieder zur Stelle.

Die Aufriührer hatten mehrere Tote und Verwundete, die Verteidiger des Schlosses nur einen Leichtverwundeten. Obwohl die Gefallenen aus der Kirche ausgetreten waren, verlangten ihre Angehörigen ein kirchliches Begräbnis.

Der Pfarrer, außerstande, diese tief bedeutsame Regung

der deutschen Volksseele zu würdigen, verweigerte es, zumal die Aufrihrer die Statue des segnenden Heilandes in der Dorfkirche zerschlagen und an das Altarkreuz eine Tafel geheftet hatten mit der Inschrift „Reif für die Rumpelkammer“.

Schwertfeger war ob der Weigerung des Pfarrers empört. Einen ähnlichen Fall geistlicher Unduldsamkeit und Dummheit hatte er im Kriege erlebt. Als Genesender hatte er eine Zeitlang eine Kompanie bei einem Ersatzbataillone geführt. Einer seiner Leute hatte aus Verzweiflung über die Untreue seiner Frau Selbstmord begangen. Der Geistliche hatte das kirchliche Begräbnis auch verweigert, da seine Vorschriften ihm die Beerdigung von Selbstmördern verböten. Der in kirchlicher Orthodoxie befangene Bataillonskommandeur hatte sogar verboten, den Unglücklichen mit militärischen Ehren zu bestatten. Er sollte sang- und klanglos eingescharrt werden. Nur mit Mühe hatte Schwertfeger damals die Erlaubnis erwirkt, eine freiwillige Abordnung seiner Kompanie an der Beerdigung teilnehmen zu lassen. Nach einer Ansprache, die er an seine Leute hielt, hatte sich die ganze Kompanie dazu gemeldet. Er selber hatte die Leichenrede gehalten.

Vergeblich stellte er auch jetzt wieder dem Geistlichen vor, sein Verhalten sei eine Sünde wider die Liebe, das Liebesgebot des Heilandes gälte erst recht Sündern und Abtrünnigen und es hieße abermals wider die Liebe sündigen, den Bitten der Angehörigen nicht zu willfahren.

Allein der Pfarrer blieb unnachgiebig und der Gutsherr pflichtete ihm bei: die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses werde auf die Leute mehr wirken als sonst irgendeine Maßnahme oder Strafe.

Der Gutsherrin erschien diese Maßregel so grausam und unchristlich, daß sie nicht müde wurde, die Bitten der Leute zu unterstützen. Ihrer Beharrlichkeit vermochte weder Pfarrer noch Gutsherr zu widerstehen. Der Pfarrer bat jedoch, man möge ihm ersparen, eine Grabrede zu halten. Man einigte sich dahin, daß Schwertfeger an seiner Stelle sprechen solle.

5.

Die Beerdigung fand unter Beteiligung der radikalen Arbeiterschaft der ganzen Umgegend statt. Aus den nächsten Städten waren auch Industriearbeiter herbeigekommen. Für etwaige Zwischenfälle hielten die Husaren Gut und Schloß besetzt. Es trat jedoch keine Störung der Ruhe und Ordnung ein. Kränze mit den bekannten Hefzinschriften auf den knallroten Schleifen wurden massenhaft aufs Grab gelegt; Ansprachen wurden gehalten, gespickt mit den üblichen Redensarten und Schlagworten des sozialistischen und kommunistischen Sprachschatzes. Zum Schlusse nahm Schwertfeger das Wort. Ohne daß er es beabsichtigt hatte, entwickelte sich angesichts der gespannt lauschenden Zuhörer seine Ansprache zu einer Rede:

„Volksgenossen! Deutsche Brüder und Schwestern!

Zunächst macht mal keine so verwunderten Gesichter, daß auch ich hier noch ein Wort spreche. Ihr habt soeben manche Rede gehalten für eure gefallenen Kameraden, ihr habt ihnen Lob und Ehre gespendet, weil sie ihr Leben geopfert haben für eure Ideale, für die Freiheit, für die Unabhängigkeit, für den Kommunismus, für die Inter-

nationale, für die Menschheit. Auf eurem letzten vereinigten Parteitage habt ihr alle eure Ideale zusammengefaßt in die Frage: „Wie können wir die Menschheit neu aufbauen?“ Dieses Ziel ist aber auch mein Ziel und das Ziel meiner Freunde im Schlosse und jedes vernünftigen Menschen. Ihr murtet dagegen? Ihr glaubt es nicht? Ich will es euch beweisen, laßt mich nur reden und unterbrecht mich nicht!

Damit wir hier nun kein leeres Stroh dreschen, müssen wir uns zunächst einmal fragen, was ist denn die „Menschheit“? Die Menschheit ist kein durcheinander wimmelnder Ameisenhaufen, sondern sie ist nach Ländern und Völkern abgetrennt. Länder und Völker sind nicht etwas Willkürliches, was irgendein Schulmeister erst erfunden hätte, sondern etwas ganz Natürliches und Notwendiges. Sie sind ebenso natürlich und notwendig wie die vielerlei Tiere und Ställe auf einem Gute. Die Pferde sperrt ihr in den Pferdestall, die Rühe in den Ruhstall und die Schweine in den Schweinestall. Den Pferden legt ihr kein Schweinefutter, den Rühen keinen Hafer und den Schweinen kein Heu vor. Das wäre mir eine schöne Ökonomie, wenn ihr Pferde, Rühe und Schweine in einen Stall bringen und ihr Futter ihnen durcheinander mengen wolltet. Wenn ihr der Landwirtschaft dienen wollt, dann müßt ihr Pferde, Rühe und Schweine und jegliches Vieh getrennt halten und ihm das Futter geben, das es braucht. Wenn ihr der Menschheit dienen wollt, dann müßt ihr dafür eintreten, daß jedem Volke die Lebensbedingungen gelassen werden, die es braucht, um leben und arbeiten zu können. Ihr müßt vor allem dafür sorgen, daß der Deutsche alles das bekommt, was ihm zum Leben notwendig ist. Um den Eng-

länder und Franzosen braucht ihr euch nicht zu sorgen, die nehmen sich schon ganz von selber, was sie brauchen, euch vor der Nase weg und noch mehr als das. Sie nehmen sich auch noch das, was i h r zum Leben braucht, obwohl sie es nicht verdauen können. So haben sie uns Oberschlesien genommen, Danzig und Posen, das Saargebiet und das deutsche Elsaß-Lothringen; das Ruhrgebiet möchten sie sich auch noch holen.

Als Deutsche könnt ihr der Menschheit nur dienen, wenn ihr der d e u t s c h e n Menschheit, dem d e u t s c h e n Vaterlande dient. Hierzu könnt ihr euch an dem Engländer und Franzosen ein Beispiel nehmen. Der letzte englische Schiffsjunge ist Allengländer und der letzte französische Straßensjunge ist Allfranzose, das heißt, sie sind vor allem anderen Engländer und Franzosen! Der deutsche Arbeiter aber, der fleißigste, tüchtigste und hellste auf der ganzen Welt, ist ein internationaler Hansnarr, mit dem eure französischen und englischen Kollegen nur Schindluder treiben. Das hat euch doch eure berühmte Internationale bewiesen! Wo ist sie denn geblieben eure Internationale, als ihr die Waffen wegwarft, als ihr euch und uns den Feinden ausliefertet im Vertrauen auf die Internationale? Jetzt seid ihr doch nur die Frohnknechte eurer französischen und englischen Kollegen, die sich den Buckel voll lachen, daß sie euch so fein an der Nase herumgeführt haben! Der Internationale, der ganzen Menschheit aber hättet ihr ganz anders gedient, wenn ihr die Waffen nicht weggeworfen und euch selber dadurch nicht wehrlos und ehrlos gemacht hättet. Hättet ihr das nicht getan, so könntet ihr jetzt beim Wiederaufbau der Menschheit ein energisches Wörtchen mitreden, während ihr euch nun

ducken und hinter eure Schande und Ohnmacht verkriechen müßt.

Viele von euch sind Usepeter oder Unabhängige. Auch ich möchte unabhängig sein und alle Menschen möchten es sein, aber sie sind es nicht, denn ein jeder Mensch, ob er will oder nicht, ist und bleibt immer abhängig von seinen Mitmenschen, denn er ist auf sie angewiesen. Der Arbeiter ist angewiesen auf den Unternehmer, der Unternehmer ist angewiesen auf den Arbeiter. Ein jeder ist angewiesen auf Gleichgesinnte, auf Freunde, seine Feinde zwingen ihn, sich mit Gleichgesinnten zusammenzuschließen. Und wie steht es denn mit der Unabhängigkeit in euren eigenen Reihen? Seid ihr nicht abhängig, wie Sklaven abhängig von euren Parteibonzen, die euch knuten und knebeln, euch ihren Willen aufzwingen, die euch belügen und betrügen und nur ihr eigenes Holz auf eurem Buckel spalten?

Die meisten von euch sind Kommunisten. Ein herrliches Ideal, der Kommunismus, für das es sich wohl lohnt, das Leben einzusetzen! Fragt sich nur, was wir unter diesem Ideal verstehen und wie es verwirklicht werden kann. Die meisten von euch stellen sich unter Kommunismus überhaupt nichts Bestimmtes vor, sie haben nur eine ganz verschwommene Vorstellung von einem Faulenzer- und Schlaraffenleben; sie bilden sich ein, die gebratenen Tauben würden ihnen ins Maul fliegen, wenn sie die Menschen, die bisher ab und zu auch gebratene Tauben aßen, totschlagen.

Kommunismus heißt Gemeinschaft; im besonderen versteht ihr darunter Gemeinschaft des Besitzes. Es soll keine Besitzenden und keine Besitzlosen mehr geben, so reden es

euch eure Führer ein. Alles soll allen in gleicher Weise gehören. Sehen wir zu, ob das überhaupt möglich ist.

Nehmt einmal an, es wäre so weit, wie ihr es euch denkt, alles Eigentum gehöre dem Staate und der Staat verteile es wieder an die einzelnen Volksgenossen zu gleichen Teilen. Ich sage euch, keine 24 Stunden wäre dieser Zustand möglich. Michel Schmunzel zum Beispiel trinkt gern eins über den Durst, unter fünf Glas Bier macht er's nicht, wenn er in den Krug geht und er geht täglich hinein und Sonntags kommt er überhaupt nicht aus dem Krüge heraus; er versäuft regelmäßig seinen Wochenlohn und wenn er nach Hause kommt, verprügelt er seine Alte, weil das Geld schon wieder alle ist. Er ist auch hier nicht beim Begräbnis, er liegt wieder besoffen im Heuschober. Ihr lacht, aber das ist nicht zum Lachen sondern traurig genug.

Der Jochen Frohwalt hingegen geht höchstens Sonntags mal in die Kneipe und dann trinkt er nur ein oder zwei und wenn es hoch kommt, auch einmal drei Glas Bier. Seinen Lohn liefert er regelmäßig seiner fleißigen und sparsamen Hausfrau ab und die steckt, was sie davon erübrigt, in den Strumpf. Nach acht Tagen hat der Jochen schon mehr als der Michel und nach einem Monat noch mehr und nach einem halben Jahre kann er sich von seinen Ersparnissen einen neuen Sonntagsrock kaufen, während der Michel in seinen alten Lumpen herumläuft. Nach ein paar Jahren kann er sich sogar eine zweite Kuh oder gar ein neues Stück Acker zu legen und wenn er sehr fleißig und sparsam ist, kann er schon daran denken, sich ein eigenes Häuschen zu bauen.

Soll dann das Teilen von neuem losgehen? Soll dann

der Fleißige und Tüchtige das, was er sich und seiner Familie erspart hat, wieder hergeben, um es dem Faulen und Dummen oder gar dem Säufer und Haderlumpen in den Rachen zu schmeißen? Dafür wird sich der Jochen und jeder andere, der ebenso ist wie er, wohl bedanken. Das hieße doch das Volk systematisch zu Tagedieben und Lüderjanen, Halunken und Spitzbuben erziehen. Das Tüchtigsein und Fleißigsein, das Vorwärtskommen, es zu etwas Bringen, das ist ja das Einzige, was dieses Leben überhaupt schön und lebenswert macht, trotz allen Mühen die damit verbunden sind und trotz allem Leide, das keinem einzigen Menschen, auch dem Reichsten und scheinbar Glücklichen nicht erspart bleibt.

Diese Art Kommunismus also, Gemeinschaft des Besitzes, den ihr einführen wollt, ist kompletter Blödsinn und eure Führer, die euch das einreden wollen, sind entweder Narren oder Schufte, die nur ihren eigenen Vorteil in dem allgemeinen Ruddelmuddel zu finden hoffen.

Wenn wir die Menschheit neu aufbauen wollen, müssen wir uns zunächst einmal fragen, was denn die Ursache all des Unglückes und Elends ist, in dem heute nicht nur wir, sondern alle Völker der Welt leben. Ihr seht nun die Ursache in dem kapitalistischen System. Damit habt ihr zweifellos recht; kein vernünftiger und ehrlicher Mensch kann das abstreiten. Es fragt sich nur wiederum, was man darunter versteht und welche Art Kapitalismus Schuld an dem Unglücke der Völker ist.

Was ist ein Kapitalist? Ein Kapitalist ist jeder, der sich durch fleißige und tüchtige Arbeit Geld gespart hat und mit diesem Gelde neue Unternehmungen schafft, soweit er es sich nicht für Zeiten der Not und Krankheit und zur

Sicherstellung seines Alters zurücklegt. In diesem Sinne ist auch der Jochen Frohwalt ein Kapitalist und jeder, der das Leben und die Arbeit so handhabt wie er. Ein Kapitalist ist aber auch jeder, der zu Geld gekommen ist, ohne daß er jemals in seinem Leben etwas gearbeitet hat oder wenn er es durch eigene Arbeit verdient hat, es nun nicht mehr dazu benutzt, neue Werte durch neue Arbeit zu schaffen, sondern es in Banken und Börsen steckt, um auf Kosten anderer Menschen, die Geld brauchen und dafür Zinsen zahlen müssen, ein Faulenzerleben zu führen. Ihr seht, das ist eine ganz andere Art Kapitalismus, als derjenige, den der Jochen Frohwalt oder unsere Gutsherrschaft oder ein Fabrikherr oder sonst ein Unternehmer irgendwelcher Art betreibt; denn auf die Größe eines Unternehmens kommt es ja gar nicht an, sondern einzig und allein darauf, daß es überhaupt ein Werte erzeugendes Unternehmen ist.

Dieses arbeitende und immer neue Werte schaffende Unternehmernkapital ist nicht der Feind des Arbeiters, sondern sein Freund, denn es gibt dem Arbeiter immer neue Verdienstmöglichkeiten und Gelegenheiten, sich etwas zu sparen, sich selbständig und wenn er sehr tüchtig und fleißig ist, sich sogar selber zum Unternehmer, ja sogar zum Großunternehmer zu machen.

Seht euch doch einmal um! Alle die Schöpfer und Schaffer von Riesenunternehmen nicht nur in unserem Vaterlande, sondern auch im Auslande, all die Krupp, die Thyssen, die Stinnes, die Vanderbilt, die Ford usw. oder ihre Väter sind ursprünglich einfache Arbeiter gewesen, die es durch Fleiß und Tüchtigkeit zu dem gebracht haben, was sie geworden sind. Diese Großunternehmer und die Riesenkapitalien,

die sie in Arbeit umsetzen, sind also nicht der Feind des Arbeiters, wohl aber ist es das Faulenzerkapitel, das in den Banken und Börsen aufgehäuft ist. Denn dieses Bank- und Börsenkapital schafft keine neuen, gesunden, aus erzeugter Arbeit von selbst sich weiter zeugenden Werte, sondern dient nur dazu, mit dem zu spekulieren, was der Unternehmer zusammen mit dem Arbeiter schafft. Dieses Bank- und Börsenkapital knutet und knechtet sowohl den Unternehmer als auch den Arbeiter, denn es macht, je nachdem es ihm in seine Rechnung paßt, die erzeugten Arbeitsprodukte wertlos oder wertvoll, es bestimmt die Preise, drückt die Löhne, verteuert die Lebensmittel, hält ungesunde Unternehmen künstlich am Leben und macht gesunde krank. Es ist die Grundlage des Schieber- und Wuchertums, das heute wie eine Pest die Völker zerfriszt.

Dieses Bank- und Börsenkapital nun ist fast ausschließlich in den Händen der Juden. Nicht nur bei uns in Deutschland, sondern in allen Kulturländern der Erde. Die Rotschild, Warburg, Rahn, Baruch, Loeb, Speyer, Seligmann usw. sind ihre Vertreter in Deutschland, England, Amerika und aller Welt. Dieses internationale Bank- und Börsenkapital ist es einzig und allein gewesen, das den Weltkrieg hervorgerufen hat. Weil die internationalen Großjuden, die hinter den Regierungen aller Länder und Völker stehen, zu ihren Milliarden noch mehr Milliarden haben wollten, deshalb haben sie die Völker aufeinander geheßt, um Geld und Gold aus ihrem Blute zu pressen.

Dieses jüdische Bank- und Börsenkapital ist es auch, das eure Parteibonzen und eure Arbeiterzeitungen bezahlt, um euch dumm zu machen, damit ihr nicht merken sollt, wo

euer wahrer Feind sitzt. Denn das weiß das jüdische Bank- und Börsenkapital, daß es in demselben Augenblicke mit seiner Herrlichkeit aus ist, wo ihr es für euren Erzfeind erkannt habt. Ihr werdet von euren Parteibonzen und Zeitungen auf das schamloseste belogen und betrogen, denn eure Führer und eure Zeitungen stehen im Solde der Juden. Ihr sollt nicht merken, daß ihr nur eine Judenschutztruppe zur Verteidigung der Raubschlösser seid, die eure Feinde in den Banken und Börsen errichtet haben. Der Jude tritt nur scheinbar für eure Ideale ein, um euch nicht merken zu lassen, daß er auf eurem Rücken die unumschränkte Herrschaft des internationalen Bank- und Börsenkapitals verewigen will. Ihr Hornochsen aber schreit „Hoch!“ wenn ihr bei euren Demonstrationszügen vor einer jüdischen Bank oder einem jüdischen Laden vorbeikommt und „Nieder!“ wenn ihr vor einem ehrlichen deutschen Geschäfte vorüberzieht. Seht ihr denn nicht, daß euch der Jude mit den braunen Lappen nur Sand in die Augen schmeißt, damit ihr nicht merken sollt, was eigentlich los ist? Habt ihr es denn noch immer nicht weg, daß er alles, was er euch zusteckt, mit hundertfachem Wucherzins durch unsichtbare Manöver euch wieder abknöpft?

Alles mögliche wollen eure Parteibonzen sozialisieren und kommunizieren; warum wohl aber habt ihr noch nie etwas von der Sozialisierung und Kommunisierung der Banken und Börsen gehört? Weil sie dem Juden gehören, weil in ihnen das Geheimnis liegt, den Fleiß der werktätigen Bevölkerung, zu der die Unternehmer und Gutsbesitzer ebenso gehören wie ihr, auszubeuten.

Zur Regelung des Geldverkehrs und für das Bereitstellen von Kapitalien zur Werteerzeugung brauchen wir nur

eine einzige staatliche Zentralbank. Die Reichsbank genügte, um diese Aufgabe zu erfüllen; in allen Städten könnten Filialen eingerichtet werden. Milliardengewinne fielen dem Staate zu, wenn durch Verstaatlichung der Banken und Börsen, durch Verbot des Devisen- und Valutahandels und jeglichen Differenzgeschäftes dem Spekulationschwandel ein Ende gemacht würde. Das von den jüdischen Banken und Börsen zusammengeschachtelte Kapital reichte aus, unsere Staatsschulden von heute auf morgen zu tilgen. Die Bankjuden, die Börsenjuden und die mit ihnen Hand in Hand arbeitenden Zeitungsjuden, das sind eure wahren Feinde und ebenso alle weißen Juden, die mit diesen Rassejuden gemeinsame Geschäfte machen, um das Volk auszubeuten. Befreit das deutsche Volk vom jüdischen Bank- und Börsenschwandel, dann schafft ihr mit einem Schlage dem Unternehmer die Möglichkeit, euch so zu entlohnen, daß eure Arbeit ihres Lohnes wert sei! Aber solange diese jüdische Gaunerei und Wucherei weiter besteht, kommt weder ihr noch das übrige Volk auf einen grünen Zweig mit Ausnahme eben dieser jüdischen und verjudeten Schieber und Gauner selber.

Eure Parteibonzen reden euch vor, in den Tarif- und Lohntabellen läge euer Heil. Erhöhung der Löhne bedeutet Erhöhung der allgemeinen Teuerung; steigende Teuerung bedeutet wieder Erhöhung der Löhne und so ist das eine Schraube ohne Ende. Was kann da helfen? Nichts anderes, als daß ihr euch zunächst einmal weigert, dem Feinde jeden Monat immer wieder neue Goldmillionen zu zahlen. Aber diese fortgesetzten Zahlungen an die Feinde wollen ja gerade die Bank- und Börsenjuden, denn dabei machen sie und die anderen Valutaschieber auf unser aller Kosten

die besten Geschäfte. Den Schandvertrag von Versailles haben nur die internationalen Großjuden als Drahtzieher der Weltpolitik ausgeheckt, um ihren Goldweizen zu bauen. Er fiele von heute auf morgen in sich zusammen, wenn wir alle einig und geschlossen wären in dem Willen, ihn zu zerbrechen. Die Feinde haben ihn, so oft es ihnen in ihren Kram paßte, schon dutzendmal gebrochen. Wenn wir diesen Vögenvertrag noch länger anerkennen und das Blut uns aus den Adern pressen lassen, um ihn zu erfüllen, werdet ihr und wir alle und mit uns die ganze Welt zugrunde gehen.

Löhne und Tarife können euch überhaupt nicht glücklich machen! Der deutsche Arbeiter wird und kann nicht eher glücklich sein, als bis er auf seinem eigenen Grund und Boden, in seinem eigenen Häuschen wohnt, bis er sein eigenes Gärtchen und seinen eigenen Kartoffelacker hat. Das ist das Ziel, das jedem von euch bewußt oder unbewußt im Blute liegt, weil ihr eben nicht Juden, sondern Deutsche seid. Es ist aber nur zu erreichen durch gemeinsame Erneuerungsarbeit des ganzen deutschen Volkes. Es gibt heute keinen Deutschen irgendeiner Partei und Richtung, der dem deutschen Arbeiter die Verwirklichung dieses Zieles nicht gönnte und wünschte, denn Brüder sind wir alle, entsprossen dem gleichen Stamme, dem gleichen Blute, Angehörige einer einzigen großen Familie! Blutsbrüder kennen keinen Unterschied des Standes und der Klassen! Gleichberechtigt sind wir alle vor dem Vaterlande und dem Gesetz! Ein Volk ist eine große Gemeinschaft von Gliedern, die alle gleichwertig und gleichnotwendig sind: der Unternehmer ebenso wie der Arbeiter, der Gelehrte und Geist-

liche ebenso wie der Handwerker und Soldat. Jeder ist an dem Platze, auf den ihn der Herrgott gestellt hat, unentbehrlich; jeder arbeitet an seinem Platze zum Nutzen der Gesamtheit unter Einsetzung aller Gaben und Kräfte, die ihm der Herrgott verliehen hat. Darum gibt es keinen Unterschied zwischen Bürgern und Arbeitern, Arbeitgebern und Arbeitnehmern, denn Arbeiter sind wir alle!

Das Wort vom klassenbewußten Proletariat ist die Erfindung eines Juden und wie alles Jüdische eitel Schwindel und Betrug. Die Partei- und Klassengegensätze in unserem Volke werden von selber verschwinden, sobald der Jude aus unserem Volksleben verschwindet. Denn nur der Jude ist es, der immer wieder neue Reile ins Volk und in die Parteien treibt, der Volk und Parteien immer weiter spaltet. Das erlebt ihr in euren Arbeiterparteien ja jeden Tag. Der Jude und die mit ihm verfilzten weißen Juden sind es, die allein ein Interesse daran haben, daß jene große Werkgemeinschaft des ganzen einigen Volkes nicht zustande kommt, weil sie dann wie wir alle arbeiten müßten und von ihren Spekulations-, Börsenschwindel- und Valutamanövern nicht mehr auf unsere Kosten leben und schlemmen könnten.

Diese große Werkgemeinschaft des ganzen Volkes kann aber nur verwirklicht werden im Zeichen der christlichen Bruder- und Nächstenliebe, wie sie der Heiland Jesus Christus uns gelehrt hat. Obwohl sich sogar viele von euch auf den Heiland als den ersten und größten Kommunisten mit Recht berufen, habt ihr gleichwohl in der Dorfkirche in blinder Zerstörungswut die Heilandsstatue zerschlagen und in blöder Dummheit an das Altarkreuz die Inschrift geheftet: „Reiß für die Kumpelkammer.“ Ich sage euch,

ihr und ich und wir alle, unser ganzes Volk und alle Völker der Erde werden mit absoluter Sicherheit in die Rumpelkammer wandern, wenn wir uns alle nicht endlich zu den Grundsätzen bekennen und nicht nur bekennen, sondern sie auch praktisch betätigen, die der Heiland durch seine Liebeslehre uns gebracht hat.

Wir alle sind uns darüber einig, daß die Ursache des heutigen Völkerelendes das jüdisch-kapitalistische System ist, welches die Völker beherrscht. Dieses System ist nichts anderes als die unmittelbare Folge und Frucht des Egoismus und Materialismus: das genaue Gegenteil von der Liebeslehre des Heilandes. Weil wir alle das Christentum wohl im Munde führten, aber nicht praktisch danach lebten sondern den Gott des Mammons anbeteten, Besitzer wie Besitzlose, Arbeiter wie Unternehmer, deshalb sind die Zustände geschaffen worden, unter denen wir heute alle leiden.

Das Besitzer- und Unternehmertum sah das Anhäufen von Besitz und wirtschaftlicher Macht als Selbstzweck an und nicht als von Gott geschenkte Gaben, Liebesdienste am Mitmenschen zu leisten. Es hat euch, die unteren und mittleren Beamten durch fünf Jahrzehnte hindurch ausgebeutet und maßlos an euch gesündigt; es häufte aus eurer Hände Arbeit Gewinn und Besitz und zahlte euch Hungerlöhne; es lebte in Palästen ein Prasserleben und ließ euch in elenden Hütten, in Lappen und Lumpen verkommen; es lebte auf den Höhen der Menschheit und tat nichts, um euch zu einem menschenwürdigen Dasein empor zu führen. Das Unternehmertum sündigte an euch wider das höchste und heiligste Gebot, es sündigte wider die Liebe. Die un-

ausbleibliche Folge dieser endlosen Sünde wider die Liebe ist unsere heutige Not.

Aber ihr begeht jetzt genau dieselben Fehler und Sünden, die früher das Unternehmertum an euch beging. Unrecht wollt ihr nun mit Unrecht wieder gut machen, den Materialismus wollt ihr austreiben durch noch größeren Materialismus, mit Gewalt und Zwang wollt ihr bessere Zustände herbeiführen, die doch nur herbeizuführen sind durch die innere Erneuerung eines jeden Einzelnen von uns im Sinne der Liebeslehre des Heilandes.

Diesen Zwangs- und Gewaltkommunismus, den ihr aller menschlichen Vernunft zum Trotz einführen wollt, den hat der Heiland wahrlich nicht gelehrt. Die ersten Christen sagten: „Was mein ist, das sei auch dein“; ihr aber sagt: „Was dein ist, das ist mein, sonst schlag' ich dir den Schädel ein!“ Das ist doch ein gewaltiger Unterschied! Aber auch die ersten Christengemeinden hatten den Kommunismus des Heilandes falsch verstanden. Denn obwohl sie ihr Zusammenleben aufbauten auf der selbstlosen Liebe, auf der Hilfsbereitschaft und Opferfähigkeit ihrer Mitglieder und nicht auf Gewalt, hatte ihre Gemeinwirtschaft keinen Bestand, denn sie rechnete nicht mit der Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit der menschlichen Natur und mit der Verschiedenheit der einzelnen Menschen. Sehr bald wollte niemand mehr in jenen ersten Christengemeinden arbeiten, und mit Beten und Halleluja-singen läßt sich eine menschliche Gesellschaft nicht erhalten.

Aber einen solchen Gleichmacher- und Faulenzerkommunismus hatte der Heiland ja auch gar nicht gelehrt. Wohl hatte er eine Lebensgemeinschaft gepredigt, die sich auf selbstlose Liebe, Hilfsbereitschaft und Aufopferungs-

fähigkeit gründet, aber zugleich auch auf Arbeit und Fleiß, Treue und Pflicht, Recht und Gerechtigkeit. Er hat gelehrt, daß jeder das Pfund verwerthe, das ihm der Herrgott verliehen hat, das heißt, daß er seine Gaben und Kräfte rege, sie zu erhalten und zu mehren suche. Immer wieder entnimmt er seine Lehren und Gleichnisse dem werktätigen Leben und der praktischen Arbeit; jeden Arbeiter will er seiner Leistung entsprechend entlohnt sehen und er hat das Wort gesprochen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Er hat jenen echten, jenen wahren Kommunismus gelehrt, den ich euch vorhin dargestellt habe, jenen Kommunismus, der in der gesunden organischen Gliederung der menschlichen Gesellschaft besteht, in der jeder ein notwendiges und gleichberechtigtes Glied des Ganzen ist, mag er Fürst oder Arbeiter, Soldat oder Gelehrter sein!

Der Heiland hat jenen echten Kommunismus gelehrt, den unsere preussischen Könige und unser Bismarck für das höchste Staatsziel ansahen und der in dem Worte zusammengefaßt ist: „Suum cuique — Jedem das Seine.“ In diesem Sinne, in diesem christlich-preussischen Sinne bin auch ich Kommunist und mit mir jeder ernsthafteste, vernünftige Mensch, denn es ist der einzig wahre, einzig sittliche und einzig mögliche Kommunismus, der in Theorie und Praxis standhält. Jeder andere Kommunismus läuft auf eitle Phrasendrescherei, Betrug und Selbstbetrug hinaus. Wer einen anderen Kommunismus lehrt, ist entweder ein Dummkopf oder ein Schwindler.

Wenn im letzten Kaiserreiche dieser preussische Staatsgrundsatz „Jedem das Seine“ nicht verwirklicht werden konnte und wenn vor allem euch Arbeitern nach diesem

Grundsätze nicht das zuteil geworden ist, was euch zukommen hätte müssen, so liegt das einzig und allein daran, weil der jüdische Weltkapitalismus auch unser Kaiserhaus angefressen hatte und weil die Vertreter des jüdischen Weltkapitalismus als unsichtbare Drahtzieher hinter unserer inneren und äußeren Politik standen. Dafür haben wir längst so unwiderlegliche Beweise, daß nur Kinder und Narren es abstreiten können.¹⁾

Ich sehe, wie ihr Mund und Nasen aufsperrt über alles, was ich euch hier sage, obwohl manche von euch noch ungläubig dazu lächeln. So ist es immer, wenn ihr unter euch seid und der Jude nicht seine Gift- und Sprenggranaten unter euch wirft. Ich bin gern bereit, euch über diese Fragen noch weiter aufzuklären, wenn ihr es wollt, für heute aber ist es genug. Wenn nur wenige unter euch sind, die meine Worte so ehrlich auffassen, wie sie von mir ehrlich gemeint sind, dann sind eure Kameraden, die wir hier zur irdischen Ruhe betten, nicht umsonst gefallen. Sie waren wie wir alle Werkzeuge Gottes und des Heilandes, der die Menschheit gar wundersame Wege führt, um sie zu sich empor in das Reich seiner unermesslichen Liebe zu ziehen. Sie sind zwar leiblich gestorben, aber geistig sind sie auferstanden, denn ihr unsterblicher Geist, von der Körperfessel befreit, wird nun zur Einsicht und Erkenntnis seines menschlichen Irrrens gelangen. Ihre Entwicklung setzt sich im reinen Geistzustande fort, bis sie, zur höchsten Erkenntnis gelangt, einst werden selig sein in Gott. Ruhe und Frieden ihrer Aschel“

Solange die Arbeiter im Banne des Redners standen, nahmen sie seine Ausführungen widerspruchslos, ja mit sichtlichem Interesse entgegen. Raum aber war das Begräbnis vorbei, da setzte auch schon unter Leitung des Parteisekretärs Sternheim die Arbeit der Setzer ein. Am übernächsten Tage stand in den Arbeiterzeitungen Berlins und der Provinz folgender Artikel:

„Die Arbeitermassenmorde in Rochow.

Finsterer denn je erhebt die Reaktion ihr blutrünstiges Haupt. Die Konterrevolution ist in vollem Gange. Arbeiter, die von ihrem gesetzlichen Streikrecht Gebrauch machten und sich zu einer harmlosen Demonstration auf dem Gutshofe des ultrareaktionären Krautjunkers, Volksausbeuters und Kriegsheizers, des Herrn von und zu, in und auf Rochow, versammelt hatten, wurden mit Maschinengewehren und Minenwerfern niederkartätscht. Aber nicht genug damit! Als die unglücklichen Arbeiter, Frauen, Kinder und Greise sich stöhnend in ihrem Blute wälzten, wurde auch noch eine Husarenchwadron herbeigerufen und restlos niedergeritten. Ströme von Arbeiterblut sind geflossen und schreit himmelschreiend um Rache zum Himmel. Das Schloß in Rochow ist in eine uneinnehmbare Festung verwandelt. Die Wälle sind gespickt mit Maschinengewehren, Minenwerfern und Geschützen. 150 bis 200, sehr wahrscheinlich aber noch viel mehr bis an die Zähne bewaffnete Anhänger des alten, fluchwürdigen Regimes haben sich darin verschanzt und halten die Arbeiter der Umgegend in Angst und Schrecken. Die reaktionären Scheußale scheuten sich nicht, die Arbeiterwohnungen in

Brand zu schießen. Bei dem Begräbnisse der Massenmorde spielten sich grauenenerregende Szenen ab, die zu beschreiben die Feder des Lesers sich vergeblich sträubt. Die Maschinengewehre und Geschütze waren auf die von Husaren umstellten Gräber gerichtet und unter ihren Schlünden wurden die Arbeiter gezwungen, sich die Hetzrede eines reaktionären Agitators anzuhören, die von Spott und Hohn über die Hingerichteten nur so triefte und zum wildesten Klassen- und Rassenhaß aufforderte. In schwindelerregenden Phrasen suchte der Redner vergeblich den Nachweis zu erbringen, daß nur die restlose Wiederaufrichtung des kapitalistischen Systems der Menschheit Freiheit und Friede bringen könne.

Arbeiter, Volksgenossen hört! Gebt den Reaktionären die Antwort, ehe die Konterrevolution siegt! Tretet ein in den Sympathiestreik für unsere unglücklichen pommer-schen Kollegen! Steigt auf die Barrikaden! Erstickt die Konterrevolution im Keime, ehe sie euch in eurem Blute erstickt und ganz Deutschland in ein einziges großes Massengrab verwandelt, das von Arbeiterleichen dampft, die ihr Leben gelassen haben für Freiheit und Recht, für Friede und Brot! Nieder mit dem Kapitalismus! Nieder mit der Konterrevolution! Es lebe Rußland! Hoch die Weltrevolution!“

Um diesem Lügenberichte entgegenzutreten, sandte Schwertfeger an die Schriftleitungen der Arbeiterzeitungen eine gedrängte Darstellung des tatsächlichen Streikverlaufs nebst dem Wortlaute seiner Rede, die einer seiner Freunde kurzschriftlich festgehalten hatte. Sie nahmen jedoch davon überhaupt keine Notiz. Als er nunmehr Bericht nebst Rede auch den Berliner nationalen Zeitungen einschickte,

mußte er erleben, daß sie nur den Bericht brachten. Eine in den Kreisen der Gutsbesitzer viel gelesene große Tageszeitung erwähnte, bei dem Begräbnisse der Arbeiter sei auch eine Rede gehalten worden, die viel besser unterblieben wäre, zumal ihr Inhalt in sozialpolitischer Hinsicht Bedenken erregen müsse.

Schwertfeger stand vor einem Rätsel. In der Überzeugung, seine Rede könne nur versöhnend wirken, schickte er sie nun dem befreundeten Schriftleiter einer pommer-schen Landeszeitung mit der Bitte, sie ungekürzt zu bringen. Sie erschien bereits am nächsten Tage. Zu seiner großen Verwunderung erhielt er nur wenige Zustimmungserklärungen, hingegen zahlreiche entriüstete Ablehnungsbrie-fe pommer-scher Gutsbesitzer. Auch Herr von Rochow erhielt eine Anzahl Briefe aus dem Kreise seiner Berufs-genossen; sie gaben ihrer Verwunderung Ausdruck, wie er, ein alteingesessener pommer-scher Landedelmann, eine solche geradezu revolutionäre Rede habe gestatten können. Einer von ihnen bedauerte sogar, daß die Berichte der Arbeiterzeitungen nicht den Tatsachen entsprächen, denn nur Maschinengewehre und Kartätschen könnten das „Arbeitergesindel“ zur „Raison“ bringen. Die Rede sei geradezu Gift für die Arbeiter und müsse die nationalen Bemühungen, die gesegneten Zustände der Vorkriegszeit wiederherzustellen, aufs schwerste gefährden. Er erwarte, daß Rochow seinen übergeschnappten „Hauslehrer“ sofort entlasse.

Lächelnd überreichte Rochow seinem Freunde die Briefe. „Da sehen Sie,“ sagte er, „wie unbelehrbar die meisten meiner Standesgenossen noch sind.“

Mit tiefem Schmerze erkannte Schwertfeger, wie

himmelweit der Landadel, auf den er alle Hoffnung zur vaterländischen Erneuerung gesetzt hatte, von der eigenen Erneuerung noch entfernt war und wie auch die nationale Presse sich noch in Gedankengängen bewegte, die niemals zur deutschen Wiedergeburt führen können.

Wortlos reichte Schwertfeger dem Gutsherrn die Briefe zurück. Dieser zerriß sie mit traurigem Lächeln. Wie in stummem Treugelöbniße reichte er Schwertfeger die Hand.

Aber auch unter Schwertfegers Freunden im Schlosse fand die Rede nur geteilte Aufnahme. Sein Kriegskamerad Specht erhob sogar lebhaften Widerspruch. Er war der Sohn eines deutsch-baltischen Barons und Großindustriellen, der durch die Bolschewisten Besitz und Leben verloren hatte. Nach Deutschland war er geflüchtet, um sich im alten Vaterlande seiner Vorfahren eine neue Existenz zu gründen. Auf Rochow hatte er Unterkunft gesucht in dem Bestreben, von hier aus auf irgendeine Weise, womöglich durch eine reiche Heirat, wieder in den Besitz von Geld und Gut und dadurch der Genußmöglichkeiten zu gelangen, die ihm als Sohn reicher Eltern auf Lebenszeit gesichert erschienen, bis ihn die Ereignisse des Weltkrieges über Nacht zum Bettler gemacht hatten.

„Wo soll es denn hinführen,“ sagte er, „wenn jeder Arbeiter Grund- und Hausbesitzer werden soll, wie du es ihnen vorphantasiert hast!“

„Das soll dahin führen,“ erwiderte Schwertfeger, „wohin wir kommen müssen, wenn wir Deutsche jemals ein einiges Volk werden sollen, ein einiges Volk in dem nationalen Sinne, wie es die Engländer und Franzosen sind, das heißt ein Volk, in dem jeder einzelne das eigene

persönliche Interesse dem Interesse des Volksganzen unterordnet und Ehre und Größe des Vaterlandes über alles in der Welt stellt.

Die Grundvoraussetzung zur Erreichung dieses Zieles ist die Lösung der sozialen Frage. Die soziale Frage kann nur gelöst werden, wenn es gelingt, dem Arbeiter Lebensbedingungen zu schaffen, welche die seelen- und charakterzerstörende und darum entsittlichende Wirkung des Fabrikbetriebes auszugleichen vermögen. Ein Mensch, der dazu verdammt ist, Jahr für Jahr, tagaus tagein nichts anderes zu tun als die Maschine zu bedienen, die Papierbogen fälzt, Briefumschläge leimt, Stoffe näht, Ösen schlägt, Nuten hobelt, Schrauben preßt, ein Mensch, der gezwungen wird, nur Bruchstückarbeit zu leisten und diese seinem Nachbarklaven weiterzugeben, ohne jemals etwas Fertiges und Ganzes aus seinen Händen hervorgehen zu sehen, ja der nicht einmal das Enderzeugnis seiner Bruchstücktätigkeit zu Gesichte bekommt, in vielen Fällen sogar überhaupt nicht weiß, wozu sie dient, der muß selber zum Mechanismus und zum Tier verblöden. Was Wunder, wenn der in seiner Menschenwürde also Getötete nur noch den niederen Instinkten lebt und zum urteilslosen Werkzeug seiner Parteibonzen, der Parteipresse und internationaler Phantastereien wird? Von Stückwerk wird das deutsche Herz nicht satt, es will Ganzes wirken und seine Freude an der Vollendung haben.

Wie anders darum der Handwerker! Vom ersten bis zum letzten Hobelstrich und Hammerschlag vollendet er sein Werkstück selber. Er kennt genau Sinn und Zweck eines jeden Nagels, einer jeden Niete; jeder Handgriff ist zugleich ein Denken, er genießt die Seelenfreude des Planens und

Entwerfens, des Gestaltens und Vollendens, ja die Schöpferseligkeit des Künstlers. Und wie anders auch der Bauer! Naturwüchsig wie ein Erzeugnis seines Bodens steht er da; sein Tun und lassen ist zugleich ein Beobachten und Besinnen, sein Mühen und Quälen ein Hoffen und Harren, sein Hüten und Hegen ein Beten und Vertrauen; keine andere Abhängigkeit kennt er als die von Regen und Sonnenschein; niemanden hat er über sich und um sich als Gott und die Natur; er ist selber ein Stück Natur, vollendet in sich selbst und sich selbst genügend wie die Eiche, die Sturm und Hagel, Frost und Dürre trotz.

Bauer und Handwerker sind die natürlichen Grundstützen des Staates. Alle anderen Volksgenossen, Kaufleute und Techniker, Lehrer und Soldaten, Geistliche und Gelehrte, Ärzte und Juristen, das ganze Heer der freien geistigen und künstlerischen Berufe, Beamte und Regierende, sie alle stehen auf den Schultern der Bauern und Handwerker; diese schaffen erst die Voraussetzungen zu jeder höheren Tätigkeit; aus ihnen ergänzen sich immer wieder die im Dienste höherer Kultur verbrauchten Volkskräfte; sie sind schlechthin die natürliche Grundlage der Gesellschaft, des Staates, der gesamten Kultur.

Aber sie sind es auch im sittlichen Sinne: die natürliche organische Tätigkeit des Bauern und Handwerkers weckt seine Persönlichkeit, bildet seinen Charakter, fördert seine Seelenharmonie, macht ihn zum zufriedenen und glücklichen, weil sich selbst genügenden Menschen. Ein Volk ist um so fruchtbarer und freier, zufriedener und glücklicher, je mehr sich selbst genügende Persönlichkeiten es hat.

Schau dir die gesunden und frohen Antlitze unsrer Bauern und Handwerker an und vergegenwärtige dir daneben die

blassen, verbitterten, verzerrten Gesichter der Unglücklichen, die allabendlich den Fabriken entströmen und den Schächten entsteigen. Faßt dich da nicht Grauen und Entsetzen? Wenn ich das Gellen einer Fabrik sirene höre, ist es mir immer, als ob sich Millionen Arbeiterfüße in wilder Verzweiflung verfluchend zum Himmel emporballten. Verflucht ist und bleibt die Gesellschaft, verflucht der Staat, verflucht die Menschheit, solange sie duldet, daß Millionen und Abermillionen unsterblicher Menschenseelen aus erbärmlichster Gewinn- und Eigensucht gewaltsam verhindert werden, den Zweck ihres irdischen Lebens zu erfüllen.“

„Ein Spartakist und Kommunist könnte nicht anders reden als du,“ warf Freiherr von Specht ein. „Du möchtest also am liebsten die Errungenschaften der modernen Kultur mit einer Handbewegung wegwischen und die Menschen in ihren Urzustand zurückversetzen?“

„Nein, mein Lieber, solchen Unsinn möchte ich nicht, obwohl ich bestreite, daß diese sogenannten Errungenschaften „der modernen Kultur“ überhaupt die Bezeichnung „Kultur“ verdienen. Aber ich möchte Bauern und Handwerker, diese Träger allen völkischen und staatlichen Werdens und Lebens erhalten wissen, während der Fabrikbetrieb darauf ausgeht, sie zu vernichten. Durch das schrankenlose Großziehen des Fabrikbetriebes wurde der Bauer an die Wand gedrückt, der Handwerker erdrosselt oder zum Fabrikssklaven entmenscht. Unabsehbares Elend ist durch die Maschinenindustrie über die Menschheit gekommen. Nie und nimmer kann dieses Elend durch Erhöhung der Löhne wieder ausgeglichen werden, da es ein seelisches, nicht nur ein wirtschaftliches ist. Die

soziale Frage kann niemals durch Lohntarife sondern nur durch gründliche Umgestaltung der gesamten Lebensverhältnisse des Arbeiters im Sinne des Bauern und Handwerkers gelöst werden. Das ist natürlich nur möglich durch eine grundstürzende Umgestaltung des großindustriellen Betriebes überhaupt.“

„Wie stellst du dir das nur vor? Ein Fabrikarbeiter kann doch nicht zugleich Bauer und Handwerker sein!“

„Ganz gewiß kann er das. Durch Staatsgesetz braucht nur bestimmt zu werden, daß ein Arbeiter als seelenlose Maschine zu seelenzerstörender Bruchstückarbeit, derart, wie ich sie vorhin angedeutet habe, nur eine begrenzte Anzahl Stunden täglich verwendet werden darf und daß ihm Gelegenheit zu ausreichender Erholung durch bäuerliche und handwerkliche Tätigkeit geboten wird. Ein Fabrikunternehmen darf nur dann ins Leben gerufen werden, wenn dafür gesorgt ist, daß alle Arbeiter und Unterbeamten gesunde Wohnung, Garten und Ackerland erhalten mit der Möglichkeit, sie durch ihre Fabrikarbeit abzubezahlen und als Eigentum zu erwerben. Die Arbeiterkolonien müßten fern den Fabriken und Städten auf dem flachen Lande angelegt werden, Entfernungen spielen ja heute keine Rolle. Auch die Fabrikbesitzer wohnen ja längst nicht mehr in der Stadt sondern in den Vororten oder gar auf dem Lande. Auf Kosten der Fabrikbesitzer müßten die Arbeiter täglich in besonders eingerichteten Schnellzügen, nicht Bummelzügen, zu und von der Arbeit gefahren werden.“

„Sei mir nicht böse, lieber Schwertfeger, aber ich fürchte, dein Verstand hat einen Knacks bekommen. Wie soll denn unter solchen Voraussetzungen ein Fabrikunternehmen überhaupt noch einen Gewinn abwerfen!“

„Es braucht gar keinen „Gewinn“ abzuwerfen. Es genügt, wenn das Unternehmen alle unumgänglichen Lebensbedürfnisse aller daran Beteiligten, vom Fabrikherrn und Prokuristen angefangen bis zum letzten Arbeiter und Kondiener in vollstem Umfange befriedigt. Der Mensch lebt hier auf Erden, um seinen Ewigkeitsaufgaben zu dienen und nicht um seinem Brotherrn die Beschaffung von Dividendenpapieren zu ermöglichen. Das Ideal menschlichen Lebens ist, andere Bedürfnisse als die zur Erfüllung unserer Ewigkeitsaufgaben unumgänglich nötigen überhaupt nicht zu kennen. Mit dieser Grundeinsicht und dem Streben, das eigene Leben und das Leben aller Volksgenossen danach praktisch zu gestalten, fängt der Mensch, die Kultur erst an. Höchste und letzte Aufgabe des Staates ist es, allen Volksgenossen die Verwirklichung dieses Lebensideales zu ermöglichen.

So gestaltet wird ein Fabrikunternehmen zwar keinen geldlichen, wohl aber den höchsten sozialen und sittlichen, seelischen und geistigen Gewinn abwerfen, der mit Geld und Geldeswert überhaupt erzeugt werden kann. Rein Einsichtiger wird bestreiten, daß diese unmittelbare Art, werktätige Arbeit in soziale Werte umzusetzen, das ökonomischste Verfahren ist, Menschen zufrieden und glücklich zu machen. Den Unternehmern zu gestatten, unter Ausbeutung der Arbeitskraft, der seelischen und körperlichen Gesundheit des Arbeiters Gewinne und Überschüsse zu erzielen und diese erst wieder durch ein verwickeltes System in höchst mangelhafter und unzulänglicher Weise zur Hebung der Lebenslage des Arbeiters zu verwenden, dieses Verfahren ist, rein kaufmännisch gesehen, das stümperhafteste, das sich denken läßt.

Kein Staat der Welt hätte es so leicht gehabt, die soziale Frage im höchsten menschlichen Sinne mustergültig zu lösen, wie das neugegründete deutsche Reich. Diese Lösung mußte schon beim Bauen der ersten Fabrik in Angriff genommen werden, statt sie auf die lange Bank zu schieben oder nur mit ganz unzulänglichen Mitteln zu versuchen. Diese Versuche waren noch dazu nicht von der Menschenliebe, sondern von der Selbstsucht diktiert. Man fürchtete das Erwachen der ausgebeuteten und geknechteten Arbeiterschaft und sah mit Besorgnis die Arbeiterbewegung immer drohender werden, ohne sich entschließen zu können, durch allergründlichste Reformen unter Eindämmung der eigenen Selbstsucht den sozialen Ausgleich herbeizuführen. Die Unternehmer und der alte Staat haben so selber die Sozialdemokratie groß gezüchtet und die Arbeiter dem Juden in die Arme getrieben. Die Folgen dieses sündhaften Verfahrens haben wir ja erlebt. Die Kluft zwischen Arbeitgebern und -nehmern, zwischen Besitzenden und Besitzlosen wurde immer größer bis sie zum Abgrunde wurde, der uns alle verschlang.

Wäre die junge Industrie des neugegründeten Reiches von vornherein nicht in den Dienst der Eignsucht sondern der Nächstenliebe, nicht in den Dienst Satans sondern in den Dienst Gottes gestellt worden, so hätte sie sich viel langsamer und dadurch natürlicher und gesünder entwickelt; ihre Werte und Wunder, die Vervollkommnung der Lebenshaltung, die Schaffung ganz neuer Daseins- und Entwicklungsmöglichkeiten wäre nicht einseitig den Besitzenden sondern allen Volksschichten zugute gekommen; sie hätte sich nur auf notwendige, zur Lebensführung unentbehrliche Erzeugnisse geworfen und nicht auf die

Überproduktion von Sachen, die nur die Begehrlichkeit reizen, die Genußsucht fördern, die Gesundheit untergraben, die Selbstgenügsamkeit und damit das Lebensglück vernichten; der Gründungsschwindel der achtziger Jahre, der Anfang der sittlichen Verrottung in Deutschland, wäre überhaupt nicht möglich gewesen; die Warenhäuser, diese Vernichter des soliden, ehrlichen Handwerks, des kleinen und mittleren Kaufmannsstandes, wären nicht wie Satanspilze aus der Erde geschossen; die Spekulation, die Reklame, der ganze ekelhafte, alle sittlichen Werte zerstörende jüdische Geschäftsbetrieb, der maßgebend für die deutschen Kaufmannsmethoden geworden ist, wäre unmöglich gewesen, unser Volk wäre gesund und unbesieglich in der Welt geblieben.“

„Ja, glaubst du denn allen Ernstes, daß sich unter solchen Hemmungen eine Industrie überhaupt hätte entwickeln können, ja daß sich überhaupt Unternehmer gefunden hätten, die Kapital, Zeit und Arbeitskraft an ein derartiges Unternehmen gewandt hätten?“

„Ja, das glaube ich. Es hat in Deutschland zu allen Zeiten Männer genug gegeben, denen es nur darauf ankommt, ihre Persönlichkeit im Dienste der Allgemeinheit selbstlos zu betätigen. Unsere hervorragenden Erfinder und Großindustriellen, Männer wie Siemens, Krupp, Zeiß und viele andere sind solche Persönlichkeiten gewesen. Trotzdem kein Staatsgesetz sie dazu zwang, hatten sie und Männer ihrer Art schon ganz von selbst versucht, durch Schaffung gesunder Wohnhäuser und sonstiger sozialer Einrichtungen, ja durch Beteiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn, ihr Wohl zu fördern. Das Beispiel dieser und anderer Männer hatte bereits anregend und

anfeuernd auf viele ihrer Berufsgenossen gewirkt, ein Beweis, daß die Möglichkeit vorlag, durch staatliche Gesetzgebung diese sozialen Einrichtungen allgemein einzuführen und weiter auszugestalten.

Der Trieb, selbstlos zu wirken, ist ein Grundzug des deutschen Wesens. In der sprichwörtlich gewordenen Gütmütigkeit des Deutschen kommt er allenthalben zum Ausdruck. Bei höher entwickelten Naturen äußert er sich in dem Drange, die eigene Persönlichkeit auszugestalten ohne Rücksicht auf materiellen Gewinn, ja oft im schwersten Daseinskampfe unter freiwilligem Verzicht auf ein sorgenloses Leben in gesicherten Berufen. In dem ent-sagungsvollen und entbehrungsreichen Leben unserer Dichter und Denker offenbart er sich ebenso wie in dem selbstlosen Wirken unserer großen Gottes- und Staats-männer. Kein Land der Welt verfügt über soviel selbstlos wirkende geniale Volkskraft wie Deutschland. Wie leicht hätte es eine weise Regierung gehabt, die soziale Frage in Deutschland mustergültig für die ganze Welt zu lösen, wenn sie es verstanden hätte, diesen Grundzug des deutschen Wesens sozialpolitisch fruchtbar zu machen. Statt dessen hat sie den Juden, in dem alle selbstjüchtigen, materialistischen und mammonistischen Triebe verkörpert sind, als gleichberechtigt auf den deutschen Unternehmer und Kaufmann losgelassen und sie gezwungen, sich der jüdischen Schwindel- und Gaunermethoden zu bedienen, wenn sie im Wettbewerb mit dem Juden bestehen und nicht zugrunde gehen wollten.

Ich brauche wohl nicht erst besonders hervorzuheben, daß die soziale Gestaltung der Industrie in dem darge-legten Sinne gleichwohl nach streng kaufmännischen Grund-

sätzen erfolgen müßte, daß Überschüsse zur Schaffung des Betriebskapitals und der Kapitalreserven zu machen wären wie bei den unsozialen Unternehmen. Die Methode, die ich entwickelt habe, bezweckt einzig und allein, die Überschüsse, die bisher in den Privatbesitz des Unternehmers übergingen, nicht ihm allein, sondern der Gesamtheit zugute kommen zu lassen und unmittelbar in wirtschaftliche, gesellschaftliche und sittliche Werte umzusetzen. Mit der heute beliebten Sozialisierung und Kommunisierung hat dieses Verfahren nichts zu tun. Diese von unklaren Köpfen ausgeheckten Sozialisierungsversuche ändern nicht das verfehlte System sondern nur den Besitzer. Anstelle des Privatbesitzes soll der Staatsbesitz treten und anstelle einer den ganzen Betrieb verantwortlichen leitenden Persönlichkeit ein Kollegium von Köpfen, die nichts von der Sache verstehen.

In dem neuen gemeinwerkshaftlichen Betriebe bleibt der Fabrikherr Eigentümer und allein verantwortlicher Unternehmer. Er stellt die Arbeiter an und entläßt sie nach seinem eigenen Ermessen. Die Arbeiter und Angestellten werden nicht gleichmäßig oder nach Altersklassen entlohnt sondern einzig und allein nach ihren Leistungen. Verbleiben nach erfolgter Rücklage zur Bildung von Betriebskapitalreserven gleichwohl Überschüsse, so werden diese an den Unternehmer und an sämtliche Arbeiter und Angestellte im Verhältnis ihrer Lohn- und Gehaltsbezüge verteilt. An den Staat werden sie nicht abgeführt.

Für Kranken-, Alters- und Lebensversicherung sorgt jeder Betrieb nach gesetzlich festgelegten Grundsätzen selber auf seine eigenen Kosten. Diese Versicherungen auf dem Umwege staatlicher Zentralisierung wirksam zu machen, ist

das unökonomische Verfahren der öden Gleichmacherei. Der staatliche Riesenapparat verschlingt den weitaus größten Teil der Versicherungsbeiträge. Das heutige System der Krankenversicherung wirkt überhaupt unsozial: es untergräbt den Willen zum Gesundsein, es züchtet Verstellungskranke und Faulenzer, die wirklich Kranken leiden darunter; es schablonisiert die Krankenbehandlung und begünstigt die Gewissenlosigkeit der Ärzte. Der Krankenkassenarzt steht in der Regel ohne jedes innere Interesse den Krankenkassenpatienten gegenüber, in zwei bis drei Minuten ist die Untersuchung erledigt, die billigsten, oft unzweckmäßigsten Heilmittel werden schematisch verschrieben und der Kranke wird seinem Schicksal überlassen. Es treibt Raubbau an der Volksgesundheit und bewuchert die Patienten ebenso wie die Ärzte.

Ähnlich wirkt die heutige Arbeitslosenunterstützung; sie ist nichts Anderes, als eine Prämie für Tagediebe. Ein Arbeitsloser, der die Verrichtung irgend einer Arbeit, die er zu leisten vermag, verweigert, und sei es Straßenkehren oder Schneeschippen, müßte sofort jede Unterstützung verlieren. Nicht auf die Art der Arbeit, sondern einzig und allein auf ihre gewissenhafte Ausführung kommt es an; diese adelt jede, auch die trivialste Arbeit.“

„Angenommen, es wäre möglich gewesen, nach der Reichsgründung die deutsche Industrie auf dieser sozialen Grundlage aufzubauen, glaubst du denn, unsere deutsche Industrie wäre alsdann imstande gewesen, den Wettbewerb mit der ausländischen aufzunehmen?“

„Der ausländischen Industrie wäre gar nichts anderes übrig geblieben, als sich nach dem deutschen Beispiele zu richten. Dazu hätten die ausländischen Arbeiter ihre Un-

ternehmer und Regierungen fraglos gezwungen. So hätten sich die gleichen Voraussetzungen zu einem gesunden Wettbewerbe von selber hergestellt. Hätte die Gewinn-sucht der ausländischen Unternehmer sich dem widersetzt und zur Vernichtung der deutschen Betriebsmethoden einen Krieg gegen uns angezettelt, so hätten die ausländischen Arbeiter ihren Regierungen zweifellos die Gefolgschaft versagt. Wäre es aber der Lügen- und Satanskunst, wie es 1914 der Fall war, gleichwohl gelungen, diesen Krieg herbeizuführen, so wäre der Sieg ohne jeden Zweifel auf deutscher Seite gewesen, eben weil wir ein sozial befriedeter, auf der Grundlage der Nächstenliebe aufgebauter, innerlich geeinter Staat gewesen wären.

Auch in diesem Weltkriege hielten wir bereits trotz ungünstigster Voraussetzungen den Sieg in der Hand. Unsere Niederlage ist von unserer mißleiteten Arbeiterschaft planmäßig herbeigeführt worden, da die Arbeiter von einem deutschen Siege die Verewigung ihrer Sklaverei durch das Unternehmertum befürchteten. Die Juden hatten ebenso alles Interesse an unserer Niederlage, da sie nur im Untergange des alten Staates zur politischen Macht gelangen konnten. Die Arbeiter waren und sind nur ihre dumm gemachten Werkzeuge dazu. Dieser Weltkrieg hat den Beweis erbracht, daß ein innerlich geeintes deutsches Volk imstande ist, sich der ganzen Welt zu erwehren. Das wissen unsere äußeren Feinde und unsere inneren, die Juden, auch ganz genau, darum gehen sie darauf aus, unsere Uneinigkeit zu verewigen.

Aber diese Erkenntnis soll uns nicht Anlaß zu zweckloser Klage sondern zur Lösung der durch sie gestellten Aufgabe sein. Es heißt aus der Vergangenheit lernen und alle Kräfte

anspannen, die Fehler wieder gut zu machen. Das ist möglich in demselben Augenblicke, in dem wir alle es wollen. Voraussetzung dazu ist, daß der Versklavungsvertrag von Versailles fällt. Er muß und wird fallen, wenn wir innerlich einig sind und entschlossen, ihn zu Fall zu bringen, denn die ganze Kulturwelt ist auf Deutschland angewiesen. Zahllose Trümpfe gegen das Ausland hält die deutsche Politik heute in der Hand, aber sie erkennt sie nicht oder findet nicht den Mut, sie auszuspielen. Stände an der Spitze Deutschlands heute ein Mann vom Schlage Bismarcks, er wäre der Ministerpräsident der ganzen Welt!“

7.

Staunend, ja beklommen hörten die Freunde den Ausführungen Schwertfegers zu. So lebhaft sie auch seinen außenpolitischen Darlegungen zustimmten, ebenso sehr widersetzten sie sich seinen sozialen Anschauungen. Mit selbstgefälliger Überlegenheit suchte Specht ihn aus dem Geleise zu werfen.

„Die Voraussetzung für jeden Fortschritt ist das freie Spiel der Kräfte,“ sagte er, „es unterbinden, heißt das Leben und den Fortschritt töten. Schon aus diesem Grunde ist deine soziale Theorie unhaltbar.“

„Die schönklingende Redensart vom freien Spiel der Kräfte ist das Mäntelchen, hinter dem die Materialisten ihre Selbstsucht zu verbergen belieben,“ entgegnete Schwertfeger mit ruhiger Sicherheit. „Den rücksichtslosen Kampf ums Dasein aus der rohen Natur in die menschliche Gesellschaft übertragen ist nicht Fortschritt sondern Rückschritt, denn es heißt, die eigensüchtigen Instinkte des

Menschen entfesseln und ihn zum Tier erniedrigen. Das freie Spiel der Kräfte soll ja auch gar nicht unterbunden sondern nur sittlich geregelt und in Bahnen gehalten werden, welche die Gesamtheit nicht schädigen.

Der Staat hat die Interessen der Gesamtheit gegenüber der Eigensucht des Einzelnen zu vertreten; deshalb bestraft er den Verbrecher. Erst recht hat der Staat einzugreifen, wenn die Eigensucht einer ganzen Gruppe von Volksgenossen die Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten der Gesamtheit bedroht. Daß die hemmungslose Betätigung der Selbstsucht des Unternehmertums, wie sie in der Ausbeutung der Arbeiterschaft zutage trat, eine Bedrohung des Lebens der ganzen Nation ist, daran kann doch wohl heute kein Einsichtiger mehr zweifeln, denn diese Selbstsucht hat zum Untergange des alten Staates und zum heutigen Chaos geführt.

Es gibt schlechterdings keine andere Möglichkeit, unser Volk aus diesem Chaos wieder herauszuführen und es zu einer einigen Nation zu machen, als die Lösung der sozialen Frage. Der deutsche Arbeiter wird nicht eher zufrieden und sich selbst genügend sein, als bis er nicht mehr als leblose Maschine ausgenutzt, in seiner Menschenwürde wieder hergestellt, in seinem eigenen Häuschen, auf seinem eigenen, keinem fremden oder staatlichen Zugriffe erreichbaren Grund und Boden wohnt. Jeder Versuch, die soziale Frage in einem anderen als in diesem einzig realen Sinne zu lösen, muß und wird immer zum Scheitern verurteilt sein und das Volk von einer Katastrophe zur anderen führen.“

„Ist denn etwa die soziale Frage in England und Frankreich gelöst? Ist die soziale Gesetzgebung in diesen Ländern nicht sogar weit hinter der unseren zurück, und hast du uns

vorhin nicht England und Frankreich als Muster nationaler Völker hingestellt? Gleichwohl behauptest du, unsere nationale Einigkeit könne nur durch Lösung der sozialen Frage kommen?“, warf Freiherr von Specht erregt ein.

„Du übersiehst,“ erwiderte Schwertfeger, „daß der deutsche Arbeiter viel tiefgründiger ist, ganz andere seelische Bedürfnisse hat und auf viel höherer Bildungsstufe steht als der englische und französische. Du übersiehst ferner, daß das nationale Werden und Erstarken dieser Völker zu einer Zeit erfolgte, da es noch keine seelenzerstörende Maschinenindustrie und darum auch keine soziale Frage von der Art der heutigen gab. Engländer und Franzosen sind seit Jahrhunderten national geeinte Völker. Ihre geographische Lage, ihre völkischen und geschichtlichen Bedingungen waren ihrem nationalen Werden viel günstiger als bei uns. Ihr Nationalbewußtsein, ihr Nationalstolz ist schon Jahrhunderte alt und so gefestigt, daß er selbst durch die heutigen erbitterten sozialen Kämpfe nicht mehr erschüttert werden kann. So heftig auch in diesen Ländern die innerpolitischen Kämpfe toben, sobald es sich um außenpolitische Fragen handelt, steht die Nation wie ein Mann zusammen und zeigt eine Selbstzucht, ein Unterordnen aller persönlichen Parteiinteressen unter das vaterländische Gesamtinteresse, daß es unsere Bewunderung herausfordert.“

Wir aber stehen heute erst am Anfange unseres nationalen Werdens: 1870/71 ist erst der äußere Rahmen geschaffen worden, innerhalb dessen wir eine einige Nation erst werden sollten. Die innere, die seelische Einheit hat uns Bismarck nicht gebracht, da er die soziale Frage in ihrer völkischen Bedeutung nicht erkannt und ihre Lösung

darum auch gar nicht ernstlich versucht hat. Einen Vorwurf dürfen wir ihm deswegen nicht machen, denn sie lag nicht mehr in seiner Sendung. Die ihm von Gott zugewiesene Aufgabe war, den Körper Deutschlands zu schaffen. Diese Aufgabe hat er meisterhaft erfüllt. Diesem Körper eine Seele einzuhauchen, war nicht mehr Bismarcks, sondern unserer aller Aufgabe. Wir haben sie bis heute nicht gelöst oder ihre Lösung nur erbärmlich stümperhaft versucht. Zu lösen aber ist diese Aufgabe nur durch die Erkenntnis der elementaren Wahrheit, daß das irdische Leben im Jenseits wurzelt. Zur höheren Einheit, zur Volksseele vermögen sich die Seelen der einzelnen Volksgenossen nur zusammenzuschließen, wenn jedem einzelnen ermöglicht wird, seine eigene und eigengeartete Persönlichkeit im Sinne seiner Ewigkeitsaufgaben herauszuarbeiten und natürlich zu entwickeln. Dieses Ziel ist aber nur zu erreichen, wenn wir das blutsfremde Judentum, das unser deutsches Wesen vergiftet und entartet, aus unserem Volkskörper endgültig ausscheiden. Solange das nicht geschehen ist, ist an eine nationale Beseelung unseres Volkes nicht zu denken.“

„Ich bin wahrlich kein Freund der Juden und hasse diese Menschenfalte wie die Pest,“ sagte Specht. „Warum aber sollten sie unsere nationale Beseelung verhindern? Haben sie etwa die nationale Beseelung Englands und Frankreichs verhindert? Ja verdankt nicht gerade England dem Juden D'Israeli, dem nachmaligen Lord Beaconsfield, den Ausbau seiner Weltmachtstellung?“

Schwertfeger erwiderte:

„Dieser Jude hat mit seiner auf Unterdrückung und Ausbeutung der Völker fußenden Politik nur scheinbar

den Grundstein zu Englands Größe gelegt, in Wirklichkeit hat er ihr damit das Grab gegraben. Das hat der Ausgang des Weltkrieges bewiesen: das britische Weltreich knarrt und kracht heute in allen Fugen, England ist nur noch der Vasall Frankreichs. Auch Frankreichs-heutige Macht ist nur eine auf die deutsche Uneinigkeit sich gründende Scheinmacht; daher seine hysterische Angst vor dem deutschen Erwachen.

Groß sind diese beiden Völker nur dadurch geworden, daß sie in der Zeit ihres nationalen Werdens der entnationalisierenden Wirkung des Judentumes nicht ausgesetzt waren. In England war es bis zum Eingange, in Frankreich sogar bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts, also während der ganzen Zeit, in der diese Völker Nationen wurden, den Juden unmöglich gemacht, politischen Einfluß zu gewinnen, da es ihnen verboten war, Grundbesitz zu erwerben. Erst seit dem Jahre 1723, das ist mehr als ein halbes Jahrtausend nach Begründung des englischen Reiches, ließ das englische Volk die Juden zum Grundeigentum zu. In England hat es sogar vom Jahre 1290 bis zum Jahre 1657 überhaupt keine Juden gegeben. Sie waren während dieser ganzen Zeit aus England ausgewiesen, weil sie sich nur mit Geld- und Wuchergeschäften abgaben, obwohl ihnen alle Gewerbe offenstanden. Ihre Ausweisung war veranlaßt durch die Tatsache, daß sie sich ausgangs des 13. Jahrhunderts fast den gesamten Grundbesitz des englischen Adels verpfändet hatten.*) Diesen Maßregeln allein verdankt England seine bewundernswerte nationale Geschlossenheit. Denn als die Juden 1657 wieder ins Land gelassen wurden, war die nationale Einigung längst vollzogen; das Judentum war

nicht mehr imstande, das bereits erstarkte Nationalbewußtsein zu untergraben, ebensowenig in Frankreich, wo die Juden erst mit der großen Revolution politischen Einfluß erlangten.

Die Judenheit hat es aber verstanden, mit Hilfe der internationalen Weltfreimaurerei, deren Führung sie an sich gerissen und heute unumschränkt innehat, das englische und französische Nationalbewußtsein sich dienstbar zu machen und es mit seinem Mammonsgeiste zu erfüllen. Unter Leitung der internationalen jüdischen Weltfreimaurerei ist der Weltkrieg gegen Deutschland planmäßig inszeniert und geführt worden und das Judentum Deutschlands arbeitete ihr dabei bewußt oder unbewußt — das ändert nichts an dem Ergebnis — in die Hand.

Die alljüdische Presse Deutschlands unter Führung der Frankfurter Zeitung und des Berliner Tageblattes vertritt seit Jahrzehnten bis auf den heutigen Tag dem feindlichen Auslande gegenüber unsere deutsche Interessen in einer Weise, daß sie es auch nicht anders tun könnte, wenn sie von unseren Feinden bestochen wäre. Ich behaupte nicht, daß diese beiden führenden Judenblätter vom Auslande bestochen seien. Das ist zur Erklärung ihrer Haltung auch gar nicht nötig: Der Jude hat kein deutsches Nationalgefühl und kann es nicht haben, weil er eben seiner Rasse nach Jude und nicht Deutscher ist; er ist naturnotwendig vaterlandsloser Internationalist.*) Diese beiden alljüdischen Blätter haben dem Auslande durch Jahrzehnte hindurch die Schlagworte und das Material zu seinem Lügenfeldzuge gegen uns geliefert. Das Judentum hat unsere Kriegführung gehemmt, die nationale Front zerstört und so den Verlust des Krieges herbeigeführt; es

hat uns die Lüge der deutschen Kriegsschuld, das Versklavungsdiktat von Versailles und die Revolution gebracht. Das Judentum ist es, das unsere nationale Einheitsfront auch heute noch nicht zustande kommen läßt und Ansätze dazu immer wieder zerstört.

Dieses Judentum haben wir aus falsch verstandener, zur sentimentalen Gefühlsduselei entarteter Humanität selber großgezogen, ihm sogar bürgerliche Gleichberechtigung zugesprochen zu einer Zeit, da wir noch mitten im nationalen Werden waren und sind. Die Kritiklosigkeit des deutschen Bildungsphilisters, der Materialismus unserer besitzenden Kreise, die dogmatische Verblendung unserer christlichen Kirchen und Regierungen hat dem jüdischen Spaltpilz bei uns einen Nährboden geschaffen, der unser gesamtes Volksleben durchwuchert und vergiftet.

Ich wiederhole es: **Bevor bei uns die Judenfrage nicht gelöst ist, ist an die Lösung der sozialen Frage und somit an die nationale Beseelung des deutschen Volkes nicht zu denken.“**

8.

Nunmehr hatten die Darlegungen Schwertfegers einen Punkt erreicht, wo auch sein Freund Specht Feuer fing. Wie die meisten Deutschen war er Judegegner weniger aus klarer Erkenntnis als aus Gefühl und Rasseinstinkt. Aber er war nicht angekränktelt von der schwächlichen Sentimentalität, welche kritiklosen, von humanitären Phrasen benebelten Menschen das klare Sehen in dieser Frage trübt. Während er aber, um sich eines Feindes zu erwehren, nur das Radikalmittel kannte, ihn zu vernichten, war Schwertfeger über diesen naiv-materialistischen Standpunkt längst hinausgewachsen.

„Auf den Tag, wo es den Juden ans Leder geht, freue ich mich,“ sagte er. „Auch die russische Revolution, die meine baltische Heimat zerstört hat, die meinem Vater das Leben gekostet und unsere Familie an den Bettelstab gebracht hat, ist nur das Machwerk der Juden. Von den 264 Sowjetführern sind 242 Juden. Der Tag, wo das russische Volk erwachen und mit seinen Peinigern abrechnen wird, ist unausbleiblich.“

„Durch Pogrome wird die Judenfrage nicht gelöst,“ erwiderte Schwertfeger, „durch rohe Gewalt kann sie, auch wenn dieses Mittel sittlich zulässig wäre, überhaupt nicht gelöst werden.“

„Du sprichst in Rätseln; eine solche Lösung wäre doch die gründlichste, die sich überhaupt denken läßt,“ entgegnete der junge Freiherr.

„Du irrst. Die Judenfrage ist eine Rassenfrage; sie kann, wie überhaupt jede Lebenserscheinung, nur geistig begriffen werden. Den Schlüssel zu ihrer Erkenntnis und somit zu ihrer Lösung liefert uns die Geistlehre, das heißt die auf Erfahrungstatsachen gegründete Weltanschauung, daß das ganze Weltall von unsterblichen Geistern bevölkert ist, und daß wir Menschen nichts anderes als solche unsterblichen, zu ganz bestimmten Zwecken vorübergehend in irdische Körper gefesselte Geister sind.“

„Bleibe mir vom Leibe mit deiner Geistlehre!“ warf Specht ärgerlich ein.

„Die größten Denker, Plato, Kant, Goethe, Schiller, Shakespeare, Kleist, waren tief durchdrungen von dem Glauben an eine Geisterwelt. Ihr Dichten und Denken setzt sie voraus. Sie selber fühlten sich als Glieder dieser

Geisterwelt. Viele ihrer Werke und Aussprüche beweisen es.“ *)

„Mag sein, aber was hat die Geisterwelt mit der Judenfrage zu tun!“

„Höre mir nur ruhig zu, du wirst es schon einsehen,“ sagte Schwertfeger. Dann fuhr er fort:

„Ursprünglich schuf Gott eine reine Geisterwelt. Alle Geister waren mit freiem Willen, mit Erkenntnis- und Liebeskraft begabt. Sie waren auf einer bestimmten Stufe der Vollkommenheit und Glückseligkeit erschaffen mit der Aufgabe, durch Betätigung ihrer Erkenntnis-, Liebes- und Willenskraft sich zu noch vollkommeneren Persönlichkeiten zu entwickeln. Die meisten Geister jedoch mißbrauchten die ihnen verliehenen Kräfte, sie wurden hoch- und übermütig, sie wollten, wie es in der Bibel heißt, „selber sein wie Gott,“ das war Sünde: sie fielen von Stufe zu Stufe.

Die Folge dieses Geisterfalles war das Entstehen der materiellen Welt. In seiner Alliebe, doch gab Gott seinen gefallen Geistern die Möglichkeit, durch Verkörperung auf den materiellen Welten Leid zu erfahren und dadurch den Anstoß zu erhalten, durch innere Umkehr den Rückweg zu Gott wieder anzutreten. Die irdische Welt und unsere Verkörperung in ihr ist eine von Gott einzig und allein zu dem Zwecke geschaffene Einrichtung, uns die gesetzmäßigen Folgen unserer selbstjüchtigen Abkehr von Gott und unseres Verharrens in ihr ganz besonders eindringlich empfinden zu lassen. So ist unser soziales und politisches Elend und alles damit zusammenhängende Leid nur die unmittelbare Folge unserer Selbstsucht, unserer Sünde wider die Liebe. Erlösen können wir uns von diesem Leide

nur durch Überwindung unserer Selbstsucht und durch Entwicklung und Betätigung ihres Gegenteiles, der selbstlos dienenden Liebe, wie sie der Heiland uns gelehrt hat.

Unsere Erde ist eine der tiefst gesunkenen Welten des Alls. Auf ihr verkörpern sich hauptsächlich solche Geister, welche die tiefsten Stufen der Selbstsucht noch zu überwinden haben. Die meisten von ihnen aber unterliegen den irdischen Anreizen zur Selbstsucht, denen zu widerstehen gerade der Zweck ihrer Verkörperung ist und erreichen so nicht ihr irdisches Ewigkeitsziel. Sie müssen solange im Fleische immer und immer wieder geboren werden, bis sie das Wesen der selbstlosen Liebe im Sinne der Heilandslehre begriffen und praktisch zu betätigen sich entschlossen haben. Das ist einziger Sinn und Inhalt, Ziel und Zweck unseres irdischen Lebens, es ist unsere irdische Ewigkeitsaufgabe.

Je tiefer eine Rasse steht, um so tiefer stehen auch die Geister, die sich in ihr verkörpern. In den Negern zum Beispiel verkörpern sich Geistertypen niederer Intelligenz und niederer, ganz naiver Selbstsucht. In der höchst entwickelten Menschenrasse, den Ariern, verkörpern sich Geister hoher Intelligenz, die aber noch im erbitterten Selbstkampfe mit ihrer Eigsucht und Sünde liegen. Auch in den Juden verkörpern sich Geister hoher Intelligenz; sie stellen aber ihre Intelligenz zielbewußt in den Dienst ihrer Selbstsucht und suchen durch ihre materialistischen Verführungskünste die noch schwer mit sich ringenden Geister der arischen Menschheit wieder und immer wieder auf die Irrwege der Selbstsucht abzulenken und zurückzutreiben. Nicht ohne Vorbedacht verleiht Goethe dem Mephisto jüdische Züge.

Die Juden sind verstockte Geister in Menschengestalt. Sie sind nichts anderes als die Verkörperungen jener selbstüchtigen tief gefallenem Geister, die in der Urzeit der Geistschöpfung aus Größenwahn und Eigensucht den Abfall der Geister von Gott bewirkt haben und ihre teuflischen Verführungskünste auch in Menschengestalt heute noch fortsetzen. Luzifer ist ihr Anführer bis auf den heutigen Tag. Die Geister, die der ringenden Menschheit Führerdienste zu leisten haben, stehen mit ihnen naturgemäß in ganz besonders erbittertem Kampfe. Der Martertod des höchsten jemals auf Erden verkörpertem Geistes, des Heilandes war ja ihr Werk.

Während die naive Selbstsucht und der naive Materialismus der niederen Geisterrassen den arischen ganz ungefährlich ist, sind die jüdischen Geister die Versucher und Verführer der arischen Geister von jeher gewesen und werden es immer sein. Ihre Zerstreuung unter die arische Menschheit, ihr Tun und Treiben ist von Gott zugelassen, um eben dieser arischen Menschheit durch diesen Gegensatz Gelegenheit und Anreiz zur Selbsterkenntnis und Selbstüberwindung zu geben.*)

Aus diesen Zusammenhängen ergibt sich klar, daß die Judenfrage niemals durch physische Gewalt, sondern nur durch geistige Kraft zu lösen ist. Wir Deutsche lösen die Judenfrage für uns und damit für die ganze Menschheit nur dadurch, daß wir so deutsch wie möglich, das heißt so wahrhaftig und so selbstlos wie nur möglich sind. Wenn wir so durch Erkenntnis und dienende Liebe den Juden in uns überwunden haben, werden seine materialistischen Verführungskünste auf uns ohne Wirkung bleiben. Der Jude und sein mammonistisches Wesen sinkt alsdann von

selbst um uns herum zusammen, weil es für uns bedeutungslos geworden ist. Ist dieses Ziel erreicht, dann erst ist die Judenfrage endgültig, weil im geistigen Sinne, im Sinne unserer Ewigkeitsaufgabe gelöst.“

9.

„Wie klar, widerspruchsfrei, wie einleuchtend ist das alles!“, rief einer der jüngeren Herren aus. „Nun wird mir mit einem Schlage nicht nur das Wesen der Judenfrage sondern auch der Sinn des ganzen menschlichen Lebens klar. Unfaßlich war es mir immer, wie unsere unsterbliche Seele erst während der Geburt erzeugt werden sollte! Wie hat aber alles seinen tiefen Sinn, wenn wir schon vor der Geburt gelebt haben und wenn unser irdisches Leben nichts anderes als die Fortsetzung unseres vorgeburtlichen Daseins und eine Vorbereitung für unser Weiterleben nach dem Tode ist!“

„Die Geistlehre bietet aber noch viel mehr,“ fuhr Schwertfeger fort. „Sie löst nicht nur alle Widersprüche zwischen Diesseits und Jenseits sondern auch zwischen Glauben und Wissen, denn sie ist selber nichts anderes als ein auf Erfahrung und exaktes Wissen sich gründender Glaube. Sie löst aber auch alle Widersprüche in dem scheinbar ungerechten Schicksale des Einzelmenschen und ganzer Völker, weil sie zeigt, daß alles Leid nur die Folge unseres eigenen verkehrten Handelns ist, weil sie beweist, daß sich die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes nicht auf das irdische Leben beschränkt, eben weil dieses nur ein Durchgang zu höheren Daseinsformen ist.“

Der Pfarrer wußte nicht, was er zu diesen Ausführungen

rungen sagen sollte. Auf Specht schienen sie nicht ohne Eindruck zu sein. Von einer rein geistigen Lösung der Judenfrage aber konnte er sich nichts versprechen.

„Bis sich alle Deutschen zu deinem geistigen Standpunkte durchgerungen haben werden, hat uns der Jude längst mit Haut und Haaren aufgefressen,“ entgegnete er.

„Um unseren Volksgenossen die geistige Lösung der Judenfrage zu erleichtern, ist es nicht nur unser sittliches Recht sondern sogar unsere Pflicht, dem unheilvollen Einflusse der Juden auf unser Volkstum mit allen gesetzlichen Mitteln zu begegnen,“ erwiderte Schwertfeger. „Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir die Grundforderung aufstellen und verfassungsmäßig verwirklichen: die Anerkennung der sogenannten jüdischen Religion als eine mit der christlichen gleichberechtigten Staatsreligion ist aufzuheben.“

Die jüdische „Religion“ ist gar keine Religion in unserem Sinne des Wortes sondern die Gesetzesverfassung eines Staates, der sich hinter der Maske einer Religion verbirgt. Diese Gesetzesverfassung ist ausgesprochen christenfeindlich. Unser Heiland und seine Bekenner werden darin mit so unflätigen Ausdrücken bezeichnet, daß eine christliche Zunge sich sträubt, sie auszusprechen. Die für die ganze Judenheit verbindlichen Gesetzbücher des alten Testaments, des Talmud und Schulchan-aruch lehren eine zweideutige doppelzüngige Moral, die mit den sittlichen Grundbegriffen des Ariers, insbesondere mit den deutschen und christlichen unvereinbar ist: bald verbieten sie, bald wieder gestatten, ja gebieten sie Lug und Betrug, Diebstahl, Ehebruch, Mord und Totschlag an den Nichtjuden; bald betonen sie die Heiligkeit und Unverletzlichkeit

des Eides bald geben sie durch spitzfindige Auslegung dem Juden die Möglichkeit einen Meineid zu schwören, wenn sein Vorteil einem Nichtjuden gegenüber es verlangt; bald erklären sie, das jüdische Gesetz, bald das Staatsgesetz eines Landes, in dem der Jude wohnt, sei für ihn oberstes Gesetz.

Je nach Vorteil und Lage kann der Jude bald die eine bald die andere Auslegung zur Anwendung bringen. Hält man einem Rabbiner die Unsittlichkeit und Gemeingefährlichkeit einer bestimmten Gesetzesvorschrift vor, flugs verweist er auf eine andere, die das Gegenteil gebietet oder verbietet. Der Jude kann eben alles, darf alles so oder so, je nachdem sein Vorteil es erheischt. Die Rabbiner behaupten zwar, alle diese jüdischen Gesetzesvorschriften hätten für den Juden nur historischen Wert, in demselben Atemzuge aber erklären sie sämtliche jüdischen Religionsvorschriften als für den Juden noch heute verbindlich. *)

Die Anerkennung der jüdischen Religion als eine mit der christlichen gleichberechtigte Staatsreligion ist nur zu erklären aus der Unkenntnis, Gedankenlosigkeit und jüdischen Beeinflussung der damaligen Gesetzgeber. Die Aufhebung dieser Gleichberechtigung ist die Grund- und Hauptforderung, die erfüllt werden muß, um die sittenverderbende Macht des Judentums zu beseitigen und unsere ahnungslosen Volksgenossen vor ihr zu schützen.

Die zweite aus der ersten sich von selbst ergebende Grundforderung ist: Rein Jude darf in Deutschland Lehrer, Beamter und Richter sein. Aus den jüdischen Religionschriften und der gesamten jüdischen Prosaliteratur erhellt, daß dem Juden jedes Organ für deutsches Empfinden,

Denken und Wollen fehlt. Der Jude ist nicht erst durch seine Religionsgesetze so geworden wie er ist, sondern diese sind umgekehrt ein charakteristisches Erzeugnis der jüdischen Rasse. Sie bleiben auch dann noch im jüdischen Blute in Kraft, wenn sie von rechtswegen außer Geltung gesetzt werden. Der Jude ist somit unfähig, als Lehrer, Beamter und Richter dem deutschen Wesen gerecht zu werden und seinen Belangen zu dienen, selbst dann und gerade erst recht dann, wenn er mit Eifer und Pflichtbewußtsein seines Amtes waltet; ohne es zu wissen und zu wollen, wird er alles Deutsche ins Jüdische umbiegen. Vor dem Gifte des jüdischen Geistes muß unsere Jugend bewahrt werden.

Die dritte Grundforderung ist: das deutsche Blut muß gegen jüdische Schändung und Bastardierung geschützt werden. Eben zwischen Deutschen und Juden sind gesetzlich zu verbieten. Ein Jude, der ein deutsches Mädchen oder eine deutsche Frau verführt mit oder gegen ihren Willen, wird mit Zuchthaus bestraft. Ein deutsches Mädchen oder eine deutsche Frau, die sich einem Juden hingibt, wird durch Abschneiden des Kopshaares öffentlich an den Pranger gestellt. Ein Deutscher, der sich mit einer Jüdin einläßt, wird als Schänder seiner Rasse öffentlich gebrandmarkt.*)

Die vierte Grundforderung ist: Rein Jude darf in Deutschland Grundbesitz erwerben. Den deutschen Grund und Boden benötigen wir auf das allerdringendste für unsere eigenen Volksgenossen. Jüdischer Grundbesitz ist zugunsten der Staatskasse zu enteignen und zur Arbeiter-siedelung zu verwenden.

Die fünfte Grundforderung ist: Das Einwandern der Juden nach Deutschland wird verboten. Alle Juden, die

seit 1914 nach Deutschland eingewandert sind, werden unter Enteignung des Vermögens, das sie in Deutschland erworben haben, des Landes verwiesen. Wenn sie nicht nach Rußland und Polen zurückkehren wollen, mögen sie nach Palästina ziehen, obwohl sie einen völkischen Anspruch auf dieses Land nicht haben; denn auch in Palästina sind die Juden nicht ursprünglich beheimatet. Mit dem aus dem alten Testamente bekannten Methoden haben sie die arische Urbevölkerung dieses Landes sich „zinsbar“ gemacht, wirtschaftlich erdrosselt und völkisch vernichtet. Die Urheimat des Juden ist die Wüste und in die Wüste gehört er von rechtswegen zurück. Aber immerhin, er mag nach Palästina wandern und dieses von ihm verödete Land im Schweisse seines Angesichtes wieder urbar und fruchtbar machen. Ihn ganz auf sich selbst anzuweisen ist zugleich die einzige Methode, ihn zu werktätiger, Werte schaffender Arbeit zu nötigen und ihm Gelegenheit zur Selbsteinkehr und Umkehr im Hinblick auf das Ewigkeitsziel aller Menschen zu geben.*)

Als Jude im Sinne dieser deutschvölkischen, das ist volksdeutschen Grundforderungen hat jeder in Deutschland Anfässige zu gelten, der in der großväterlichen Generation noch Blutsverwandte hatte, die sich zur jüdischen Religion bekannten. Dabei ist es einerlei, ob er selber getauft oder nicht getauft ist.

Ich verkenne nicht, daß diese Bestimmungen von großer Härte gegen die davon Betroffenen sind, aber eine andere Möglichkeit, das jüdische Gift aus unserem deutschen Volkskörper auszuschneiden, gibt es nicht. Der Staat darf ja auch keine Rücksichten auf die persönlichen Empfindungen eines Menschen und seiner Angehörigen nehmen,

den die Härte eines zum Wohle der Allgemeinheit erlassenen Gesetzes trifft.

Alle diese Forderungen sind jedoch nur Krücken zur Lösung der Judenfrage. Die endgültige Lösung muß eine geistig=sittliche sein durch Überwindung all der eigensüchtigen materialistischen Tendenzen, die in uns selber leben.“

Diese Grundforderungen fanden die ungeteilte Zustimmung Spechts. Sie gingen ihm aber noch nicht weit genug. Er wollte nicht nur die seit 1914 eingewanderten Juden sondern alle heute in Deutschland überhaupt ansässigen Juden ausgewiesen sehen.

„Das wäre zweifellos die radikalste gesetzliche Lösung,“ erwiderte Schwertfeger, „ich sehe jedoch keine Möglichkeit, sie durchzuführen. Politik aber ist die Kunst des praktisch Möglichen. Ein großer Teil dieser Juden ist mit eingewanderten Deutschen leider bereits blutsverschwägert. Ich halte zwar für möglich, diese Juden wie alle übrigen unter Fremdenrecht zu stellen, nicht aber unter Zerreißung der geknüpften Familienbände und der sonstigen Beziehungen des Landes zu verweisen. Das Blut dieser deutsch=jüdischen Mischlinge macht allerdings durch Generationen hindurch seinen volksvergiftenden Einfluß noch geltend, aber im Laufe der Generationen werden diese Mischungen wieder aus dem Volkskörper ausgeschieden, da, wie die Erfahrung lehrt, die Nachkommen solcher Rassenmischlinge entarten und aussterben. Es kommt alles nur darauf an, neue jüdische Blutzufuhr zu verhüten und das ist durch die ersten vier Grundforderungen gesetzlich zu erreichen.

Die Möglichkeit, nicht mit Deutschen blutsverschwägte Juden auszuweisen, bliebe dabei immer noch bestehen.

Da aber diesen Juden durch eine den ersten vier Grundforderungen entsprechende Gesetzgebung jede Gelegenheit, unser deutsches Kulturleben bestimmend zu beeinflussen, genommen wird und sie auch keine Möglichkeit mehr finden, ihre Raffgier zu befriedigen, werden sie ganz von selber den deutschen Boden hinter sich lassen, wenn sie es nicht vorziehen, das Hauptziel ihres irdischen Lebens in der Überwindung ihrer Selbst- und Gewinnsucht zu sehen und als friedliche Gäste ein bescheidenes und zurückhaltendes Leben zu führen.

Hätten sich die Juden nicht überall vorgeedrängt und sich nicht die kulturelle und politische Führung unseres Volkes angemacht, so gäbe es bei uns keine Judenfrage. Der Antisemitismus ist durch die Juden selber erzeugt worden, er ist eine Bewegung der Abwehr und Notwehr und wird in Deutschland nicht eher mehr zur Ruhe kommen, als bis unsere volksdeutschen Ziele erreicht und der Jude aus unserem Volkskörper und unserem Kulturleben ein für allemal ausgeschieden ist. Der Antisemitismus ist das Wiedererwachen des deutschen Idealismus, er ist die Grundlage der deutschen Wiedergeburt.“ *)

„Bist du denn der Ansicht, daß die gesetzmäßige Durchführung dieser fünf Grundforderungen in Deutschland jemals möglich sein wird?“ warf einer der Freunde ein.

„Die Mehrheit des deutschen Volkes braucht es doch nur zu wollen. 65 Millionen Deutsche sind doch imstande, sich gegen eine Minderheit von einer halben Million Juden gesetzmäßig zu wehren! Es kommt nur darauf an, das ganze Volk, insbesondere die Arbeiter, über das Wesen des Judentumes und sein volksverderbendes Wirken aufzuklären und die also aufgeklärten zu einer geschlossenen

Organisation zwecks gesetzmäßiger Durchführung jener Forderungen zusammenzufassen. Es handelt sich hier ja nicht um Phantastereien sondern um Wahrheit und Wirklichkeit, von deren Erkenntnis Sein oder Nichtsein unseres Volkes abhängt. Wie jede Wahrheit und Wirklichkeit wird sie sich von selber Bahn brechen, wenn nur Gelegenheit zu ihrer Erkenntnis gegeben wird.

Das Aufkommen dieser Erkenntnis in den breiten Volksschichten aber wissen die Juden bis heute planmäßig zu verhindern; sie beherrschen mehr als neun Zehntel der deutschen Presse und halten auch die nichtjüdische Presse in geldlicher Abhängigkeit durch Einwirken auf den Anzeigenteil, den geschäftlichen Lebensnerv eines jeden Zeitungsunternehmens. In der ganzen deutschen Presse, mit verschwindenden Ausnahmen, kann bis heute kein aufklärendes Wort über die Judenfrage geschrieben werden. Vor allem gilt es daher, eine vom Judentume unabhängige deutsche Presse zu schaffen. Auch das ist zu erreichen durch Aufklärung und Organisation. Nur Aufklärung über die Judenfrage tut uns not, Aufklärung in Wort und Schrift von Mann zu Mann, von Frau zu Frau, von Haus zu Haus. Die praktisch-politische Lösung der Judenfrage ist nur eine Aufklärungs- und Organisationsfrage.

So ist schon eine jede Stadt imstande, die Judenfrage für sich zu lösen. Nichts weiter ist dazu erforderlich, als daß alle Nichtjuden darin übereinkommen, nur nichtjüdische Zeitungen zu lesen und durch Anzeigen zu unterstützen, nur in nichtjüdischen Geschäften zu kaufen, keinen jüdischen Arzt und Rechtsanwalt in Anspruch zu nehmen, jüdische Richter abzulehnen, nur nichtjüdische Lehrer anzustellen und ihre Kinder nur in judenreine Schulen zu schicken.

Die Juden haben Geld genug, zur Erziehung ihrer Kinder jüdische Schulen zu gründen und jüdische Lehrer zu besolden. Den Juden wird dabei kein Haar gekrümmt, wir halten uns nur von ihnen fern.“

„Das ist allerdings eine sehr einfache und zweckmäßige Methode,“ stimmte Specht zu. „Warum nur wird sie nicht schon längst angewandt?“

„Die völkischen Kräfte, die zur Lösung der Judenfrage gleich nach der Reichsgründung sich regten, sind bislang immer wieder in dem satten Behagen des deutschen Bier- und Bildungsphilisters erstickt oder an dem Materialismus der besitzenden, jüdisch verfilzten Stände und an den Zwangsvorstellungen der christlichen Kirchen zerschellt. Der deutsche Adel, großenteils selber jüdisch verseucht, materialistischem Strebertum verfallen, hat in der völkischen Führung gänzlich versagt. Heute jedoch flammen diese Kräfte, aus bitterster Not neu geboren, mächtiger denn je aus den Volkstiefen empor. Keine Macht der Welt mehr wird imstande sein, sie zu unterdrücken. Alle gegen sie gerichteten Verordnungen, Erlasse und Gesetze können sie nur verzehn- und verhundertsfachen.“

Kein Mensch in Deutschland, außer den von jüdischem Gelde bezahlten Führern der Linksradikalen denkt daran, die Republik jemals anders als auf gesetzmäßigem Wege zu beseitigen. Jeder gewaltsame Versuch dazu wäre heller Wahnsinn. Die Zukunft Deutschlands ruht auf den Schultern der Arbeiter, gegen ihren Willen kann in Deutschland niemals mehr irgendeine Staatsform bestehen. Es gilt die Arbeiter davon zu überzeugen, daß die Republik in Deutschland wie in allen Ländern der Welt gleichbedeutend ist mit der Herrschaft des jüdischen Bank- und

Börsenkapitals, daß dieses den Arbeitern bestenfalls erhöhte Lohntarife, nie und nimmer aber die Erlösung von der Frohn- und Maschinenklaverei des selbstjüchtigen Unternehmertums und ein menschenwürdiges Dasein im eigenen Hause auf eigenem Grund und Boden bringen kann; daß in einer Republik niemals das „Volk“ führt, sondern die Schreier, Spekulanten und Volksausbeuter, die den Arbeitern Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nur vorgaukeln, um sie ihren Geldbeutelinteressen dienstbar zu machen. Nur ein aus der tiefsten Sehnsucht der deutschen Volksseele herauswachsendes Volkskaisertum, das aus der Liebe nur für die Liebe geboren, gegen byzantinische Entartung gesichert ist, vermag das höchste Lebensideal, die christliche Liebe, vermag das preußisch-christliche Staatsideal „Jedem das Seine“ zu verwirklichen.

Nur die deutschvölkische, das ist volksdeutsche Bewegung kann dem Arbeiter und uns allen die Erlösung, die Freiheit bringen!“

10.

Der Pfarrer hatte die Erregung, in die ihn die Ausführungen Schwertfegers versetzten, bisher nur mühsam unterdrückt. Jetzt konnte er nicht mehr länger an sich halten.

„Sie wollen die Liebeslehre des Heilandes im Staate verwirklicht sehen und predigen im gleichen Atem Haß gegen die Juden! Die Juden sind doch auch Menschen!“, rief er empört aus.

„Es ist doch auffallend,“ entgegnete Schwertfeger, „daß Christen, deren Stärke doch sonst nicht gerade das folgerichtige Denken und Handeln im Sinne der Liebeslehre ist,

immer in Aufregung geraten, wenn man Kritik am Juden übt oder gar aus der Erkenntnis, daß der Jude das Unglück unseres Volkes ist, auch die Folgerungen für das praktische Handeln zieht.

Der Jude ist ganz gewiß auch ein Mensch. Auch der Kannibale ist ein Mensch. Daraus folgt aber doch nicht, daß wir verpflichtet wären, uns von Kannibalen auffressen zu lassen.“

„Aber der Heiland hat doch das Gebot gegeben „Liebet eure Feinde“, warf der Pfarrer immer erregter ein.

„Sind Sie etwa der Auffassung, dieses Gebot sei ein Verbot, sich seiner Feinde zu erwehren?“, fragte Schwertfeger in ruhiger Gelassenheit.

Der Pfarrer schwieg.

„Das Gebot „Liebet eure Feinde,“ fuhr Schwertfeger fort, „steht in einer von Matthäus eigens zusammengestellten Auswahl von Herrenworten, die sich mit dem Verhältnis des Menschen zu seinen Nächsten, insbesondere zu seinen Widersachern, befassen. So mannigfach auch darin dieses Verhältnis beleuchtet wird, nicht eine einzige Stelle verbietet, sich seines Feindes zu erwehren. Ein solch törichtes, alles gesunde Leben unterbindendes Gebot konnte Jesus, der aus dem praktischen Leben kam und mitten im praktischen Leben wirkte, auch gar nicht geben. Er gibt das Gebot im Gegensatz zu dem alttestamentarischen „Auge um Auge, Zahn um Zahn“; es besagt, ihr sollt eurem Feinde nicht Gleiches mit Gleichem vergelten oder ihn gar bis zur Vernichtung verfolgen sondern ihm nach Möglichkeit Liebe erweisen wie eurem eigenen Bruder. Nie und nimmer verbietet es, sich seines Feindes zu erwehren. Wäre das der Sinn, dann hätte der Heiland

an anderer Stelle nicht sagen können: „Sehet, ich habe euch Macht gegeben über alle Gewalt des Feindes.“

„Wie dem auch sei,“ entgegnete der Pfarrer, „der Haß, den Sie gegen die Juden predigen, ist jedenfalls unvereinbar mit dem Liebesgebote des Heilandes.“

„Ich predige gar nicht Haß gegen die Juden. Ich stelle nur fest und darin scheinen Sie mir ja nicht zu widersprechen, daß sie das Unglück unseres Volkes sind; ich gebe die Wege an, die meiner Überzeugung nach allein zur Beseitigung dieses Unglückes führen. Damit predige ich gegen die Juden ebensowenig Haß wie der Gesetzgeber Haß gegen die Personen predigt, vor deren schädlichen Trieben und Handlungen er die Allgemeinheit schützt. Wenn ein Jude hilfsbedürftig ist, werde ich ihm ebenso helfen wie jedem deutschen Blutsbruder, nur einen Einfluß auf unser deutsches Kulturleben, ja irgendeine Teilnahme an unserer deutschen Kultur werde ich ihm nie und nimmer einräumen.¹⁾

Darf ich Sie übrigens an die zornesblitzende Rede erinnern, die der Heiland selber Matthäus 23, 23 an die Juden richtet?“

„An anderer Stelle sagt er aber auch: „Das Heil kommt von den Juden.“

„Diese Stelle (Johannes 4, 22) ist von Luther falsch übersetzt,“ erklärte Schwertfeger. „Die wortgetreue Übersetzung des griechischen Urtextes besagt genau das Gegenteil. Sie lautet:

„weil das Heil außerhalb der Juden ist.“²⁾

Luther stand noch ganz unter der überlieferten Zwangsvorstellung, die christliche Religion sei aus der jüdischen hervorgegangen, das neue Testament sei die Fortsetzung

und Erfüllung des alten. Unter dieser Zwangsvorstellung hat er durchweg in seiner Bibelübersetzung kritische Stellen des alten Testaments zugunsten des neuen und ebensolche des neuen Testaments zugunsten des alten umbogen. Hier nun läßt er den Sinn des griechischen Urtextes noch offen, indem er das Wort „ist“ mit „kommt“ übersetzt und so der Übersetzung den Doppelsinn gibt: „Das Heil kommt „von“ den Juden.“ So ermöglicht er den vom Zusammenhange logisch geforderten Sinn: „Das Heil kommt von den Juden fort,“ das heißt „es wird ihnen fortgenommen.“ Der Heiland bekundet ja auch an anderen Stellen, das Heil solle den verstockten Juden genommen und den Heiden gegeben werden. Der griechische Urtext dieser Stelle aber besagt v i e l m e h r, denn er sagt eindeutig scharf und klar: „weil das Heil a u ß e r h a l b der Juden ist.“

Das Johannesevangelium ist die gewaltigste antisemitische Schrift, die jemals geschrieben worden ist. Der Heiland bezeichnet darin die Juden als „Kinder des Teufels“, ihren Gott nennt er „Teufel, Vater der Lüge und Mörder von Anfang an“ (8, 44). Päßt daher schon der Gesamteinhalt des Johannesevangeliums den der Lutherschen Übersetzung jener Stelle gewöhnlich untergeschobenen Sinn „das Heil sei uns von den Juden gebracht worden“ überhaupt nicht zu, so wird er vollends im besonderen Zusammenhange jener Stelle zum hellsten Unsinn. Der Heiland sagt unmittelbar vorher zu der als Jüdin angesprochenen Samariterin (Johannes 4, 22): „Ihr (das heißt ihr Juden) wisset nicht was ihr anbetet; wir aber wissen was wir anbeten, weil das Heil „außerhalb“ der Juden (d. h. „nicht bei“ den Juden) ist.“

Sehr oft hört man sogar diese Stelle in dem Wortlaute angeführt: „Alles Heil kommt von den Juden.“ Sie sehen, zu welch kritikloser und willkürlicher Auslegung die überlieferten Zwangsvorstellungen der Kirche führen.“

„Sie wollen doch nicht etwa behaupten, die christliche Religion sei nicht aus der jüdischen hervorgegangen und das neue Testament sei nicht die Erfüllung des alten?“ warf der Pfarrer erschrocken ein.

„Das behaupte ich allerdings.“

„Wie?“, rief der Pfarrer geradezu entsetzt, „Jesus ist doch selber Jude gewesen!“

„Jesus war Jude in keinem anderen Sinne als die in Deutschland lebenden Juden Deutsche genannt werden. Er besaß die „jüdische Staatsangehörigkeit“ ebenso wie die bei uns lebenden Juden die „deutsche Staatsangehörigkeit“ besitzen; er war in der jüdischen Religion groß geworden ebenso wie bei uns die Kinder getaufter Juden als Christen aufwachsen. Seiner Rasse nach aber war er Galiläer, das ist Arier, ebenso wie die getauften deutschen Juden trotz Erwerbungs der deutschen Staatsangehörigkeit und trotz ihrer christlichen Taufe ihrer Rasse nach Juden sind und Juden bleiben.

Galiläa heißt zu deutsch der Heidengau. Matthäus 4, 15 spricht sogar gemäß Jesajas 8, 23 von dem „heidnischen“ Galiläa. Diese Landschaft hatte ebenso wie das zwischen Galiläa und Judäa gelegene Samaria eine arische Bevölkerung, die erst von den Juden zu Proselyten der jüdischen Religion gemacht worden war. Das geht ganz klar aus den Büchern der Könige im alten Testamente hervor. Die Galiläer wurden von den Juden selber nicht als Volljuden anerkannt, sonst wäre ihre Frage Jo-

hannes 7, 41: „Soll der Christus aus Galiläa kommen?“ und die Behauptung Johannes 7, 52: „Aus Galiläa steht kein Prophet auf“ ebenso wenig möglich wie die Frage des Nathanael: „Was kann aus Nazareth gutes kommen?“ (Johannes 1, 46). Auch durch ihre Sprache unterschieden sich die Galiläer schon von den echten Juden, sonst könnten diese doch nicht zu Petrus sagen, seine Sprache verrate ihn als Galiläer! (Markus 14, 70).

Zu allem Überfluß nun bezeugen die Juden selber, daß sie Jesus nicht als Volljuden ansahen: „Sagen wir nicht recht, daß du ein Samariter bist und hast den Teufel?“ (Johannes 8, 48). Ihre Frage: „Woher kennt dieser die Schrift, da er sie doch nicht gelernt hat“ (Johannes 7, 15) beweist sogar klipp und klar, daß Jesus nicht regelrecht in der Schrift unterrichtet worden war. Viele Stellen des alten Testaments unterscheiden deutlich zwischen den echten Juden und „Fremden, die sich zu Jahwe getan“ hatten (Jesajas 56, 6), d. h. nichtjüdischen Bekennern Jahwes, die ihn nur „fürchteten“ (Psalm 115, 11; 118, 4; 135, 20). Die Stellen aus den Evangelien, die ich Ihnen soeben anführte, beweisen eindeutig, daß Jesus nur zu diesen jüdischen Proselyten gehörte und selber nicht Rassejude war.“

„Wie wollen Sie aber mit dieser Auffassung den Bericht der Evangelien vereinen, daß Jesus wie alle echten Juden beschnitten worden ist?“

„Sie irren, wenn Sie sagen, „die“ Evangelien berichten es. Nur bei Lukas findet sich eine Stelle, aus der es geschlossen werden könnte, denn auch diese Stelle berichtet es nicht zweifelsfrei; sie lautet (Lukas 2, 21): „Und da acht Tage voll waren, da das Kind beschnitten werden sollte,

da ward sein Name Jesus genannt.“ *) Dieser Bericht ist jedoch an sich schon historisch wertlos, da er der Kindheitserzählung des Lukas angehört, die von der fachwissenschaftlichen Evangelienkritik längst als eine fromme Lüge erkannt worden ist.

Aber alle diese an sich schon unwiderleglichen Beweise, daß Jesus nicht Jude, sondern Galiläer, das ist Arier, gewesen ist, sind rein äußerlich. Selbst wenn irgendwo notariell verbrieft wäre, Jesus sei Rassejude gewesen, so müßte die Echtheit dieser Urkunde angezweifelt werden angesichts des zwingenden seelischen Gegenbeweises, den Jesus selber durch seine Lehre erbracht hat. Diese ist so durch und durch arisch-heroisch, so ganz unvereinbar mit dem jüdischen Wesen, daß sie ganz unmöglich auf jüdischem Stamme gewachsen sein kann. Ein Schakal kann keinen Löwen gebären, ein Adler kann nicht einem Gelege von Kräheniern entschlüpfen. Nur ein Körper höchster, daß heißt arischer Rasse vermochte dem Heilande das Instrument zu liefern, auf dem sein Geist die überirdischen Akkorde erklingen lassen konnte; durch einen Körper minderwertiger Rasse wäre sie nur verzerrt zum Ausdruck gelangt.

Publius Lentulus, ein römischer Beamter in Judäa, beschreibt in einem Berichte an den römischen Senat den Heiland als einen „mittelgroßen Mann von stattlicher Figur und sehr ehrwürdigem Aussehen, so daß die, die ihn sehen, ihn sowohl lieben als fürchten müssen. Sein Haar hat die Farbe einer völlig reifen Haselnuß, seine Augen sind dunkelblau, klar und lebhaft. Sein Körper ist wohlgeformt und straff. Niemand kann sich erinnern, ihn lachen gesehen zu haben, aber viele sahen ihn weinen.“

„Von diesem Briefe habe ich auch in meiner Studentenzeit gehört,“ entgegnete der Pfarrer, „aber seine Echtheit wird von den Sachgelehrten bestritten.“

„Die Sachgelehrten insbesondere die Theologen bestreiten bekanntlich alles, was ihren Zwangsvorstellungen widerspricht. Ihre wissenschaftliche „Voraussetzungslosigkeit“ besteht einzig und allein darin, daß sie andere Voraussetzungen als ihre Zwangsvorstellungen überhaupt nicht zulassen. Mag der Brief des Ventulus echt sein oder nicht, in jedem Falle beweist er, was für Vorstellungen sich die ersten Christen von der äußeren Erscheinung Jesu machten. Auch die ältesten Bildnisse, die bis in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts zurückgehen, stellen ihn niemals als Juden sondern immer als Arier dar. Den Künstlern wohnt die instinktive Gewißheit inne, daß der Heiland ganz unmöglich Jude gewesen sein kann. Es mutet uns geradezu grotesk an, sich ihn als Juden vorzustellen.“

Die Aufregung, in die diese Ausführungen den Pfarrer versetzten, ist nicht zu beschreiben.

„Wie können Sie nur zu solchen Auffassungen kommen,“ rief er erregt aus, „wo doch die Evangelien bezeugen, daß Jesus aus dem Stamme David war! Sie führen ja sogar seinen Stammbaum an!“

„Dieser Stammbaum,“ entgegnete Schwertfeger lächelnd, „ist doch offensichtlich nur eine fromme Rekonstruktion der noch ganz in alttestamentarischen Vorstellungen befangenen Evangelisten. Das geht schon daraus hervor, daß Lukas einen anderen Stammbaum anführt wie Matthäus. Was sollen überhaupt diese Stammbäume beweisen, da sie nur die Abstammung des Josef darstellen, den die Evangelisten nicht als den leiblichen sondern nur

als den Pflegevater des Heilandes ansprechen! Aber sie sind an und für sich schon ohne jeden genealogischen Wert, da sie nur die männlichen Vorfahren verzeichnen.

Zu allem Überflusse nun bestreitet der Heiland selber, daß er ein Nachkomme Davids sei. Alle drei synoptischen*) Evangelien (Matthäus 22, 41—46, Markus 12, 35—37, Lukas 20, 41—44) berichten übereinstimmend folgende Szene. Ich lese sie Ihnen aus Markus vor.“

Schwertfeger griff zu einer griechischen Taschenausgabe der Evangelien und übersetzte im engsten Anschluß an den Urtext wortgetreu:

„Und Jesus hob an und sprach beim Lehren im Tempel: Wie können die Schriftgelehrten sagen, daß der Christus Davids Sohn sei? Hat doch David selber im heiligen Geiste gesagt: Es sprach der Herr zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten bis daß ich lege deine Feinde unter deine Füße. David selber nennt ihn also Herrn, wie kann er dann sein Sohn sein?“

Unübertrefflich lebenswahr schildert Markus die Wirkung dieser Worte auf die Zuhörer:

„Und die große Menge hörte ihm mit Vergnügen zu.“

Alle drei Berichte beweisen übereinstimmend, daß der Heiland diese ganze Frage mit überlegener Ironie behandelte, die dem Volke viel Spaß machte. Matthäus sagt sogar:

„Und niemand konnte ihm ein Wort erwidern noch wagte einer, von diesem Tage an ihn weiter zu fragen.“

Das Volk mag sich gewaltig über das Aufsitzen der Schriftgelehrten gefreut haben.“

Auch auf die Anwesenden wirkten diese Heilands Worte

ähnlich wie auf die Zuhörer vor zweitausend Jahren. Während Specht und seine Freunde in Heiterkeit gerieten, empfahl sich der Pfarrer mit kurzem Gruße.

11.

Herr v. Rothow und seine Damen hatten an diesen Auseinandersetzungen nicht teilgenommen. Der Gutsherr hatte mit der Leitung der in vollem Gange befindlichen Roggen-ernte, seine Gattin mit der Führung des Riesenhaushaltes so vieler Bewohner und Gäste des Schlosses alle Hände voll zu tun. Während Frau v. Rothow die Oberaufsicht führte und dabei überall eigenhändig zusah, lag ihrer jugendlichen Freundin Annemarie die Leitung des Wäschewesens, des Instandhaltens der zahlreichen Säle, Wohnräume und Schlafzimmer sowie die Aufsicht über das zahllose Geschirr und Silberzeug ob, das, in mehreren Garnituren vorhanden, immer wieder gesammelt, gezählt und wieder ausgegeben sein wollte.

Schwertfeger unterrichtete jeden Vormittag seine beiden Zöglinge, bestimmte Nachmittage trieb er mit ihnen Sport, machte mit ihnen Ausflüge zu Fuß oder zu Pferde, oft begleitet von Specht und anderen jüngeren Herren, die ihm in herzlicher Kameradschaft ergeben waren oder mißbegierig seinen Umgang suchten. Die Schloßbewohner und Gäste versammelten sich vollzählig nur zum großen Frühstück um 1 Uhr und zur Hauptmahlzeit abends Punkt 7 Uhr. Im Anschlusse daran wurde der Unterhaltung in den Salons gepflegt, musiziert, zuweilen auch getanzt oder Vorträge und Vorlesungen gehalten, wozu die Vereinigung so zahlreicher Personen und Talente

mannigfache Gelegenheit und Anregung bot. Auch Maler, Künstler, Gelehrte waren zuweilen zu Gast, da die feinsinnige Herrschaft derartige Verbindungen angelegentlich pflegte. Dazu kam der gesellige Verkehr mit den Nachbarschlössern; des Kommens und Sehens, der Zufahrten und Abfahrten zu Roß, zu Wagen und im Auto nahm es kein Ende.

Unter diesen Verhältnissen hatte Schwertfeger noch keine Gelegenheit gefunden, Frau v. Nochow sein Herzensgeheimnis anzuvertrauen und sie zur Ausführung seines Vorhabens um Rat zu bitten. Er vermied es auch geflissentlich, mit Annemarie in nähere Berührung zu kommen. Aber durch all dies bunte Leben und Treiben ließ er sich nicht abhalten, täglich einige Stunden seinen Studien und Arbeiten obzuliegen. Unauffällig zog er sich oft aus der Gesellschaft in das Turmzimmer zurück, das ihm der Gutsherr auf besonderen Wunsch als Arbeitszimmer eingerichtet hatte. Dort unter seinen Büchern, am Schreibtische, fühlte er sich in seiner eigentlichen Welt, äußerlich und innerlich befreit von all dem Trubel, der in den unteren Räumen des Schlosses mochte.

Ganze Nächte verbrachte er dort oben mit Nachjinnen über all die Fragen und Aufgaben, welche die neue Zeit unserem unglücklichen Volke und Vaterlande stellte. Der Schloßherr war dabei oft sein Gefährte. Beide waren sich darüber klar, daß nur eine völlige Umgestaltung unseres gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und staatlichen Lebens durch innere Umkehr und Erneuerung jedes einzelnen Deutschen im Sinne der Liebeslehre des Heilandes uns die Erlösung bringen und neue Wege und Ziele weisen könne. Mit sich selbst hierbei den Anfang zu machen, in selbstloser

Hingabe an Volk und Vaterland diesem hohen Ziele mit allen Kräften zu dienen, das war ihr beider heiliger Wille und Voratz.

Schon ehe Rochow seinen jüngeren Freund kannte, hatte er unbewußt dieser Aufgabe gelebt; alles was er in heißer Arbeit sich errungen hatte, war er bestrebt, für die Mitmenschen insbesondere für seine Arbeiter und Untergebenen fruchtbar zu machen. Alle die Menschen, die in seinem Schlosse zu Gast wohnten, waren heimat- und mittellos; wo er nur immer Nachricht von Hilfsbedürftigen erhielt, gab er von dem Seinen, was er entbehren konnte.

Reichtümer hatte er dabei nicht gesammelt, obwohl er im Rufe eines reichen Mannes stand. Aber danach stand nicht sein Sinn; er hatte ausreichend zu leben und war glücklich, von dem, was ihm Gott bescherte, auch andere leben zu lassen. Seine Gattin war des gleichen Strebens wie er. Während er jedoch im Geben und Schenken keine Grenzen kannte, war sie die praktische Hausfrau, die der Freigebigkeit ihres Gatten Schranken zog, ein Wirtschaften ins Uferlose zu verhüten.

Auch durch den Streik hatten sie sich in ihren menschenfreundlichen Bestrebungen ihren Arbeitern gegenüber nicht irre machen lassen. Sie rechneten nicht auf Dank, sie taten das Gute um seiner selbst willen. Den Wiederaufbau des niedergebrannten Heuspeichers hatten sie sofort in Angriff genommen. Als sie sich, angesichts der knappen Barmittel, vor die Wahl gestellt sahen, entweder den Neubau einer Wohnung für zwei jung verheiratete Arbeiterpaare oder den Wiederaufbau des niedergebrannten Kavalierrhauses zu unterlassen, entschlossen sie sich zur Errichtung eines neuen Doppelhauses für die beiden jungen Paare.

Der Plan, den Schwertfeger für das Herzensglück Annemariens hegte, beschäftigte ihn unablässig. Gewohnt, nichts vom Jaune zu brechen sondern alles seiner natürlichen Entwicklung zu überlassen im tiefsten Vertrauen auf Gottes Seiten, im gegebenen Augenblicke aber zielbewußt zu handeln, unterließ er es, die Guts herrin eigens um eine Unterredung zu bitten. Diese bot sich eines Tages von selbst, als Frau von Rochow zur Besprechung einer Erziehungsfrage, zu der einer der beiden Knaben Anlaß gegeben hatte, ihn zu sich bitten ließ. Zu seiner großen Überraschung erfuhr er, jener Leutnant habe Annemarie im Stich gelassen und sich mit einer begüterten jungen Dame verheiratet.

Ein freudiger Schreck durchfuhr ihn: die heimlich Geliebte war frei! Nun war ihm plötzlich das tieftraurige, scheue Wesen des schönen Mädchens erklärlich. Wie mochte sie unter diesem Schicksalschlage leiden! Er beschloß, nun erst recht jede Annäherung an sie zu unterlassen, jedenfalls sein eigenes Hoffen solange zurückzustellen, bis erkenntlich wäre, daß ihre Herzenswunde sich geschlossen habe. Mit keiner Silbe verriet er Frau von Rochow, daß er selber das Mädchen liebe. Sollte sie ihm von Gott bestimmt sein, so würde sich alles ganz von selbst zu beider Glück entwickeln.

Er begab sich auf sein Studierzimmer und vertiefte sich in seine Studien. Lange wollte es ihm nicht gelingen, sich zur Arbeit zu sammeln. Schließlich aber siegte sein Wille über das Stürmen in der Brust.

Die religiöse Frage der Gegenwart, nur von wenigen Volksgenossen in ihrer Bedeutung erkannt, erschaute er als die Grundfrage der Zeit. Ihre Lösung war die

Voraussetzung zur inneren Wiedergeburt des deutschen Volkes und damit zum Wiederaufbau des Vaterlandes. Die Lösung der Judenfrage und der sozialen Frage war auf das innigste mit ihr verbunden, ja mit ihr eins.

Die Geschichte des deutschen Christentumes verfolgte er bis auf seine Ursprünge zurück. Klar erkannte er die Schuld des Deutschenapostels Winfried Bonifazius an dem Unglücke, daß unseren Vorfahren die Lehre des Heilandes nicht rein sondern in römisch-jüdischer Entartung gebracht worden war. Dieser tiefgläubige aber geistig unselbstständige Angelsachse war nur das Werkzeug Roms, die Macht des Papsttums auch nach Germanien zu tragen. Gar nicht auszudenken wäre die geistige und politische Entwicklung Deutschlands gewesen, wenn die Germanen die Heilandslehre in ihrer ursprünglichen Reinheit kennen gelernt hätten und nicht von Unbeginn unter die Botmäßigkeit Roms geraten wären. Weil dem nicht so war, deshalb windet sich heute Deutschland und die ganze Welt in Wahn und Weh. Nur die Ausscheidung des römisch-jüdischen Giftes aus dem deutschen Christentume vermag das deutsche Volk und damit die ganze Menschheit von dem materialistischen Irrwahn zu erlösen, denn Deutschland ist das geistige Herz der ganzen Welt.

Aber wie tief sitzt dieses römisch-jüdische Gift in den Deutschen! Wie blind für jede Einsicht und wie unfähig für jeden Fortschritt macht es die Seelenhirten und die Politiker! Steine bieten sie den hungernden Seelen statt Brot, verknöcherte Formeln und Zwangsgedanken statt des lebendigen Wassers ewigen Lebens.

Und wer trägt die Schuld? Die Juden, die Juden und immer wieder die Juden! Sie haben mit dem alten Testa-

mente das Gift in die Menschheit getragen, und ein Jude war es, der Antichrist Paulus, der die Heilandslehre in ihr Gegenteil verkehrt, sie materialistisch verfälscht hat. Das jüdische Blendwerk hat Luther nicht erkannt. Wann wird uns der Herrgott einen zweiten Luther schenken, der die Christenheit vom Judenwahn befreit? Kann dieses Werk überhaupt von Menschenhand vollbracht werden? Müßte nicht ein Erzengel vom Himmel hernieder steigen, um mit seinem Flammenschwerte der jüdischen Hydra das Haupt abzuschlagen?

In solche Gedanken war Schwertfeger versunken, als es an die Tür seines Studierzimmers klopfte und der Pfarrer hereintrat.

12.

„Ich komme, einen letzten Versuch zu machen, Ihre Seele zu retten,“ begann der Geistliche.

„Das ist sehr freundlich von Ihnen. Darf ich Sie bitten, dazu Platz zu nehmen,“ erwiderte Schwertfeger mit ergebungsvollem Lächeln.

„Sie leugnen, daß das neue Testament die Erfüllung des alten sei. Darf ich Sie daran erinnern, daß die Erscheinung des Heilandes und die Ereignisse seines Lebens und Sterbens in allen Einzelheiten im alten Testamente vorausgesagt worden sind?“

„Ich finde in dem ganzen alten Testamente auch nicht eine einzige Prophezeiung, die auf Jesus oder auf irgendein Ereignis seines Lebens bezogen werden könnte. Nennen Sie mir doch eine solche!“

„Sie brauchen doch nur die Bibel aufzuschlagen,“ rief der Pfarrer erregt aus.

„Hier ist sie, bittel!“

Der Pfarrer geriet außer sich.

Er suchte im 19. Kapitel des Johannesevangeliums und las, bei Vers 23 beginnend, daraus vor, wie die Kriegsknechte die Kleider des Gekreuzigten unter sich verteilen und über den Rock das Los werfen. Triumphierend erhob er seine Stimme bei den Worten:

„Auf daß erfüllet werde die Schrift, die da sagt, sie haben meine Kleider unter sich geteilt und haben über meinen Rock das Los geworfen.“

Ebenso triumphierend las er die Worte des Verses 28:

„Danach, da Jesus wußte, daß schon alles vollbracht war, damit die Schrift erfüllet würde, spricht er: Mich dürstet!“

Gelassen fragte Schwertfeger:

„Und die Erfüllung welcher Prophezeiung des alten Testaments soll das sein?“

„Psalm 22, Vers 16 und 19“, antwortete siegesgewiß der Pfarrer. „Im 2. Verse dieses Psalmes sind ja sogar die Worte vorausgesagt, die Jesus am Kreuze sprach: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ und im 17. Verse ist vorausgesagt, daß die Hände und Füße des Heilandes durchbohrt werden sollen. Der vielen Voraussagen wegen, die dieser Psalm auf das Leiden des Herrn macht, wird er ja geradezu „Christi Leidenspsalm“ genannt.“

„Da wird es wohl das beste sein, Sie lesen mir den ganzen Psalm vor, damit ich mich von dem was Sie sagen überzeugen kann.“

Der Pfarrer kam der Aufforderung nach. Nachdem er geendet hatte, sah er Schwertfeger keineswegs siegesgewiß an. Er hatte soeben zum ersten Male in seinem Leben den Psalm aufmerksam gelesen.

„Nun?“ brach Schwertfeger das Schweigen. „Sie haben wohl ebensowenig wie ich den Eindruck, daß es sich hier um eine Prophezeiung handelt? Davon ist doch an keiner einzigen Stelle die Rede. Der Psalm ist das Geschrei eines Juden, der Jahwe um Hilfe ansieht, ihn rühmt und preist, um ihn sich gnädig zu machen, der ihm verspricht, auch anderen zu helfen, wenn Jahwe ihm helfe. Das ist das typische Sejjammere, das wir am Juden kennen, wenn es ihm schlecht geht. In diesem Zustande gelobt er gewöhnlich, sich seine etwaige Rettung auch etwas kosten zu lassen. In Vers 26 erklärt er sich sogar bereit, seine Gelübde zu „bezahlen“ vor allen, die „Jahwe fürchten“. Was in aller Welt hat dieser Jammerpsalm mit dem heroischen Leiden und Sterben des Heilandes zu tun?“

Die Worte, die der Heiland am Kreuze gesprochen haben soll „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ kennt das Evangelium des Johannes überhaupt nicht. An ihrer Stelle meldet es nur das heroischerhabene Wort: „Es ist vollbracht!“ Das Schlußwort des Psalmes „daß er's getan hat“ auf dieses letzte Wort des Heilandes zu deuten, wie es in den Hinweisen auf diese Psalmenstelle in den Evangelienausgaben üblich ist, das ist denn doch ein starkes Stück! Und die Worte des Verses 16: „Meine Zunge klebt an meinem Gaumen“ als eine Prophezeiung des am Kreuze gesprochenen Wortes „Mich dürstet“ hinzustellen, das ist nicht minder kühn!

Was für eine Bewandnis aber hat es mit den Worten

des 17. Verses: „Sie haben meine Hände und Füße durchgraben,“ die als eine Prophezeiung auf den Kreuzestod des Heilandes hingestellt werden?

Der hebräische Urtext, der in dem masoretischen¹⁾ Texte doch wohl erhalten ist, kennt diese Worte überhaupt nicht. Ich habe hier eine neuzeitliche Bibelübersetzung nach diesem hebräischen Texte²⁾ und darin lautet dieser Vers 17: „Mich umringen Hunde, eine Rotte Bösewichte umkreist mich gleich Löwen an Händen und Füßen.“

Alle die angeblichen Prophezeiungen dieses Psalmes auf das Leiden Christi zerfließen also in der Hand einer besonnenen Kritik zu nichts.“

„Aber Matthäus 26, 54 und 56, Markus 14, 49, Lukas 4, 21 und 24, 44 sagt der Heiland selber doch ausdrücklich, dies alles geschehe, „damit die Schrift erfüllet werde.“

„Sie übersehen, daß die Evangelien erst zwei bis drei Menschenalter nach des Heilandes Tode geschrieben worden sind. Sie wollen nicht historische Berichte sondern Erbauungsschriften für die Gemeinden sein. Ihre Verfasser sind noch ganz in alttestamentarischen Anschauungen befangen. Daher ist es ganz erklärlich, daß sie solche Erfüllungsworte dem Heilande in den Mund legen, um ihnen maßgebendes Ansehen zu geben. Ihr geschichtlicher Wert ist gleich Null, ja es ist seelenkundlich undenkbar, daß sich der Heiland mit solchem Erfüllungshokuspokus abgegeben haben könne.

Die echten Heilandsworte sind an ihrem schlichten, bald herben, bald sich bis zur überirdischen Musik steigenden, aber niemals überspannten Tone unverkennbar. Jeder

der diesen Ton auch nur ein einziges Mal aufgefangen hat, vermag die echten Heilandsworte mit innerer Sicherheit von den unechten zu unterscheiden. Mit ausschließender Gewißheit läßt sich behaupten, daß alle dem Heilande in den Mund gelegten Erfüllungsworte nicht echt sondern fromme Erzeugnisse der Evangelienverfasser oder ihrer Bearbeiter sind. Das ist ebenso gewiß wie die Tatsache, daß die Evangelisten, ihre Bearbeiter und Übersetzer, insbesondere Luther, die Evangelien im Hinblick auf das alte Testament gestaltet und umgestaltet haben. Schon jedes Mitglied der alten Christengemeinden, das zu seinem Eigengebrauche oder vielleicht gewerbsmäßig die Evangelien abschrieb, hat sie bewußt und unbewußt seinen eigenen Gefühlen, Anschauungen und Bedürfnissen entsprechend verändert. Das geht schon daraus hervor, daß die Zahl der Abweichungen in den wenigen uns erhaltenen Texten Legion ist. *) Ein Stillstand in dieser wilden Textgestaltung trat erst ein, als der kirchliche Kanon der Evangelien festgelegt wurde. Auch dieser Vorgang, der erst im dritten Jahrhundert begann, ist wiederum höchst verwickelt. Es ist klar, daß die Kirche alle Textstellen kritiklos übernahm, die ihren Zwecken dienlich waren. Alle Hinweise in den Evangelien als Erfüllung von angeblichen Weissagungen des alten Testaments sind samt und sonders kindliche und künstliche, aus frommem Bedürfnis hergerichtete Rückwärtskonstruktionen.“

„Wollen Sie etwa auch die ganz wunderbare Prophezeiung des Jesajas (7, 14) von der jungfräulichen Geburt des Heilandes, auf die sich ja ausdrücklich Matthäus 1, 23 bezieht, als eine solche künstlich hergerichtete Rückwärtskonstruktion ansehen?“

Mit diesen Worten schlug der Pfarrer das 1. Kapitel des Matthäus auf und las mit pastoralem Pathos:

„Das ist aber alles geschehen, auf daß erfüllet würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht: Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären und sie werden seinen Namen Immanuel heißen, das ist verdolmetscht: Gott mit uns.“

„Schlagen wir einmal das 7. Kapitel des Jesajas auf und lesen wir diese Prophezeiung im Zusammenhang,“ entgegnete Schwertfeger. „Die unmittelbar darauf folgende Stelle lautet:

„Von Dickmilch und Honig wird er leben, bis er das Böse verwerfen und das Gute erwählen lernt. Denn ehe der Knabe lernt Böses verwerfen und Gutes erwählen, wird das Land verödet sein, vor dessen zweien Königen dir graut.“

Um was es sich hierbei handelt, erfahren wir aus dem 1. Verse dieses Kapitels; es berichtet, daß der König Rezin von Syrien und Pekah, der König Israels vereint gegen Jerusalem ziehen, um es zu erobern. Die Prophezeiung bezieht sich also auf die damalige unmittelbare Gegenwart und ganz und gar nicht auf eine spätere Zeit! Auch im folgenden 8. Kapitel des Jesajas wird von einem neugeborenen Knaben gesagt, noch ehe er gelernt haben wird „lieber Vater und liebe Mutter“ rufen, werde „die Macht der Feinde gebrochen sein.“ Im folgenden 9. Kapitel des Jesajas, das gern als Lektion am heiligen Christfeste dient, ist abermals von der Geburt eines Kindes die Rede, von dem man, sobald es groß geworden sein wird, die endgültige Errettung von den drohenden Feinden und die Aufrichtung eines machtvollen jüdischen Reiches

erhofft. Sie sehen also, alle diese Prophezeiungen sollen nicht für eine spätere sondern für die unmittelbar bevorstehende Zukunft gelten. Irgend ein Hinweis auf Jesus Christus ist darin auch beim besten Willen nicht zu finden.

Vergleichen Sie aber nun gar die christliche Übersetzung der von Matthäus angeführten Jesajasstelle mit einer wissenschaftlichen Übersetzung des hebräischen Urtextes, so ergibt sich, daß nicht von einer Jungfrau sondern von einem jungen Weib die Rede ist. Auch hier haben also die christlichen Übersetzer den alttestamentarischen Text zugunsten christlicher Lieblingsvorstellungen verändert, man muß hier geradezu sagen gefälscht.“

Der Pfarrer mußte sich in der Tat von der Richtigkeit dieser Ausführungen überzeugen.

„Es mag sein,“ fuhr er etwas kleinlaut fort, „daß sich hier ein Übersetzungsfehler eingeschlichen hat. An den Messiasprophezeiungen des alten Testaments überhaupt ist darum doch nicht zu drehen und zu deuteln.“

„So nennen Sie mir doch bitte irgend eine, die nach Ihrer Auffassung stichhaltig wäre,“ entgegnete lachend Schwertfeger.

Eifrig blätterte der Pfarrer in der Bibel, schlug 5. Mose 18, 15 auf und las:

„Einen Propheten wie mich wird Jahwe, dein Gott dir erwecken aus dir und aus deinen Brüdern, dem sollt ihr gehorchen.“

„Diese Stelle,“ erwiderte Schwertfeger, „ist zwar ein beliebter Predigttext für den vierten Sonntag des Advents, gleichwohl läßt sie jede Beziehung auf den Heiland vermissen. Sie kann ebenso gut auf jeden beliebigen

Propheten gedeutet werden, der nach Mose irgendwann und =wo unter den Juden aufgetreten ist. Es ist nichts als dogmatische Willkür, in diesen Worten eine Prophezeiung auf den Heiland sehen zu wollen. Schlagen Sie jede beliebige andere Stelle des alten Testaments auf, die derartige angebliche Heilandsprophezeiungen enthalten soll, zum Beispiel 4. Mose 12, 6—8, so werden Sie ohne jede Ausnahme zu dem gleichen Ergebnis kommen. Nicht nur die angeblichen Christusverheißungen sondern alle sogenannten Prophezeiungen des alten Testaments, die sich auf Ereignisse im neuen beziehen sollen, lassen sich ohne jede Ausnahme ebensogut auf irgend ein anderes Ereignis zu irgend einer anderen Zeit deuten. So fehlt es ja nicht an neuzeitlichen Phantasten, die sogar den Weltkrieg, den Zusammenbruch des Kaiserreiches und die Revolution in der Bibel vorhergesagt sehen wollen.

Das Wort „Prophet“ ist in der Bibel überhaupt falsch übersetzt. Das entsprechende Wort des hebräischen Urtextes bedeutet nicht „Prophet“ oder „Wahrsager“ sondern „Sprecher“¹⁾. Diese Sprecher waren Volksredner, deren sich die Herrscher bedienten, um ihre politischen Ziele und Pläne volkstümlich zu machen. Sie wurden zu diesem Berufe in besonderen Rednerschulen ausgebildet. Zugleich waren sie Chroniken- und Geschichtsschreiber. Ihre Aufgabe war es, die zeitgenössischen Begebenheiten aufzuzeichnen und die Geschichte der Juden bis zu den Patriarchen, ja bis zur Schöpfung des Menschen zurückzuführen. Ihr Werk sind die alttestamentarischen Schriften, die in der Bibel nur zum Teil erhalten sind. Viele davon sind verloren gegangen. Das alte Testament benennt deren eine ganze Anzahl.²⁾ Es ist klar, daß sie die jüdische

Geschichte so darstellten, wie es für das auserwählte Volk am vorteilhaftesten war. Wir brauchen uns daher nicht zu wundern, wenn sie an den nichtjüdischen Völkern kein gutes Haar lassen.

Zu „Sehern“ und „Wahrsagern“ haben sich die „Propheten“ erst mit Hilfe der Priester entwickelt. In Verbindung mit ihnen waren sie die Ratgeber, ja sehr oft die Lenker und Beherrscher der jüdischen Könige. Die alttestamentarischen Geschichts- und Prophetenbücher selber legen davon beredtes Zeugnis ab. Je nachdem die Herrscher den politischen Machtgelüsten der Propheten zugänglich waren, werden sie von ihnen als Jahwe „gehorsam“ oder „nicht gehorsam“ der Nachwelt überliefert. Viele Prophetenverheißungen kennzeichnen sich selber ohne weiteres als politische Spekulationen. Dazu gehören auch die Messiasverheißungen. Hierbei bedienen sich die Herrscher ebenso der Priester und Propheten wie umgekehrt diese der Herrscher. Es ist zwischen ihnen ein erbittertes Ringen um die Macht, ähnlich wie es bei uns im Mittelalter zwischen Kirche und Kaisertum der Fall war.

Dabei geraten die Propheten sich selber in die Haare. Das 1. Buch der Könige 22, 24 berichtet eine ergötzliche Szene, wie der Prophet Jedekia seinen Kollegen Micha ohrfeigt, weil er etwas ganz anderes zu prophezeien für zweckmäßig hielt als er. Das 1. Buch der Könige 13, 11—30 zeigt, wie sich die Propheten gegenseitig belogen und beschwindelten, indem einer wie der andere vorgibt, von Jahwe persönlich beauftragt zu sein. Ja diese Stelle zeigt, daß einer sogar den anderen umbrachte und diesen Mord durch neue wundererfüllte Schwindelgeschichten zu verschleiern mußte. Auch vor Hochverrat scheuten sie nicht

zurück, wie der Prophet Elisa es selber von sich ausführlich bezeugt (2. Könige 9, ff.).

So nimmt es uns denn nicht wunder, daß eine Unmenge von Prophezeiungen nicht in Erfüllung gingen. Weder erfüllten sich die Prophezeiungen des Ezechiel noch des Jesajas noch des Jeremias über den bevorstehenden Fall der Stadt Tyrus durch den Assyrierkönig. Trotz dreizehnjähriger Belagerung gelang es Nebukadnezar nicht, diese Inselstadt einzunehmen. Durch alle möglichen Spiegelfechtereien und Anklagen anderer Propheten, die mit ihren Gegenprophezeiungen seine eigenen Prophezeiungen um die Erfüllung gebracht hätten, sucht Jeremias sein erschüttertes Ansehen wieder herzustellen (Jeremias, Kapitel 29). Auch das Schreckensende, das Jesajas und Jeremias der Stadt Babylon voraussagten, erfüllte sich nicht. Weder wurde die Stadt verwüstet noch seine Einwohner niedergemacht; ohne Schwertstreich zogen die Perser in Babylon ein. Ja die jüdischen Propheten und Priester sind es selber gewesen, die in Verbindung mit den babylonischen die Stadt durch Verrat dem Cyrus auslieferten. *) Jesaja 45, 1 ff. und 48, 14 ff. beweist, daß dieser Prophet, der kurz vor dem Falle diese neue Weissagung erließ, um den geplanten Verrat gewußt hat. Babylon wurde entgegen den alten Prophezeiungen nicht zerstört. Alexander der Große sah die Stadt noch in ihrem alten Glanze. Ganz langsam und katastrophenlos siechte die Weltmetropole infolge der Rassenentartung des babylonischen Volkes nach dreitausendjährigem Bestande dahin.

Sogar die überschwenglichen Verlockungen und Verheißungen des Jeremias und Jesajas von einer neuen goldenen Zukunft, die das auserwählte Volk nach seiner

Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft in Jerusalem erwarten sollte, erwiesen sich als eitel Schall und Rauch: es fiel dem größten Teil des auserwählten Volkes überhaupt nicht ein, Babylon zu verlassen; die Juden fühlten sich dort so wohl wie die Fliegen im Syrup. Cyrus und seine Nachfolger mußten große Opfer an Geld und Schätzen bringen, um wenigstens einen Teil der Juden zum Abzuge zu bewegen. Das waren sehr weise Männer, von denen wir Deutsche viel lernen könnten. Wir sollten jedem Juden eine Prämie zahlen, der Deutschland freiwillig verläßt. Dieses Opfer würde tausendfältig Früchte bringen.

Auch alle Prophezeiungen vom Untergange der endlos verwünschten und verfluchten Nachbarvölker, mit denen die Juden beständig im Kriege lagen, haben sich nicht erfüllt. Diese Völkerschaften haben das vermahrloste jüdische Reich um Jahrhunderte bis in die nachexilische Zeit hinein überdauert. Ebenso wird es der Weltherrschaft ergehen, die den Juden von Jahwe verheißen worden ist und die sie heute schon anzutreten vermeinen. Die arischen Völker werden die Juden hinwegfegen wie Spreu im Winde, sobald ihnen nur die Augen über das wahre Wesen des Judentumes aufgegangen sind. Um das vorauszusagen, braucht man kein Prophet zu sein. Es ist der notwendige Gang der Weltgeschichte, da *G o t t* und nicht *J a h w e* sie lenkt.

Nun frage ich Sie: Was hat es für einen Sinn, all das jüdische Geschimpfe und Geseire der Propheten seit zweitausend Jahren in unserer christlichen Bibel mit herumschleppen? Was gehen uns Moses und die Propheten, was Abraham, Isaak, Jakob, Josef, ihre Weiber und

Rebsweiber, all ihre Schwindel- und Saunergeschichten an? Es ist geradezu ein Verbrechen, die Phantasie unserer Kinder damit anzufüllen und dieses jüdische Gift in ihre Seelen zu impfen. Um das seelische und sittliche Wohl ihrer Kinder besorgte Väter und Mütter, die auch nur ein einziges Mal die Kapitel des alten Testaments, die ich hier im Auge habe,¹⁾ lesen, können unmöglich wünschen, daß ihre Lieblinge darin unterrichtet werden, oder es auch nur in die Hand bekommen. Die Evangelien, unsere deutsche Geschichte, germanische Vorgeschichte, die Mythen und Sagen unseres deutschen Volkes und der germanischen Religion unserer Vorfahren bieten wahrlich erhebendere gemüt- und charakterbildende Stoffe²⁾ für den Religionsunterricht.

Das alte Testament darf nicht länger Unterrichtsgegenstand für deutsche Kinder sein!

13.

Eine solche Sprache hatte der Pfarrer noch nie gehört. Die Forderung, das alte Testament preiszugeben, erschien ihm ebenso wahnwitzig, als wolle man dem Menschen die Luft zum Atmen nehmen. Aber noch immer gab er die Hoffnung nicht auf, seinen katholischen Kollegen von seinem Irrwege abzubringen:

„Sie verdammen das alte Testament in Bausch und Bogen, glauben aber gleichwohl an den Heiland. Dabei hat sich der Heiland doch selber als der im alten Testamente verheißene Messias bezeichnet.“

„Das Gegenteil ist der Fall,“ erwiderte Schwertfeger. „Durch die synoptischen Evangelien laufen zwei einander

ausschließende Messiasberichte. Nach dem einen hat sich Jesus für den Messias gehalten, nach dem anderen hat er die Messiaswürde mit eindeutiger Entschiedenheit abgelehnt. Es ist für jeden ruhig und sachlich urteilenden Evangelienleser sonnenklar, daß der positive Bericht eine dogmatische Konstruktion ist, der erst durch den unzweideutigen negativen Urbericht erzeugt worden ist. Daß der positive Bericht der ursprüngliche und der negative ein nachträgliches Erzeugnis sei, das ist undenkbar, denn zu seiner nachträglichen Aufstellung hätte ja gar kein Anlaß vorgelegen, da es den Judenchristen im Gegenteil darum zu tun war, die alttestamentarische Überlieferung zu retten. Sie wären heilsfroh gewesen, wenn sie durch das Vorhandensein des negativen Berichtes nicht erst gezwungen worden wären, ihn durch einen positiven Gegenbericht zu entkräftigen.

Der negative Bericht aber ist so eindeutig klar, daß darüber für jeden verständigen Menschen überhaupt kein Wort zu verlieren ist. Die Urform dieses Berichtes besitzen wir zweifellos in Markus 8, 27—33. Als Petrus bei Cäsarea Philippi auf die Frage des Heilandes, für wen ihn die Jünger hielten, antwortete, er sei Christus, da tadelt der Heiland diese Auffassung und warnt die Jünger, sie weiter zu verbreiten, denn „tadeln, rügen, Vorwürfe machen“ bedeutet das griechische Zeitwort des Urtextes, das Luther mit „bedrängen“ übersetzt.

Um keinen Zweifel an seiner Meinung zu lassen, sagt der Heiland, „er werde viel leiden und von den Ältesten, Hohepriestern und Schriftgelehrten verworfen und getötet werden.“ Das schlug der alttestamentarischen Auffassung vom Messias, der als ein weltlicher Fürst und Befreier

erwartet wurde, so sehr ins Gesicht, daß Petrus den Heiland „zur Seite nahm“ und „anfing, ihm zu wehren“. Jesus aber weist ihn zurecht mit den niederschmetternden Worten: „Gehe hinter mich, du Satan, denn du meinst nicht was göttlich, sondern was menschlich ist.“

Diese Textstelle ist um so gewichtiger, da sie im Markus-evangelium steht. Die wissenschaftliche Forschung hat ja zweifelsfrei nachgewiesen, daß das Markusevangelium das älteste der drei synoptischen Evangelien ist und den Verfassern des Matthäus- und Lukasevangeliums als Quelle gedient hat. Daß diese beiden Synoptiker diese Stelle fortlassen und den positiven Gegenbericht aufbringen (Matthäus 16, 16—17, Lukas 22, 67—70), läßt erkennen, wie die dogmatische Entwicklung der christlichen Urgemeinden sich immer mehr von der Grundlehre des Heilandes entfernte. Im Anschluß an den Gegenbericht bringt das Matthäusevangelium das angebliche, seelenkundlich ganz unmögliche Jesuswort, auf welches die Kirche ihre Macht gründete (Matthäus 16, 18—19). Das Johannesevangelium hingegen ist von den drei Synoptikern gänzlich unabhängig. Das erkennt schon der Laie auf den ersten Blick. Es bringt auch die Parallelstelle zu Matthäus 16, 18 im zweifellos echten Wortlaute (Johannes 1, 42). Es stellt die Lehre des Heilandes am reinsten dar, denn es geht auf einen Verfasser zurück, der in unmittelbarster Beziehung zum Heilande gestanden haben muß. Alle Bemühungen der wissenschaftlichen Kritik haben nicht zu entkräftigen vermocht, daß Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn, selber der Verfasser dieses Evangeliums sei,*) obwohl der uns überlieferte Text, wie aus mehreren unstimrigen Stellen und aus dem Nachworte

hervorgeht, eine spätere Überarbeitung des Urtextes ist. Das Johannesevangelium weiß nichts davon, daß Jesus der den Juden verheißene Messias sei. Alle unmittelbaren Anfragen hierüber beantwortet Jesus ausweichend oder mit feinem Takt es vermeidend, den jüdischen Anschauungen schroff zu widersprechen.“

„Aber der Heiland beruft sich doch selber im Johannesevangelium 5, 39 und 5, 46 darauf, daß die Schrift und Moses von ihm gezeugt haben!“

Lesen Sie diese Stelle doch einmal ruhig und aufmerksam ohne jedes Vorurteil in ihrem Zusammenhange, dann werden Sie zu einer anderen Auffassung kommen. Bereits unmittelbar vorher 5, 33 ff. lehnt der Heiland überhaupt jedes Zeugnis von Menschen, sogar das Johannes des Täufers ab mit den Worten:

„Ihr schicktet zu Johannes und er zeugte von der Wahrheit. Ich aber nehme nicht Zeugnis von Menschen.“

Er beruft sich einzig und allein auf das Zeugnis seines himmlischen Vaters:

„Ich habe ein größeres Zeugnis denn des Johannes; denn die Werke, die mir der Vater gegeben hat, daß ich sie vollende, eben diese Werke, die ich tue, zeugen von mir, daß mich der Vater gesandt hat, d e r hat von mir gezeuget.“

Mit dem Hinweise, daß die Juden diesen seinen Vater nicht kennen, fährt er fort:

„Suchet in den Schriften, da i h r j a m e i n e t in ihnen ewiges Leben zu haben und sie es (eurer Meinung nach) sind, die von mir zeugen; und ihr wollt (gleichwohl) nicht zu mir kommen, damit ihr Leben habet.“

Klar geht aus dieser peinlich wortgetreuen Übersetzung

des griechischen Urtextes hervor, daß der Heiland die jüdische Auffassung, er sei der Messias von dem die Schriften angeblich geweißsagt haben, hier lediglich als hypothetische Voraussetzung ihnen ins Gedächtnis ruft zum Zwecke einer schlüssigen Beweisführung gegen die Verstocktheit der Juden. Nun bekommt auch die Stelle 5, 46 ihren logischen Sinn:

„Wenn ihr Mose glaubtet, so glaubtet ihr auch mir, denn von mir hat er ja (eurer Meinung nach) geschrieben. Wenn ihr aber seinen Schriften nicht glaubet, wie werdet ihr meinen Worten glauben?“

Eindeutig klar lehnt der Heiland den Mose und seine Lehre ab in dem folgenden Kapitel (6, 32):

„Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Mose hat euch nicht das Brot vom Himmel gegeben, aber mein Vater gibt euch das wahre Brot vom Himmel.“

Zur Versinnlichung seiner Gottessendung ging Jesus ganz natürlich auf die Messiasvorstellung der Juden ein, ohne sie sich selber zu eigen zu machen. Wenn er zu der Samariterin 4, 26 sagt: „Ich bin's, der mit dir redet,“ so belohnt er gleichsam die naive aber tiefe Gläubigkeit des Weibes, das seine vorangehenden Worte: „Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten“, bereits begierig aufgenommen hatte. So hat er als praktischer Seelenkenner auch an andere den Juden geläufige Vorstellungen angeknüpft, um seine neue Lehre zu entwickeln, besonders zu Beginn seiner Lehrtätigkeit. In dieser Weise verfährt jeder kluge Missionar; er paßt sich ganz natürlich den Bildern und Begriffen des Volkes an, das er bekehren will; jeder Erzieher, sofern er überhaupt etwas von seinem Berufe

versteht, geht auf die einfachen Vorstellungen der Kinder ein.

Die in der christlichen Theologie geltende Auffassung, die Menschheit habe Jahrtausende lang sehnsüchtig auf den Messias gewartet und dieser Messias sei im alten Testamente „der Menschheit“ verheißen worden, ist eine aus dogmatischem Bedürfnis ganz willkürlich aufgestellte Behauptung. Weder hat sich die „Menschheit“ nach einem Messias „gesehnt“ und unter der Erwartung dieses Messias jahrtausendelang „geseufzt“, noch ist im alten Testamente dieser Messias der „Menschheit“ verheißen worden. Die Messiasverheißung des alten Testamentes gilt einzig und allein den Juden im Gegensatz zu der übrigen Menschheit. Die Messiassehnsucht der Juden ist eine rein irdische ebenso ihre Messiasverheißung; sie war nicht einmal bei allen Juden, sondern hauptsächlich bei den Propheten, Schriftgelehrten und Priestern zu Hause.¹⁾ Diese erwarteten in dem Messias einen rein weltlichen Helden und Herrscher, der das zersplitterte, unter die Botmäßigkeit anderer Völker gelangte jüdische Reich wieder aufrichten und die verheißene Weltherrschaft der Juden endlich herbeiführen sollte. Daher ihre große Enttäuschung, als der Heiland bekannte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Jesus ist weder der im alten Testamente verheißene Messias noch der Erfüller des alten Testamentes. Die Fortsetzung und Erfüllung des alten Testamentes ist nicht das neue Testament sondern der Talmud und Schulchan-aruch.²⁾

„Wie wollen Sie diese geradezu ketzerische Auffassung in Einklang bringen mit dem eigenen Ausspruch des Heilandes: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen sondern zu erfüllen (Matthäus 5, 17).“

„Angenommen, der Heiland habe tatsächlich diese Worte gesprochen, so bezweckte er damit nichts anderes, als die nachfolgenden, die das gerade Gegenteil einer Erfüllung sind, für die Juden überhaupt erörterungsfähig zu machen. Denn Schlag auf Schlag fährt nun sein „Ich aber sage euch“ auf die Juden herab, das alte Gesetz bis auf den Grund in Trümmer legend. Wie kann da von einer „Erfüllung“ die Rede sein? Der Heiland läßt schlechthin nichts mehr vom alten Gesetze bestehen: er hebt das mosaische Scheidungsgesetz auf, er vernichtet die Speisegesetze, er setzt das Sabbathgebot außer Kraft, er verrichtet selber am Sabbathe geradezu revolutionäre Handlungen, welche die Schriftgelehrten rasend machen, er zerschlägt das Jahwe-Gesetz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ durch das neue für die Juden unerhörte Gebot der Feindesliebe, er hebt das Gesetz und die Propheten in ihrer Gesamtheit auf durch den Satz: „Alles nun, das ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch, das ist das Gesetz und die Propheten,“ das heißt: „Wenn ihr nach dieser meiner einfachen Lehre handelt, dann braucht ihr weder Gesetz noch Propheten.“

Er knüpfte, falls jene „Erfüllungsworte“ echt wären, wie er es auch sonst tat, mit erzieherischem Vorbedacht an die jüdischen Anschauungen des alten Gesetzes rein äußer-

lich an, um seine neue Lehre den Juden schmackhaft zu machen; er entwickelt sie aber in immer steigendem Gegensatz zu der jüdischen. Schließlich hebt er selber ihre Unvereinbarkeit mit der alten Lehre auf das denkbar schärfste hervor; Lukas 5, 36 sagt er:

„Niemand reißt einen Flicklappen von einem neuen Kleide und setzt ihn auf ein altes Kleid; oder aber er verdirbt das neue Kleid und zu dem alten paßt da nicht der Flicken von dem neuen. Und niemand legt neuen Wein in alte Schläuche, oder aber der neue Wein zerreißt die Schläuche, er selbst läuft aus und die Schläuche werden zerstört; sondern neuen Wein muß man in neue Schläuche legen, und niemand, der alten trinkt, mag gerne neuen; denn er sagt, der alte ist bekömmlich.“

Unwiderleglich bezeugt der Heiland durch diese plastischen, mit köstlichem Humor gemalten Bilder, daß seine Lehre durchaus neu, mit der alten unvereinbar sei, daß sie naturnotwendig die alte zerstöre. Wäre dem anders, so wäre er ja von den Juden auch nicht ans Kreuz geslagen worden.

Es ist bezeichnend, daß Luther, um eben den unvereinbaren Gegensatz zwischen neuem und altem Testamente zu überbrücken, hinter die Worte „sondern neuen Wein muß man in neue Schläuche legen“ den Zusatz einfügt „so werden sie beide erhalten“. Dieser luthersche Zusatz steht nicht im griechischen Text! Er beweist, daß Luther noch ganz außerstande war, sich von den überkommenen Zwangsvorstellungen der Kirche frei zu machen.

Daß aber die von den Anhängern des alten Testaments so gern angeführten Worte „Ich bin nicht gekommen aufzulösen sondern zu erfüllen“ nicht echt sind,

läßt sich einwandfrei beweisen. Der Ausspruch hat folgenden Fortsatz:

„Denn ich sage euch wahrlich, bis daß Himmel und Erde vergehe, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüttel vom Gesetze, bis daß alles geschehe. Wer nur eines von diesen kleinsten Geboten auflöset und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich, wer es aber tut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich.“
(Matthäus 5, 18—19.)

Ein derartig ekstatischer Fanatismus ist unvereinbar mit der sachlichen Ruhe und Würde des Heilandes. Dieser ganze Ausspruch kennzeichnet sich untrüglich als Einschleissel eines zelotischen Judenchristen, der von der Unverletzlichkeit seines alten Testaments nicht loskommen kann. Bekanntlich hat ja, wie die Paulusbrieфе lehren, bei Bildung der christlichen Urgemeinden ein mehrere Menschenalter hindurch dauernder Kampf getobt um die Frage, ob das alte Testament für die Christen noch verbindlich sei oder nicht. Es kann gar keine Frage sein, daß entweder der Verfasser des Matthäusevangeliums oder einer seiner Bearbeiter aus kirchlichem Bedürfnis diese angeblichen Heilandsworte frei erfunden hat. Sie stehen nur im Matthäusevangelium, welches die Wissenschaft als das späteste und am wenigsten ursprüngliche der drei synoptischen Evangelien erwiesen hat; es ist erst um etwa 100 nach Christus entstanden. Es ist abhängig von dem Lukas- und Markusevangelium; bei Durchsicht dieser beiden finden wir auch bei Markus das echte Urwort des Heilandes, welches sowohl der Verfasser des Matthäus- als auch des Lukas-evangeliums oder ihre Überarbeiter ihren dogmatischen Bedürfnissen entsprechend benutzt haben.

In dem ältesten der drei synoptischen Evangelien, dem Markusevangelium, findet sich im 13. Kapitel folgende Stelle:

30. „Wahrlich ich sage euch: Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dieses alles geschehe.

31. Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen.“

Ohne weiteres ergibt sich, daß bereits der Vers 30 ebenso der größte Teil der vorangehenden Verse keine echten Heilandsworte sind. Unzweifelhaft echt aber ist das in Vers 31 berichtete Wort:

„Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen.“

Es stand fraglos in der verloren gegangenen Herrenwortquelle. Man sieht, daß bereits Markus oder seine Bearbeiter dieses echte Herrenwort durch den vorangehenden Vers 30 aus eschatologischem Bedürfnisse erweitert haben. Lukas übernimmt in 21, 32 und 33 diese Stelle mit scheinbar nur geringfügiger Änderung:

„Wahrlich ich sage euch: Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß alles geschehe.

Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden n i m m e r m e h r vergehen.“

Er verstärkt das Wort „nicht“ zu „nimmermehr“. Die gleiche Stelle übernimmt Matthäus 24, 34—35 von Lukas beziehungsweise von Markus in folgendem Wortlaute:

„Wahrlich ich sage euch: Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dieses alles geschehe.

Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte sollen n i m m e r m e h r vergehen.“

Es erfolgt also abermals eine Verstärkung im kategorischen Sinne.

Das Urwort der Herrnspruchquelle wird nun von Lukas zur Erzeugung einer zweiten Textstelle benutzt. Lukas 16, 16—17 heißt es:

„Das Gesetz und die Propheten gehen bis Johannes, von da an wird das Reich Gottes durch das Evangelium verkündet und jedermann dringt (nur) mit Gewalt hinein.

Denn es ist leichter, daß Himmel und Erde vergehen, als daß ein Strichlein vom Gesetze falle“ (d. h. „als daß man ein Strichlein vom Gesetze fallen lasse“).

Diese Stelle des Lukas zerlegt Matthäus in zwei getrennte Stellen, indem er zugleich ihren aktiven Sinn in einen passiven verwandelt.

Matthäus 11, 12—13:

„Von den Tagen Johannes des Täufers bis jetzt wird das Reich der Himmel vergewaltigt, und die Vergewaltiger reißen es mit sich.

Denn alle Propheten und das Gesetz haben bis auf Johannes geweisagt.“

Matthäus 5, 18:

„Denn ich sage euch wahrlich, bis daß Himmel und Erde vergehe, wird nicht vergehen ein Jota noch ein Strichlein vom Gesetze, bis daß es alles geschehe.“*)

Den so auf den Kopf gestellten Lukastext erweitert Matthäus noch durch die Verse 17 und 19 zu jener maßlos fanatischen Übertreibung, die auch den naivsten Leser erkennen läßt, daß auch nicht eine Silbe dieser ganzen Stelle aus dem Munde des Heilandes gekommen sein kann. Die

Sucht des Matthäus zu übertreiben, springt allenthalben in die Augen: so fügt er dem „Strichlein“ des Lukas auch noch das „Jota“ hinzu.

An diesem Beispiel können Sie klar ersehen, wie durch dogmatische Bedürfnisse die Lehre des Heilandes bereits zwei bis drei Menschenalter nach seinem Tode entstellt worden ist. Daß jene Lukasstelle nur einen *a k t i v e n* Sinn haben kann, wird eindeutig klar durch den bei Lukas unmittelbar folgenden Vers 18, der das alttestamentarische Scheidungsgesetz aufhebt, wodurch ja gerade gezeigt werden soll, *wie viel* Gewalt angewendet werden muß, um in das Reich Gottes „einzudringen“; denn die Aufhebung des Ehescheidungsgesetzes bedeutet für den Juden nicht nur das „Hinfälligwerden eines Strichleins“, sondern die gewaltsame Aufhebung eines *Hauptbestandteiles* des mosaischen Gesetzes! *)

An dieser Beweisführung wird auch dann nichts geändert, wenn die Stelle Lukas 16, 16—17 auf ein zweites von Markus selber nicht benutztes Wort der Herrenspruchquelle zurückgehen sollte; denn kein Zweifel kann bestehen, daß der Heiland jene Worte Lukas 16, 16—17, wenn er sie wirklich gesprochen hat, nur ironisch im aktiven und nicht, wie Matthäus es schon verdreht, in passivem Sinne gemeint haben kann. Die überlegene Ironie, mit welcher der Heiland das alte Testament und den Buchstabenglauben der Juden durchweg behandelt, scheint den Theologen überhaupt nicht zum Bewußtsein zu kommen.

Diese textlich, logisch und psychologisch stichhaltige Auffassung wird in überraschender Weise bestätigt durch die Tatsache, daß alle bei lebender Sprache Schreibenden über-

setzer die betreffende Stelle bei Lukas im aktiven, bei Matthäus hingegen im passiven Sinn einmütig übersetzen *) und durch die zweite Tatsache, daß weder Markus noch Lukas von einem die Unverletzlichkeit des alten Testaments gewährleistenden Ausspruche des Heilandes etwas wissen. Ein solcher wäre mit dem Wesen und der Lehre des Heilandes ganz unvereinbar. Der Ur-Markus, wenn er jemals aufgefunden werden sollte, kennt sicherlich nur das ohne jeden Zweifel echte Wort des Heilandes: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen.“

Die christliche Lehre ist nicht aus der jüdischen sondern im G e g e n s a t z zur jüdischen Lehre entstanden. Sie diene dem Heilande nur als H i n t e r g r u n d, nicht als U n t e r g r u n d für seine neue, der jüdischen völlig entgegengesetzte Lehre. Das neue Testament steht zu dem alten in keinem anderen als einem rein äußerlichen örtlichen Verhältnis; die scheinbaren Beziehungen sind nichts als künstlich aufgesteckte Lichter, die längst herunter gebrannt sind, von kritiklosen Gemütern aber immer wieder neu aufgesteckt werden. Das alte Testament gehört in die R e l i g i o n s g e s c h i c h t e, aber nicht in die c h r i s t l i c h e R e l i g i o n. Es gehört nicht einmal in die c h r i s t l i c h e R e l i g i o n s g e s c h i c h t e sondern in die Geschichte der sogenannten j ü d i s c h e n R e l i g i o n. Es gehört zur Geschichte der christlichen Religion höchstens in demselben Sinne, in dem die römische Geschichte zur Geschichte des deutschen Volkes gehört. In beiden Fällen handelt es sich um Grenzberührung, bestenfalls um Grenzwirkung, aber nicht um erzeugende Grundlage.

Der Heiland ist nicht nur nicht der Erfüller des alten Testaments sondern im Gegentheil der Vernichter und Zertrümmerer dieser auf Egoismus und Materialismus sich aufbauenden historischen Grundlage des Judentumes.

Das hat sogar der Jude Paulus, der Gründer der jüdisch-christlichen Kirche erkannt und zum Ausdruck gebracht in dem Worte: „Christus ist des Gesetzes Ende.“ Die Folgerungen aus dieser Erkenntnis aber vermochte er nicht zu ziehen, eben weil er Jude war; trotz seiner äußeren Umkehr konnte er aus seiner jüdischen Haut und Wesenheit nicht heraus. Ihm verdanken wir, daß der jüdische Materialismus des alten Testaments in die Fundamente der christlichen Kirche mit eingemauert worden ist. Wie eine Flechte hat er von da aus das ganze Kirchenchristentum durchwuchert. Die reine Lehre des Heilandes hat er so zernagt und zerfressen, den herrlichen Baum so mit Misteln und Hexenbesen bedeckt, daß er ganz unkenntlich geworden ist und längst zu Grunde gegangen wäre, wenn sein Leben nicht in ewiger Wahrheit wurzelte. Luther hat nur die Misteln und Hexenbesen entfernt, er hat aber die fressende Flechte nicht zerstört, weil er die Lüge des alten Testaments nicht oder doch zu spät erkannt hatte. Er hat die Reformation an Haupt und Gliedern statt an der Wurzel vollzogen. Er hat nur subtrahiert, aber nicht radiziert. Nicht Abbau galt es sondern Neubau.*)

Dieser Neubau des Christentumes unter Ausscheidung des alten Testaments, das wird die deutschvölkische d. h. v o l k s d e u t s c h e Tat sein, die der jüdischen Hydra ein für allemal das Haupt abschlägt.“

Nach dieser Auseinandersetzung hatte der Pfarrer schlaflose Nächte. In seiner Sonntagspredigt rechnete er mit Schwertfeger ab: der Widerchrist sei heute am Werke, nicht nur die Grundlagen des Staates sondern auch der Kirche zu zerstören; heute bereits erfülle sich die Weissagung der heiligen Schrift, es werden falsche Propheten erstehen und als Wölfe in Schafskleidern den Kampf aller gegen aller entfachen, um Gott selber zu entthronen. Diese Ergüsse vermochten jedoch nicht zu verhindern, daß die Bauern in den Kirchenstühlen gähnten oder gar einschliefen. Ihm selber brachten sie keine Erlösung von den Zweifeln und widerstreitenden Empfindungen, in welche Schwertfeger ihn versetzt hatte. Als er nach dem Gottesdienste Befreiung in der frischen Luft suchte, begegnete er ihm auf seinem gewohnten Morgenritte durch Feld und Wald.

Schwertfeger hielt an und reichte dem Pfarrer freundlich grüßend die Hand.

„Sie haben mir ja heute in Ihrer Predigt gehörig die Leviten gelesen,“ scherzte er.

„Wer ein schlechtes Gewissen hat, fühlt sich getroffen“, entgegnete der Pfarrer, mit Mühe seine Haltung wahrend.

„Ich verstehe nur zu gut, lieber Herr Kollege, daß Sie meine Ausführungen schmerzen und nicht zur Ruhe kommen lassen. Aber glauben Sie mir, es ging mir ebenso wie Ihnen, als sich mir die Augen über diese Zusammenhänge öffneten. Es ist mir wahrlich nicht leicht geworden, den geistlichen Beruf aufzugeben, aber ich mußte es tun, wenn ich nicht zum Verräter an meiner Überzeugung werden

sollte. Heute danke ich Gott, daß ich mir treu geblieben bin.“

„Sie werden eines Tages schon zur Einsicht kommen. Daß Ihre Anschauungen über das Verhältnis des neuen Testaments zum alten falsch sind, geht doch schon daraus hervor, daß das alte Testament von Gott geoffenbart ist. Gott selber hat doch auf dem Sinai dem Mose die zehn Gebote gegeben und die Juden zu seinem auserwählten Volke erkoren. Das alte Testament hat der Menschheit die Lehre von dem alleinigen Gotte gebracht und dadurch die Grundlage für das neue Testament geschaffen.“

Während dieser Rede war Schwertfeger abgeseffen und hatte das Pferd an einen Baum gebunden.

„Seien Sie mir nicht böse,“ sagte er, dem Pfarrer, den er um Haupteslänge überragte, beide Hände auf die Schultern legend, „aber sovieler Behauptungen Sie eben aussprachen, ebensovieler verhängnisvolle Unwahrheiten und Täuschungen sprachen Sie damit aus. Das alte Testament ist ebensowenig von Gott geoffenbart wie das Konversationslexikon oder sonst irgend ein zusammengetragenes Erzeugnis der Literatur. Es ist nicht nur ein menschliches sondern ein allzu menschliches Werk. Gott hat sich darin nicht mehr und nicht weniger geoffenbart, wie er sich in jedem Menschenwerke offenbart. Das jüdische Volk ist nur in seinem grenzenlosen Größenwahne das auserwählte Volk Gottes, aber es hat es verstanden, diese fixe Idee der ganzen Menschheit zu suggerieren. Durch die Fiktion von dem „geistigen Israel“ und der „Beschneidung im Geiste“ hat die christliche Kirche diese Suggestion befestigt und ihre Gläubigen in einen schier unheilbaren Wahn versetzt. Das alte Testament hat der

Menschheit ebensowenig den Begriff des alleinigen Gottes gebracht, wie es ihr die Sprache oder die Schrift gebracht hat. Das sind Wahnideen, daraus entstanden, daß die christliche Kirche dank der Tätigkeit des Juden Paulus künstlich auf das Judentum gepfropft und mit Judentum durchtränkt worden ist.“

Entsetzt fuhr der Pfarrer zurück und sah Schwertfeger sprachlos an.

„Ich verstehe,“ fuhr dieser unbeirrt fort, „daß Ihnen meine Worte neuen Schmerz bereiten. Aber nur aus Schmerz wird die Erkenntnis der Wahrheit geboren. Sie fällt nicht vom Himmel, wir müssen sie uns erkämpfen; das hat Gott sehr weise so eingerichtet. Die Speise, die unseren Vätern noch genügte, vermag uns nicht mehr satt zu machen. Das Erkenntnisgut, das uns die christlichen Kirchen bisher zu reichen vermochten, ist aufgezehrt. Nun ist die Zeit gekommen, daß die Schleier, die eine verhängnisvolle Verkettung von Umständen über die Wahrheit gebreitet hat, fallen. Die Christenheit muß auf eine neue Stufe der Erkenntnis gehoben werden, wenn sie nicht zugrunde gehen soll.“

Verständnislos starrte der Pfarrer den Sprecher an.

„Nur die Erkenntnis ihres Zusammenhanges mit Gott durch Rückkehr zur reinen unverfälschten Lehre des Heilandes vermag die Menschheit zum Erwachen aus ihrem materiellen Irrwahn zu bringen,“ fuhr Schwertfeger ruhig fort. „Die heutige christliche Kirche ist dazu außerstande, weil sie selber auf materielle jüdische Wahnideen gegründet ist. Diese müssen von uns erst klar und scharf erkannt werden, ehe es möglich ist, die christliche Kirche auf der reinen Lehre des Heilandes von neuem aufzubauen.“

„Wie können Sie nur mit solcher Ruhe und Sicherheit solche Ungeheuerlichkeiten aussprechen,“ entgegnete leichenblaß der Pfarrer. „Was Sie da sagen, ist ja geradezu Blasphemie!“

„Unklarheit und Halbheit ist das Gepräge unserer heutigen Zeit,“ entgegnete Schwertfeger sehr ernst. „Man kann eine Wahrheit gar nicht scharf und kraß genug ausdrücken, um sie der in Nacht und Wahn dahintaumelnden Menschheit zu Gehör zu bringen.“

„Aber Sie leugnen doch selber die Offenbarung Gottes und zerstören dadurch selber die Grundlage der christlichen Religion!“, rief der Pfarrer erregt aus.

„Sie irren. Ich bin im Gegenteile tief davon überzeugt, daß Gott sich geoffenbart hat und daß er sich tagtäglich immer wieder von neuem offenbart. Wohl aber leugne ich, daß Gott sich der Menschheit in einem materiellen Akte auf dem Sinai geoffenbart habe, ja ich erkläre diese angebliche Offenbarung Gottes auf dem Sinai für eitel jüdischen Schwindel und Betrug.“

Dem Pfarrer stockte der Atem.

„Wir wollen uns setzen,“ sagte Schwertfeger, mit einer Handbewegung seine Gegner einladend, unter einer Eiche am Waldesrande Platz zu nehmen.

„Ich weiß nicht, ob Sie die Ergebnisse der alt- und neutestamentlichen Forschung verfolgt haben,“ fuhr Schwertfeger fort.

Der Pfarrer verneinte.

„Zur Ausübung meines Seelsorgeramtes benötigte ich diese moderne Wissenschaft nicht. Ich hasse diese ganze wissenschaftliche Theologie, denn sie zerstört nur die christliche Religion.“

„Eine Religion, die mit den Ergebnissen der Wissenschaft im Widerspruch steht, kann doch zweifellos nicht den Anspruch auf Wahrheit und Echtheit erheben: Gott kann sich in dem, was er selber wirkt und in dem, was er offenbart, doch nicht widersprechen. Um aber zu erkennen, was es mit der Gottesoffenbarung auf dem Sinai auf sich hat, dazu bedarf es gar keiner gelehrten Forschung, das enthüllt sich jedem, der seine fünf gesunden Sinne beisammen hat, von selbst, wenn er sich die Mühe nimmt, das alte Testament vorurteilsfrei und besonnen zu lesen. Der junge Goethe hatte es mit seinem Adlerblick schon in seinem 24. Lebensjahre durchschaut; das beweist seine nur wenig bekannte Schrift über die Gottesoffenbarung auf dem Sinai.*) Aber die allerwenigsten Christen lesen das alte Testament, und die Geistlichen, in ihren überkommenen Vorstellungen befangen, lesen es gedankenlos und predigen ihren Schäflein immer wieder die papierne Weisheit ihrer Kollegienhefte oder die Zwangsformeln, die sie in den Priesterseminaren auswendig gelernt haben.“

Mit diesen Worten zog Schwertfeger eine handliche, auf dünnstes Papier gedruckte luthersche Taschenbibel hervor, deren Text er mit neuzeitlichen wissenschaftlichen Bibelübersetzungen verglichen und verbessert hatte.

„Die wenigsten Christen wissen,“ sagte er, „daß über die sinaische Gesetzgebung nicht weniger als drei Berichte in der Bibel enthalten sind. Sie weichen in ihrem Wortlaute so erheblich von einander ab, sie enthalten so unvereinbare Widersprüche, daß von vornherein schon nicht denkbar ist, es handele sich hier um eine Offenbarung Gottes. Diese angebliche Offenbarung wird bald auf den Berg Sinai, bald auf den Berg Horeb verlegt, und das ganze Drum und

Dran mit Donner und Blitz, Feuer und Rauch, Beben und Dröhnen, Posaunen- und Stimmenschall mutet einen geradezu wie eine theatralische Vorstellung an. Diese Erscheinungen hätten zur Voraussetzung, daß der Berg Sinai oder Horeb ein Vulkan gewesen sei. Das ist aber mit den geologischen Befunden unvereinbar. Auf der ganzen Sinaihalbinsel und in ihrer Nachbarschaft gibt es keinen Berg vulkanischen Ursprungs oder auch nur einen, der die Möglichkeit zuließe, an seinem Fuße sechsmalhunderttausend Männer, zu denen noch die Frauen und Kinder kamen, also etwa eine Million Menschen (2. Mose 12, 37), so zu versammeln, daß sie Zeuge der Vorgänge auf dem Berge hätten sein können, wie es der Bericht behauptet. Bald heißt es, nur Mose habe Gott persönlich erblickt, bald wieder auch Aaron, Nadab und Abihu sowie 70 von den Ältesten Israels hätten ihn gesehen und in seiner Gegenwart sogar gegessen und getrunken! (2. Mose 24, 9—11). *)

Obwohl aber Aaron Gott soeben mit eigenen Augen geschaut hatte, verfertigt er nach seiner Rückkehr vom Berge, während Mose noch mit Gott redet, eigenhändig das goldene Kalb, errichtet ihm einen Altar und feiert diesem Götzen ein Fest mit Opfer, Schmaus und Tanz, und das Volk, das soeben noch die Herrlichkeit Gottes in erhabenem Schauer selber wahrgenommen hatte, bricht in den Ausruf aus: „Das sind deine Götter, Israel, die dich herausgeführt haben aus dem Lande Ägypten!“

Bald wird behauptet, Gott habe die Gebote selber „mit seinem Finger“ auf die steinernen Tafeln geschrieben, bald wieder, Mose habe es auf Befehl Gottes getan. Der Bericht im 34. Kapitel des 2. Buches Mose bringt

diesen Widerspruch sogar in ein und demselben Atem im 1. und 27.—28. Verse. Die christlichen Bibeln suchen diesen Widerspruch dadurch zu verwischen, daß sie im Verse 28 das Fürwort „er“ groß „Er“ schreiben und es so in neuem Widerspruche zum unmittelbar vorangehenden Verse 27 auf Gott beziehen.

Sehen wir uns nun einmal die „zehn Gebote“ selber an. Da ist zunächst bei dem ersten Bericht keineswegs von „zehn Geboten“ die Rede, sondern es heißt nur: „Und Gott redete alle diese Worte“ (2. Mose 20, 1). Erst später hat sie die Kirche zu den „zehn Geboten“ zusammengefaßt in Anlehnung an das Schlußwort des zweiten Berichtes: „Und er schrieb auf die Tafeln die Worte des Bundes, die zehn Worte“ (2. Mose 34, 28). Ferner ist zu bemerken, daß erst die christlichen Bibelübersetzer anstelle des Eigennamens „Jahwe“, den der hebräische Urtext durchweg führt, das Wort „Gott“ gesetzt haben.

In der in der Kirche üblichen, in der Bibel aber auch äußerlich nicht zum Ausdruck gebrachten Einteilung von 1 bis 10 lauten nun die zehn Gebote in der wortgetreuen Übersetzung des hebräischen Urtextes nach 2. Mose 20, 2—17:

1.

„Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten, aus dem Lande, wo ihr Sklaven waret, weggeführt hat. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben (Vers 2 und 3).

2.

Du sollst dir kein Schnitzbild machen noch irgend eine Gestalt, die im Himmel droben und die unten auf Erden

und die im Wasser unter der Erde ist. Du sollst dich vor ihnen nicht niederwerfen noch ihnen dienen; denn ich, Jahwe, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott, der die Missethat der Väter ahndet an den Kindern, an den Nachkommen des dritten und vierten Geschlechtes, die mich hassen, aber Gnade tut Tausenden, die mich lieben und meine Befehle beobachten (Vers 4—6).

3.

Du sollst den Namen Jahwes, deines Gottes, nicht fälschlich *) aussprechen, denn Jahwe läßt nicht ungestraft den, der seinen Namen fälschlich ausspricht (Vers 7).

4.

Gedenke des Sabbathtages, ihn zu heiligen. Sechs Tage hindurch sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte verrichten. Aber der siebente Tag ist der Sabbath Jahwes, deines Gottes; da sollst du gar kein Geschäft verrichten, weder du selbst noch dein Sohn noch deine Tochter noch dein Sklave noch deine Sklavin noch dein Vieh noch dein Schützling, der in deinen Ortschaften lebt. Denn in sechs Tagen hat Jahwe den Himmel und die Erde, das Meer und alles was in ihnen ist, gemacht, und ruhete am siebenten Tage. Deshalb hat Jahwe den Sabbathtag gesegnet und ihn geheiligt (Vers 8—11).

5.

Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebest in dem Lande, das Jahwe, dein Gott, dir gibt (Vers 12).

6.

Du sollst nicht töten (Vers 13).

7.

Du sollst nicht ehebrechen (Vers 14).

8.

Du sollst nicht stehlen (Vers 15).

9.

Du sollst nicht falsch zeugen wider deinen Nächsten (Vers 16).

10.

Lasse dich nicht gelüsten nach dem Hause deines Nächsten, Lasse dich nicht gelüsten nach dem Weibe deines Nächsten, nach seinem Sklaven und seiner Sklavin, nach seinem Ochsen und seinem Esel und allem, was deinem Nächsten gehört (Vers 17).“

Die beiden steinernen Tafeln mit diesen göttlichen Geboten zerschlug bekanntlich Mose im Zorn über das goldene Kalb. Nun geschieht das nicht für möglich zu haltende: „Gott“, der eben erst das Gebot „Du sollst nicht töten“ erlassen hatte, befiehlt den ihm treu gebliebenen Kindern Levi, es solle „e i n j e g l i c h e r s e i n e n B r u d e r , F r e u n d u n d N ä c h s t e n e r w ü r g e n“ !!!

„Gürte ein jeglicher sein Schwert auf seine Lenden und durchgehet hin und wieder von einem Tor zum andern das Lager und ermürge ein jeglicher seinen Bruder, Freund und Nächsten“ (2. Mose 32, 27).

Nachdem auf diese Weise durch Abwürgen von dreitausend Mann (2. Mose 32, 28) „Gott“ wieder „versöhnt“ (!) ist, befiehlt er dem Mose, zwei neue steinerne Tafeln zu machen „wie die ersten waren, daß ich die Worte darauf schreibe,

die in den ersten Tafeln waren, welche du zerschlagen hast“ (2. Mose 34, 1).

Wir fassen uns aber an den Kopf und fragen, ob wir noch unsere fünf gesunden Sinne beisammen haben, wenn wir lesen, wie nunmehr auf diesen zweiten Tafeln die zehn Gebote lauten (2. Mose 34, 14—26):

1.

„Du sollst keinen anderen Gott anbeten, denn Jahwe heißt eifersüchtig; ein eifersüchtiger Gott ist er, daß du nicht einen Bund mit den Einwohnern des Landes machest, und wenn sie buhlen ihren Göttern nach und opfern ihren Göttern, sie dich nicht einladen und du von ihrem Opfer essest, und für deine Söhne ihre Töchter nimmest und diese dann buhlen ihren Göttern nach und deine Söhne verleiten, auch ihren Göttern nachzubuhlen (Vers 14—16).

2.

Du sollst dir keine gegossenen Götter machen (Vers 17).

3.

Das Fest der ungesäuerten Brote sollst du halten. Sieben Tage sollst du ungesäuert Brot essen, wie ich dir befohlen habe, um die Zeit des Monats Abib; denn in dem Monat Abib bis du aus Ägypten gezogen (Vers 18).

4.

Alles, was seine Mutter am ersten bricht, ist mein, ebenso was männlich ist von deinem Vieh, das seine Mutter bricht, es sei Rind oder Schaf. Aber den ersten Wurf des Esels sollst du mit einem Schaf auslösen. Wenn du ihn aber nicht auslösen willst, so sollst du ihm das Genick

brechen. Alle Erstgeburt unter deinen Söhnen sollst du auslösen. Und niemand soll vor mir mit leeren Händen erscheinen (Vers 19 und 20).

5.

Sechs Tage hindurch sollst du arbeiten, aber am siebenten Tage sollst du feiern, beides auch während der Zeit des Pflügens und Erntens (Vers 21).

6.

Das Fest der Wochen sollst du halten mit den Erstlingen der Weizenernte und das Fest des Einherbstens bei der Wende des Jahres (Vers 22).

7.

Dreimal im Jahr soll alles was männlich unter euch ist, vor dem Herrn Jahwe, dem Gotte Israels, erscheinen. Wenn ich die Völker vor dir austreibe und dein Gebiet erweitere, soll niemand deines Landes begehren, während du hinaufziehst, um vor Jahwe, deinem Gotte zu erscheinen, dreimal im Jahre (Vers 23 und 24).

8.

Du sollst das Blut meines Opfers nicht opfern neben gesäuertem Brot und das Opfer des Passahfestes soll nicht über Nacht bleiben bis an den Morgen (Vers 25).

9.

Die besten Erstlinge von den Früchten deines Ackers sollst du in das Haus Jahwes, deines Gottes, bringen (Vers 26).

10.

Du sollst ein Böcklein nicht in der Milch seiner Mutter kochen (Vers 26).

Soll man nun für möglich halten, daß Gebote, die „Gott“ sogar mit „eigenem Finger“ für Zeit und Ewigkeit in steinerne Tafeln gegraben hat, in zwei so grundverschiedenen Fassungen in ein und derselben Schrift kurz hintereinander berichtet werden? In einer Schrift, die von **G o t t s e l b e r g e o f f e n b a r t** sein soll???

Die „heilige Schrift“ enthält diese Gebote aber auch noch in einer dritten Fassung! Auch das 5. Buch Mose (5. Kapitel, 6—21) berichtet sie in einem Wortlaute, der sich zwar an den des ersten Berichtes im 2. Buche Mose anlehnt, aber gleichwohl Abweichungen davon bringt. Man sollte aber doch meinen, daß an dem Wortlaute von **G o t t s e l b e r g e o f f e n b a r t e r** und in Stein gegrabener Gebote auch nicht ein Tüttelchen zu drehen und zu deuteln wäre! Der 22. Vers dieses dritten Berichtes sagt aber noch ausdrücklich:

„Das sind die Worte, die Jahwe redete zu eurer ganzen Gemeinde auf dem Berge, aus dem Feuer und der Wolke und Dunkel, mit großer Stimme, und **t a t n i c h t s d a z u** und schrieb sie auf zwei steinerne Tafeln und gab sie mir.“

Die Behauptung, daß Jahwe „nichts dazu getan“ habe, ist eine grobe Unwahrheit, denn Jahwe verkündete laut des ersten Berichtes nicht nur diese zehn Gebote sondern auch noch die höchst verzwickten Gesetze des umfangreichen Bundesbuches und die in allen Einzelheiten ausgetüftelten Vorschriften zur Errichtung und Einrichtung des Wüstenheiligtumes, der Stiftshütte! (2. Mose, 21.—24. Kapitel und 25.—31. Kapitel). Mose liest sogar diese 32 Druckseiten umfassenden Gesetze und Vorschriften, die nach dem einen Bericht von Jahwe persönlich, nach dem anderen

von Mose auf dem Berge (in Stein?) niedergeschrieben worden sind, dem versammelten Volke vor!

Erkennt schon der Laie, daß die Gebote 4 und 10 der ersten und dritten Fassung, ferner die Gebote 2, 5, 6, 7 und 9 der zweiten Fassung ganz unmöglich auf dem Sinai im Jahre 1330 vor Christus geoffenbart sein können, da sie die Seßhaftigkeit des Volkes notwendig zur Voraussetzung haben, so hat die neuzeitliche textkritische, geschichtliche und kulturgeschichtliche Erforschung des alten Testaments einwandfrei nachgewiesen, daß die angeblichen zehn Gebote Gottes erst um das Jahr 600 vor Christus, also etwa **700 Jahre nach ihrer angeblichen Offenbarung auf dem Sinai** von Priesterhand verfaßt worden sind! Betreffs der gleichzeitig mit den zehn Geboten angeblich auf dem Sinai erlassenen Gesetze des Bundesbuches hat die wissenschaftliche Forschung eindeutig festgestellt, daß diese Gesetze erst während des babylonischen Exils um das Jahr 560 also etwa **800 Jahre nach den Vorgängen auf dem Sinai** zusammengeschrieben worden sind! Die Abfassung der Vorschriften für die Einrichtung der Stiftshütte erfolgte den wissenschaftlichen Forschungen nach sogar erst in der nachexilischen Zeit um das Jahr 400 vor Christus, also etwa **900 Jahre nach ihrer angeblichen Offenbarung auf dem Sinai!**

Auch der Laie, der die Gesetze des Bundesbuches und die Vorschriften zur Errichtung und Einrichtung der Stiftshütte vorurteilsfrei liest, erkennt auf den allerersten Blick, daß sie unmöglich auch nur in ihren Grundzügen auf dem Sinai geoffenbart sein können, da auch sie die Seßhaftigkeit des Volkes, gesellschaftliche und staatliche Gliederung zwingend voraussetzten. Es handelt sich um ein

buntes Sammelsurium aller möglichen Gesetze und Vorschriften, die bei dem damaligen Nomadenleben der Juden in der Wüste gar keinen Sinn hatten. Sie befaßten sich nicht nur mit allen Einzelheiten des bürgerlichen Lebens, mit den lächerlichsten Kleinigkeiten der Priesterkostümierung, mit der Zubereitung von Elixieren und Mixturen sondern auch mit den intimsten Angelegenheiten des Frauen- und Ehelebens und mit den Krankheiten der Haut und der Harnröhre! Die Vorliebe der jüdischen Ärzte für Frauenleiden, Haut- und Geschlechtskrankheiten scheint bis auf die sinaische Gesetzgebung zurückzugehen.

Die Einrichtung der Stiftshütte, des Wüstenheiligtumes, kann auch das blindeste Kirchenlicht als einen um etwa 900 Jahre zurückdatierten Abklatsch der Einrichtung des Tempels zu Jerusalem erkennen. Dabei wird dem staunenden Bibelleser erzählt, Gott habe dem Mose auf dem Sinai nicht nur die Vorschriften für Errichtung und Einrichtung der Stiftshütte bis in alle Einzelheiten erteilt sondern ihm sogar ein Modell „der Wohnung und alles seines Gerätes“ vorgezeigt! (2. Mose 25, 9). Sehr ausführlich wird der aus gediegenem Golde zu fertigende, siebenarmige Leuchter beschrieben; auch ein Modell dieses Leuchters wird von Jahwe dem Mose gezeigt! (2. Mose 25, 40).

Die kostbare, von Gold, Silber und Edelgestein strotzende Einrichtung der Stiftshütte setzt den Besitz unermesslicher Schätze voraus; an diesen fehlte es den Juden zwar nicht, hatte ihnen doch Jahwe fürsorglich empfohlen, einen reichlichen Vorrat davon aus Ägypten mitgehen zu heißen; sie setzt aber auch eine hochentwickelte Technik voraus, obwohl es in Israel noch zu Sauls Zeiten keine Schmiede gab (1. Samuelis 13, 19—22), und obwohl noch der König

Salomo sich das Material und die Handwerker zur Ausstattung des Tempels vom Könige Hiram von Tyrus besorgen mußte! (1. Könige 7, 13). Daß es sich dabei nicht nur um die Lieferung einiger Geräte handelte, erhellt aus 1. Könige 9, 11—14, wo berichtet wird, daß Hiram dem Könige Salomo so viel Material geliefert hatte, daß Salomo die Rechnung nicht bezahlen konnte und ihm dafür zwanzig Städte im Lande Galiläa abtrat! Es ist dies zugleich ein neuer Beweis, daß Galiläa keine jüdische Bevölkerung gehabt haben kann, denn es ist undenkbar, daß Salomo Teile des auserwählten Volkes an den Heiden Hiram abgetreten hätte!

Ganz offenbar hat Salomo mit dieser Art der Bezahlung den König Hiram von Tyrus geneppt, denn 1. Könige 9, 12 berichtet ausdrücklich, daß dem König Hiram von Tyrus diese Städte „nicht gefielen“ und daß er, als er auszog, um sie und den Schaden zu besehen, in die Worte ausbrach: „Was sind das für Städte, mein Bruder, die du mir gegeben hast? Und er nannte sie Rabul bis auf diesen Tag.“ Schon das Wort „Rabul“, dem von den althebräischen Forschern die Bedeutung „wie nichts“ zugesprochen wird, zeigt, daß es sich hier um einen Volkswitz handelt. Mit großem Behagen über diesen wohl gelungenen Nepp schließt der Bibelschriftsteller den Bericht mit den Worten: „Und Hiram hatte dem König gesandt hundert und zwanzig Zentner Goldes.“

Ungeachtet dieser Zusammenhänge ist es ganz müßig, die Frage aufzuwerfen, ob Mose überhaupt habe schreiben können oder ob er auf dem Sinai diese umfangreichen Schriften nach dem göttlichen Diktate in sein Tagebuch oder auf eine Ruhhaut oder gar auf Stein geschrieben habe.“

16.

Der Pfarrer war ganz in sich zusammengesunken, aber er suchte nach immer neuen Möglichkeiten, die alte Überlieferung zu retten.

„Mag es sich mit der Geschichte der zehn Gebote verhalten wie es will,“ sagte er, „daß sie die Grundlage aller menschlichen Kultur geworden sind, steht doch ganz außer Frage.“

„Auch diese in allen christlichen Gehirnen festgewurzelte Auffassung ist eine Gedankenlosigkeit sondergleichen,“ entgegnete Schwertfeger. „Solche einfachsten Sittengesetze waren von jeher bei allen Kulturvölkern gang und gäbe. Sie werden nicht bestreiten, daß um jene Zeit dieselben Sittengebote längst bei den Griechen in Geltung waren. Die Gesetze des Lykurg stammen aus dem Jahre 820 vor Christus, die des Drakon und Solo wurden ebenso wie die jüdischen um das Jahr 600 vor Christus gegeben. Sie verraten doch eine Kulturhöhe, der gegenüber die jüdische jener Zeit geradezu primitiv ist! Die Gebote Vater und Mutter zu ehren, nicht zu töten, nicht zu stehlen, nicht zu lügen, die Ehe nicht zu brechen, das sind notwendige Forderungen, die sich beim Zusammenleben von Menschen ganz von selbst ergeben und die wahrlich nicht erst umständlich von Gott geoffenbart werden müssen. Daß es überhaupt notwendig war, solche elementaren Sittengebote den Juden in Form einer besonderen „Gottesoffenbarung“ zu geben, das ist wahrlich nicht ein Beweis für die Höhe der jüdischen Kultur sondern ganz im Gegenteil ein Beweis für ihren sittlichen Tiefstand.“

‘Zu allem Überflusse erweist sich die jüdische Gesetzgebung als keineswegs ursprünglich. Im Jahre 1901

wurde in Susa das auf einen Dioritstein eingemeißelte Gesetz des babylonisch=assyrischen Herrschers Hammurabi gefunden. Es stammt aus dem Jahre 2500 vor Christus und **enthält alle wesentlichen jüdischen Gesetze!** Bei den Babyloniern waren also die primitiven Vorschriften der jüdischen zehn Gebote bereits **zweitausend Jahre vor Abfassung der jüdischen** in Rechtsgeltung! Auch den **Sabbath** kannten die Babylonier unter dem gleichen Namen **sabbatu!**¹⁾ Sogar die Redewendung „sich nicht gelüsten lassen“ und ähnliche Zusammenstellungen wie „Acker, Knecht, Magd, Ochs, Esel“ kommen ebenso wie in dem jüdischen Dekaloge auch in den Gesetzen des Hammurabi vor!²⁾ Die babylonischen Gesetze stehen, vor allem in sittlicher Hinsicht, weit über den jüdischen.³⁾ Daß der Dekalog kein ursprüngliches jüdisches Erzeugnis und erst sehr spät verfaßt ist, sieht man auch daran, daß die Propheten ihn nicht kennen!“

Wie entgeistert sah der Pfarrer Schwertfeger an. Dieser aber fuhr fort:

„Die Tatsache, daß das Gesetz des Hammurabi auf einen Dioritblock gemeißelt ist, war zweifellos die Veranlassung, daß auch Jahwe seine Gesetze auf steinerne Tafeln schrieb, obwohl er sie viel bequemer auf Papyrus hätte schreiben können. Das wäre auch für den Transport in der Bundeslade auf der vierzigjährigen Wanderung durch die Wüste viel bequemer gewesen. Der Papyrus war ja in Ägypten, wo die Juden herkamen, zuhause. Papyrus=schriften reichen bis in das 18. Jahrhundert vor Christus hinauf. Hammurabi, der um 2500 vor Christus schrieb, kannte den Papyrus nicht, er mußte notgedrungen auf Stein schreiben. Für Jahwe ist dazu kein Grund ersichtlich.

Die Babylonier jedoch haben ihre Gesetze auch nicht ursprünglich geschaffen, sie hatten sie bereits von den arischen Sumerern übernommen. Diese besaßen im Euphrat- und Tigrisland schon drei- bis viertausend, wahrscheinlich sogar vier- bis fünftausend Jahre vor Christus eine ungeahnt hohe Kultur. Diese arischen Sumerer sind erst später mit dem semitischen Akkadern verschmolzen; aus dieser arisch-semi-tischen Mischrasse sind die Babylonier und Assyrier hervorgegangen unter Übernahme der sumerischen Kultur. Die Auffassung, das Judentum habe durch die sinaische Gesetzgebung die Grundlage zur menschlichen Kultur und höheren Religion gelegt, ist an und für sich schon unsinnig, aber auch ihr angeblich göttlicher oder auch nur jüdischer Ursprung ist durch die assyrisch-babylonischen Ausgrabungen ein für allemal erledigt. *)

Allein schon längst vor diesen Entdeckungen war der Nimbus, der über dem alten Testamente insbesondere über den fünf Büchern Mose als einem göttlich geoffenbarten Werke lag, zerstört worden. Die orthodoxen Theologen beider Bekenntnisse jedoch und die jüdische Presse haben das Aufkommen dieser wissenschaftlichen Erkenntnisse im Volke bisher zu verhindern gesucht: ein ebenso unehrliches wie törichtes Beginnen. Wahrheit läßt sich nicht verbergen und aufhalten!

Das ganze alte Testament insbesondere das angeblich von Mose selber verfaßte Fünfbücherwerk wimmelt von eben solchen Widersprüchen, Ungereimtheiten, Fehlern, unabsichtlichen und absichtlichen Täuschungen, zeitwidrigen Begebenheiten usw., wie sie die Berichte über die angebliche Gottesoffenbarung auf dem Sinai enthalten. Gleich das erste Buch beginnt mit zwei sich widersprechen-

den Schöpfungserzählungen (1. Mose 1,1—2,4 und 2,5—7 ff.). Es finden sich zwei von einander abweichende Berichte über die Sintflut. Nach dem einen Berichte (1. Mose 7, 17) hat sie nur 40 Tage, nach dem anderen (1. Mose 7, 24) 150 Tage gedauert.*) Die Auswahl und Anzahl der Tiere, die Noach mit in die Arche nimmt, werden in beiden Berichten verschieden angegeben. Es finden sich ferner zwei sich widersprechende Berichte über die Geschichte mit der Hagar ebenso über die Josefsgeschichte. Nach dem einen Bericht wird Josef von midianitischen Kaufleuten gefunden, nach dem anderen an ismaelitische verkauft. Jakob hat ganz unbedenklich zwei Schwestern nebeneinander zur Frau, obwohl das Gesetz es verbietet. Der Versuch des Abraham, sein Eheweib zu verkuppeln, wird zweimal mit abweichenden Einzelheiten erzählt. Der gleiche Versuch wird von seinem Sohne Isaak abermals verändert berichtet. Sarah ist zu ein und demselben Zeitpunkte bald 65, bald 90 Jahre alt; Abraham, bei Sarahs Tode 137 jährig, bekommt noch 6 Söhne! Er stirbt im Alter von 175 Jahren! Es werden in den Büchern Mose Ortschaften und Namen aufgezählt, die erst in nachmosaischer Zeit aufgekomen sind. Usw. usw.

Dem Laien und dem Durchschnittsgeistlichen fallen diese Unstimmigkeiten und Widersprüche nicht auf, da sie die Bibel überhaupt nicht oder nur abschnittsweise und gedankenlos lesen. Aber die wissenschaftliche Kritik des alten Testaments ist ihnen methodisch nachgegangen und hat festgestellt, daß die fünf Bücher Mose aus vier verschiedenen, von einem fünften Bearbeiter zusammengelegten Hauptschichten bestehen, die ihrerseits wieder in mehrere Unterschichten zerfallen; auch alle diese Unter-

schichten haben wieder unterschiedliche Verfasser und Bearbeiter. Sie hat ferner festgestellt, daß alle diese mannigfachen Schriften und Textierungen erst um das Jahr 400 zu einem Sammelwerke, eben dem mosaischen Fünfbücherwerke, dem Pentateuch, unvollkommen verschmolzen worden sind.*)

Nicht nur die fünf Bücher Mose auch alle übrigen alttestamentarischen Schriften einschließlich der Psalmen setzen sich, der alttestamentlichen Forschung zufolge, aus unterschiedlichen Schichten zusammen. Die Ursprünglichkeit des alten Testaments als eines einheitlichen, von Gott geoffenbarten Werkes war für denkende Menschen schon Jahrzehnte vor den babylonischen Tunden hinfällig geworden.

Aber nicht genug damit. Die assyrisch-babylonischen Entdeckungen zeigen, daß die grundlegenden Bestandteile des 1. Buches Mose, die Schöpfungsgeschichte, die Sintfluterzählung und der Sündenfall, ganz und gar nicht jüdisches sondern assyrisch-babylonisches, beziehungsweise sumerisches Geistesgut sind. Das gilt auch für die Psalmen; die Babylonier hatten längst vor den Juden eine umfangreiche Psalmenliteratur, die den jüdischen Psalmendichtern ganz offensichtlich zum Vorbilde diente.“

Der Eindruck, den diese Ausführungen auf den ahnungslosen Pfarrer machten, ist nicht zu beschreiben. Es war ihm, als versänke die Welt.

„Was Sie mir da alles erzählen, ist so ungeheuerlich,“ sagte er, „daß ich es nicht für möglich halten kann.“

„Hier handelt es sich gar nicht mehr um Möglichkeiten und Nichtmöglichkeiten sondern um Tatsachen, und Tatsachen richten sich nicht nach unseren Empfindungen, Hoff-

nungen und Wünschen, sondern wir müssen uns nach den Tatsachen richten, wenn wir nicht Narren sein wollen. Wenn Sie diese babylonischen Funde interessieren, so besuchen Sie mich, bitte, heute nachmittag. Ich werde Ihnen nicht nur babylonische Psalmen sondern auch die babylonische Schöpfungsgeschichte und Sintflutsage vorlesen. Ja ich bin sogar imstande, Ihnen eine Abbildung des Sündenfalles auf einer Tontafel zu zeigen, die wohl tausende von Jahren vor Entstehung der Bibel in Babylon geprägt worden ist.“

Von der Dorfkirche erklang die Mittagsglocke. Der Pfarrer verabschiedete sich von Schwertfeger mit dem Versprechen, ihn nachmittags zu besuchen.

17.

Das Interesse für diese Fragen war im Schlosse so allgemein, daß sich zu der verabredeten Stunde nicht nur der Pfarrer sondern auch zahlreiche Herrschaften in Schwertfegers Studierzimmer einfanden. Der junge Gelehrte besaß eine ansehnliche religions- und kulturgeschichtliche Bibliothek, an deren Hand er seinen Zuhörern die in Rede stehenden Zusammenhänge entwickelte.

Zunächst las er die babylonische Schöpfungsgeschichte und die Sintflutsage in einer wissenschaftlichen Übersetzung des babylonischen Keilschrifttextes. Mit Erstaunen erkannten die Zuhörer, wie sich die biblischen Erzählungen in allen wesentlichen Teilen diesen alten Urkunden anschließen. Er zeigte ihnen ferner die Abbildung einer assyrischen Tontafel, die Mann und Frau nebst Schlange unter einem Früchte tragenden Baume vorstellt; von selbst drängt sie sich dem Beschauer als eine Darstellung des

biblischen Sündenfalles auf. Die Tontafel ist ebenso wie die babylonische Schöpfungsgeschichte und Sintflutsage tausende von Jahren älter als die ältesten biblischen Schriften.

Während aber die auf arisch-sumerische Überlieferung zurückgehenden babylonischen Urkunden sich als Mythen von hohem Ideengehalte erweisen, haben die jüdischen Bibelschriftsteller sie zur trivialen Chronik erniedrigt. Dem jüdischen Geiste fehlt jedes Verständnis für einen Mythos; bei seiner materialistischen Artung vermag er nur das zu verstehen, was er mit Händen und Füßen begreifen kann. Dafür liefert die Art und Weise, wie die jüdischen Bibelschriftsteller diese babylonischen Mythen in der Bibel verwenden, den klaren Beweis.

Der erste Schöpfungsbericht der Bibel (1. Mose 1, 1 bis 2, 3) ist zweifellos das Werk eines arischen Bearbeiters des babylonischen Urberichtes. Der jüdische Bibelschriftsteller hat diese Umarbeitung offensichtlich ohne Änderung übernommen. Das geht schon daraus hervor, daß dieser erste Schöpfungsbericht der Bibel den Namen Jahwe überhaupt nicht enthält, während der mit dem 4. Verse des 2. Kapitels beginnende zweite Bericht sich schon rein äußerlich als eine jüdische Bearbeitung erweist, da er den Namen Jahwe einführt.

Aber wie ganz anders ist der Aufbau und die Sprache des arischen Berichtes im Gegensatz zu dem jüdischen! Der Inhalt logisch sich entwickelnd, im engsten Einklange mit den Ergebnissen der exakten Naturwissenschaft; Scheidung der einheitlich mit Wasser bedeckten Erdoberfläche in Meer und Land, nachdem die Faltung der Erdrinde, das Auftreten der „Feste im Wasser“ begonnen hat; das

Entstehen der Pflanzen und Tiere in der entwicklungs-
geschichtlich richtigen Reihenfolge; als Krönung der
Mensch. Welches Durcheinander dagegen in dem jüdischen
Berichte! Der Mensch wird vor den Pflanzen erschaffen!
Wie gedankenlos, naturwissenschaftlich unhaltbar ist die
Begründung, Gott hatte noch nicht regnen lassen! Raum
aber ist der Mensch da, so ist auch schon die Rede von
„Gold und Edelgestein!“

Bezeichnend für den Unterschied zwischen arischem und
jüdischem Geiste sind auch die neuzeitlichen Übersetzungen
des ersten biblischen Schöpfungsberichtes. Der Arier
Luther und seine Nachfolger übersetzen durchweg:

„Der Geist Gottes schwebte über den Wassern.“

Eine neuzeitliche jüdische Übersetzung *) dieser Stelle
ins Deutsche aber lautet:

„Ein mächtiger (oder göttlicher) Wind wehte über den
Wassern!“

Der Arier übersetzt:

„Es werde eine Feste zwischen den Wassern.“

der Jude:

„Es werde eine Ausdehnung mitten im Wasser!“

Der Arier schafft ein konkretes Bild, der Jude
liefert einen abstrakten Begriff; der Arier wendet
sich an die schaffende Phantasie des Lesers, der Jude an
seinen nüchternen Verstand. Treffender läßt sich arisches
und jüdisches Wesen nicht kennzeichnen, als diese beiden
Schöpfungsberichte es tun. Auch die Erzählung, daß die
Söhne der Götter Gefallen an den Töchtern der Menschen
fanden und in Liebe zu ihnen entbrannten (1. Mose 6,

1—4), geht auf Vorstellungen zurück, die der babylonischen, mit der griechischen sich so auffallend berührenden Mythologie ganz geläufig sind. Sie kennzeichnet sich ganz von selbst als nichtjüdisch, da derartige mythische Sagen dem Juden gänzlich fremd sind. Auch einzelne Stücke der biblischen Patriarchenerzählungen weisen verwandte Züge mit Episoden des babylonischen Gilgameschepos auf.

Schwertfeger zeigte den staunenden Zuhörern die babylonischen Urbilder von Engeln, Dämonen und Teufeln, ja die Urbilder der Cherubime und Seraphime, wie sie unseren christlichen, aus dem alten Testamente übernommenen Vorstellungen geläufig sind. Er las ihnen Abschnitte aus dem Gesetze des babylonischen Herrschers Hammurabi vor, das auf das dritte Jahrtausend vor Christus zurückgeht und die angeblich auf dem Sinai geoffenbarten Sittengebote längst voraussetzt.

„Wann, wo und wie sollen aber nur die Juden mit dieser babylonischen Literatur bekannt geworden sein?“, warf der Pfarrer zweifelnd ein.

„Die neuzeitlichen babylonischen Funde beweisen ganz einwandfrei, daß zur Zeit des Einrückens der Juden in Kanaan, also im 14.—13. Jahrhundert vor Christus, die babylonische Kultur ganz Vorderasien vom Euphrat bis zum Nil beherrschte. Es sind umfangreiche kaufmännische Briefwechsel gefunden worden, die einen regelmäßigen, höchst lebhaften Handelsverkehr zwischen Babylonien und Ägypten durch das Zwischenland Palästina bekunden, ja die sich sogar mit den Rechtshändeln babylonischer Kaufleute in Kanaan befassen. Die Kanaanäer schrieben um jene Zeit wie die ganze übrige vorderasiatische Welt in babylonischer Keilschrift und babylonischer Sprache.*) Im

Buch Josua 7, 21 wird von einem „köstlichen babylonischen Mantel“ erzählt, den Achan sich aus dem Plünderungsgute der Stadt Jericho aneignet.

Das alte Testament selber liefert zahlreiche Belege für die Beziehungen der Juden zu Babylonien. Nach dem Bericht des 1. Buches Mose 11, 27—31 stammt Charah, der Vater Abrahams aus Ur in Chaldäa. Nach dem Tode seines Vaters ließ sich Abraham in Haran in Mesopotamien nieder (1. Mose 12, 4). Von hier aus zieht er durch Kanaan nach Agypten. Von zahlreichen Kriegszügen der babylonisch=assyrischen Herrscher gegen die unbotmäßigen Juden wird im alten Testamente wieder und immer wieder berichtet. Dabei werden viele Juden aus Palästina nach Babylon verpflanzt. Schließlich wird ja sogar das ganze jüdische Volk in die babylonische Gefangenschaft geführt. Der Fall Babylons ergab die überraschende Tatsache, daß die Juden sich in Babylon wie zuhause fühlten und sich weigerten, nach Jerusalem zurückzuziehen.

Sogar im Talmud findet sich ein sehr interessanter Beweis, daß sich die Rabbiner, die ja über das wahre Wesen des Judentumes ein geheimnisvolles Wissen haben, sich der Beziehungen des jüdischen Volkes zu Babylon sehr wohl bewußt sind. An einer Stelle des Talmud *) wird die Frage erörtert, warum Gott die Juden nach Babylon verpflanzt habe. Einer sagt: „weil ihre Sprache der Sprache der Thora verwandt ist“; ein anderer: „weil er sie in ihr Mutterland schicken wollte“.

„Das beweist doch noch lange nicht, daß die jüdische Literatur von der babylonischen abhängig ist,“ warf der Pfarrer ein.

„Es wäre ja geradezu merkwürdig, wenn unter diesen Umständen eine Beeinflussung nicht stattgefunden hätte. Der Einfluß des babylonisch-assyrischen Schrifttums auf das alte Testament ist für alle seine Teile bereits wissenschaftlich erwiesen.¹⁾ Offensichtlich ist er an den Psalmen; diese gelten doch allgemein als der kostbarste Bestandteil des alten Testaments. Die assyrisch-babylonischen Grabungen haben eine Unzahl babylonischer Psalmen ans Licht gebracht, die ungleich höheren geistigen, sittlichen und poetischen Wertes sind als die meisten jüdischen des alten Testaments. Es ist gar keine Frage, daß sie den jüdischen Psalmisten zu Vorbildern gedient haben, Obgleich diese vergleichende Psalmenwissenschaft heute noch in ihren Anfängen steckt, läßt sich die Abhängigkeit der biblischen Psalmen von den babylonischen auch für uns Laien auf den ersten Blick erkennen.²⁾

Ich will Ihnen einige babylonische Psalmen in der deutschen Übersetzung hervorragender Assyriologen³⁾ vorlesen:

„O Herr, der du die Entscheidung führst über Himmel und Erde,

Dessen Befehl niemand zu beugen vermag,

Der du hältst Feuer und Wasser, alles was Odem hat leitest,
Welcher Gott käme dir an Machtfülle gleich?

Im Himmel — wer ist erhaben? Du allein bist erhaben!

Auf Erden — wer ist erhaben? Du allein bist erhaben!

Ergeht dein Wort im Himmel, so werfen sich nieder die
himmlischen Scharen,

Ergeht dein Wort auf Erden, so küssen die Engel der Erde
den Boden.

Fährt dein Wort droben wie ein Sturmwind dahin, gibt es
Speise und Trank in üppiger Fülle,

Ershallet dein Wort auf Erden, so wächst das Grün.

Dein Wort macht fett Stall und Hürde, mehret alles was Odem hat.

Dein Wort schafft Wahrheit und Gerechtigkeit, daß die Wahrheit reden die Menschen.

Dein Wort gleicht den fernen Himmeln, der verborgenen Erde — niemand durchschaut es,

Dein Wort — wer erlernt es? wer kann ihm widerstreiten?“

Das ist nicht etwa ein Psalm Davids sondern ein baby-lonischer Psalm. Zum Vergleich will ich Ihnen auch den 148. Psalm der Bibel vorlesen, jedoch nicht in der Übersetzung Luthers, da er in allen seinen Übersetzungen den jüdischen Charakter vermischt und in christlichem Sinne verändert hat; ich benutze eine neuzeitliche wissenschaftliche Übersetzung des hebräischen Urtextes: *)

1. Rühmet Jahwel Rühmet Jahwe vom Himmel her, rühmet ihn in des Himmelshöhen!
2. Rühmet ihn, alle seine Engel, rühmet ihn, all' sein Heer!
3. Rühmet ihn, Sonne und Mond, rühmet ihn, alle leuchtende Sterne!
4. Rühmet ihn, ihr äußersten Himmel und ihr Gewässer über dem Himmel!
5. Sie sollen den Namen Jahwes rühmen; denn er gebot, da wurden sie geschaffen.
6. Er stellte sie hin für immer und ewig; er gab ein Gesetz, das überschreiten sie nicht.
7. Rühmet Jahwe von der Erde her, ihr Seeungeheuer und all' ihr Fluten.
8. Feuer und Hagel, Schnee und Rauch, du Sturmwind, der sein Gebot ausrichtet,
9. Ihr Berge und all' ihr Hügel, ihr Fruchtbäume und all' ihr Cedern;
10. Ihr wilden Tiere und alles Vieh, du Gewürm und ihr beschwingten Vögel;

11. Ihr Erdenkönige und all' ihr Völker, ihr Fürsten und all' ihr Erdenrichter;
12. Ihr Jünglinge und ihr Jungfrauen, ihr Greise samt den Knaben:
13. Sie sollen den Namen Jahwes rühmen, denn sein Name allein ist erhaben; sein Glanz überragt Erde und Himmel.
14. Er verlieh seinem Volke ein hoherhobenes Horn; (darob erschalle) Lobpreis bei allen seinen Frommen, den Söhnen Israels, dem Volke, das ihm nahe ist! Rühmet Jahwe!

Wie ungleich inniger, zarter und bildkräftiger ist der babylonische Psalm als dieser jüdische der Bibel! Während der Babylonier, wie wir es schon in der arischen Schöpfungsgeschichte beobachteten, die Bilder als Geschehnisse entwickelt, ja als unmittelbares Erleben von Naturvorgängen darstellt, bringt es der phantasiearme Jude nicht über eine einfache Aufforderung an die Naturkräfte, Tiere und Menschen, Jahwe zu loben, hinaus. Er zählt sie wie an den Knoten seiner Gebetschnur her, setzt sie rein begrifflich nebeneinander, unfähig, durch eine schöpferische Phantasietat ein Werden, ja auch nur ein Geschehen zu gestalten.

Sehr auffallend ist, daß das Motiv des Hasses und der Rache in den babylonischen Psalmen zurücktritt, während es in den biblischen, auch in den Klage- und Bußpsalmen, immer wieder durchbricht oder gar im Vordergrunde steht. Ich las Ihnen vorhin einen babylonischen Lobespsalm und lese Ihnen jetzt einen babylonischen Klagepsalm:

„Gewaltiger Marduk, dessen Zürnen Sturmflut,
 Dessen Erbarmen mir ein barmherziger Vater ist;
 Rufen und nicht Erhören hat mich niedergeschmettert,
 Schreien und Nichtantworten hat mich niedergedrückt.

Meine Kraft hat er aus meinem Innern ausgehen lassen,
 Wie einen Greis hat er mich niedergebeugt.
 Großer Herr Marduk, barmherziger Gott,
 Die Menschheit, soweit sie lebt,
 Wer handelt nicht trügerisch, wer schmäh't nicht?
 Den Weg Gottes, wer kennt ihn?
 Vor dir habe ich Frevel begangen,
 Den Weg Gottes will ich wandeln!
 Die Sünde löse, das Vergehen vergib!
 Meine Verwirrungen mache klar!
 Von meiner Unruhe läutere mich!
 Die Sünde meines Vaters, des Vaters meines Vaters,
 meiner Mutter, der Mutter meiner Mutter,
 Meiner Familie, meines Geschlechtes, meiner Verwandtschaft
 Möge sich mir nicht nahen und das böse Geschick möge
 weichen!
 Es spricht zu mir der Gott, und wie eine Ran-Kal-Pflanze
 reinigt er mich.
 In die reinen Hände des Gottes des Heils befehl mich!
 Mit Huldigung, Gebet und Inbrunst möge ich immerdar
 bei dir stehen!
 Das zahlreiche Volk des Landes, das im Heiligtum wohnt,
 Möge dich preisen! Die Sünde löse, die Sünde vergib,
 Starker Marduk, die Sünde löse, die Sünde vergib!“

Vergleichen Sie damit einen jüdischen Bußpsalm. Ich
 lese Ihnen den 6. aus dem biblischen Psalter:

1. „Dem Musikmeister, mit Saitenspiel . . . Ein Psalm Davids.
2. Jahwe, nicht in deinem Zorne strafe mich und nicht in deinem Grimme züchtige mich.
3. Sei mir gnädig, Jahwe, denn ich bin schwach — heile mich, Jahwe, denn mein Innerstes ist bestürzt,
4. Und meine Seele ist so sehr bestürzt; du aber, o Jahwe — wie so lange!
5. Kehre wieder, Jahwe! Reiß meine Seele heraus, hilf mir um deiner Gnade willen.

6. Denn im Tode gedenkt man deiner nicht, wer könnte in der Unterwelt dir lobsingen.
7. Ich bin matt von Seufzen; jede Nacht schwemme ich mein Bette, netze ich mit meinen Tränen mein Lager.
8. Verfallen ist vor Kummer mein Auge, ist gealtert ob aller meiner Dränger.
9. Weicht von mir, alle ihr Übeltäter! Denn Jahwe hat mein lautes Weinen gehört.
10. Jahwe hat mein Flehen gehört; Jahwe nimmt mein Gebet an.
11. Meine Feinde müssen zu Schanden werden und sehr bestürzt, müssen umkehren (und) zu Schanden werden im Nul“

Wie ungleich inbrünstiger, frommer und bildkräftiger ist wiederum der babylonische Psalm als der jüdische, der die gleiche Seelenstimmung zum Inhalte hat. Beachten Sie, wie im letzten Verse des jüdischen Psalmes das Rachemotiv wieder durchbricht, während dem babylonischen Psalmisten jeder Rachegeanke fernliegt.

Auch in dem folgenden babylonischen Klagepsalme kommt wiederum die innige, tiefe Zerknirschung und Frömmigkeit zum Ausdruck, an welche der eben mitgeteilte jüdische Psalm nicht heranreicht:

„O möchte des Herrn Herzenszorn sich wenden!
 O Herr! meine Missetaten sind viel, groß sind meine Sünden,
 O mein Gott, meine Göttin, die ich kenne oder nicht kenne,
 Meine Missetaten sind viel, groß sind meine Sünden . . .
 Ich suchte hin und her, aber niemand faßte meine Hand,
 Ich weinte, aber man nahte sich mir nicht.
 Laut schreie ich, aber niemand erhört mich,
 Leidvoll, überwältigt bin ich, schaue nicht auf.
 An meinen barmherzigen Gott wende ich mich unter
 Seufzen,
 Meiner Göttin Süße küsse ich, sie umfassend.

O Herr, stürze nicht deinen Knecht.

Im Wasser des Schlammes liegend — hilf ihm auf!

Die Sünde, die ich gesündigt, wende zur Gnade,

Die Missetat, die ich begangen, entführe der Wind,

Meine vielen Schlechtigkeiten zerreiße wie ein Gewand!

Ja, löse meine Missetaten, so will ich deiner Hoheit gehorchen.

Dein Herz, gleich dem Herzen einer Mutter, möge sich wenden.

Wie einer Mutter, eines Vaters Herz möge es sich wenden!“

Von ganz besonderer Innigkeit und Zartheit sind die babylonischen Psalmen an die Göttin Istar. Ich gebe Ihnen hier eine Probe aus dem großen Istarpssalm, der zahlreiche Wendungen und Bilder enthält, die auch in den biblischen Psalmen immer wiederkehren:

„Ich hoffe auf dich, meine Himmelskönigin, spanne auf dich,
Ich bete zu dir: Meinen Bann löse!

Löse meine Missetat, Schuld, Schlechtigkeit und Sünde,
Achte nicht meiner Schlechtigkeit, nimm an meine Seufzer
Lockere meine Bande, Heilung schaffe,

Leite recht meinen Pfad, heiter und frei laß mit den Lebenden mich ziehen die Straße!

Befiehl, und auf deinen Befehl wende sich zu der zürnende Gott,

Die Göttin, die gezürnt hatte, kehre zurück!

Finster, rauchgeschwärzt, werde hell mein Herd!

Verlöscht, werde entfacht meine Fackel!

Meine aufgelöste Macht erstärke,

Mein Hof mehre sich, es weite sich meine Hüdel!

Nimm huldvoll auf meine Anbetung, höre mein Flehen!

Blick in Treue gnädig mich an . . .

Wie lange, meine Himmelskönigin, zürnst du und ist abgekehrt dein Antlitz?

Wie lange, meine Himmelskönigin, trodest du und ist erzürnt
dein Gemüt?

Wende wieder deinen abgewandten Nacken, zu einem Wort
der Gnade richte dein Antlitz,

Gleich den losen Wassern des Stromes werde dein Gemüt
gelöst!

Mein Flehen und mein Beten komme zu dir,
Deine große Erbarmensfülle werde mir zuteil!

Die mich sehen auf der Straße, mögen groß machen deinen
Namen,

Ich aber will den Schwarzköpfigen deine Gottheit und deine
Stärke preisen!

Ja, Istar ist erhaben, ja, Istar ist Königin,

Die Himmelskönigin ist erhaben, die Himmelskönigin ist
Königin!

Irmini, Sins starke Tochter, hat nicht ihresgleichen.“

Die Psalmen an die Göttin Istar erinnern geradezu an unsere katholischen Marienlieder. Es ist überhaupt auffallend, wie viele Parallelen die babylonisch-assyrische Religion zur katholischen aufweist. Dieses Bild hier zeigt Ihnen eine babylonische Götterprozession. Genau wie es in der katholischen Kirche frommer Brauch ist, werden auch hier die Standbilder der Gottheiten in feierlichem Zuge durch die Straßen getragen. Eine volkstümliche Gebetsübung der katholischen Kirche sind die Vitaneien. Auch dafür weist die babylonische Literatur Vorbilder auf:

„Große Herrin Erua, die Sünde löse!

Guter Name Nabu, die Sünde löse!

Große Herrin Tasmet, die Sünde löse!

Starker Nergal, die Sünde löse!

Ihr Götter, die ihr im Himmel wohnt, die Sünde löset!

Die große Sünde, die ich seit meiner Jugend begangen,
vernichte, siebenmal löse!

Dein Herz, wie das des Vaters, meines Erzeugers,
 Und wie der Mutter, meiner Gebärerin, an seinen Ort kehre
 es zurück!
 Starker Marduk, dir will ich gehorsam dienen!“

Die Zuhörer kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Willig überließen sie sich den Eindrücken, die wie eine Offenbarung auf sie wirkten. In dem Pfarrer hingegen bäumte sich alles gegen diese neuen Erkenntnisse auf. Krampfhaft suchte er nach einer Stütze, das wankende Gebäude der alten Anschauungen vor dem Einsturze zu retten. Ein neuer Hoffnungsschimmer zog über sein Gesicht, als die babylonischen Psalmen und Gebete erkennen ließen, daß sie an mehrere Gottheiten gerichtet waren.

„Mag der sittliche und poetische Wert dieser babylonischen Psalmen noch so groß sein,“ sagte er, „daran lassen sie doch keinen Zweifel, daß es sich hier um Vielgötterei und Gözenthum handelt.“

„Sie irren,“ erwiderte Schwertfeger, „der Götterhimmel der Babylonier ist keineswegs ein Gözenthimmel, wie es die alttestamentarischen Schriften wahrhaben wollen, er stellt vielmehr ein Stufenreich geistiger Wesen dar, an dessen Spitze der höchste Gott, der Sonnen- und Lichtgott Marduk oder Usur steht. Jahwe ist und bleibt der engherzige partikularistische Stammesgott der Juden. Marduk hingegen ist den Babyloniern schlechthin der all-eine Gott. Er thront im höchsten Punkte des Weltalls, im Nordpol. Schon das beweist, daß er universalistischer Weltengott ist! Die arische Phantasie der Sumerer, welche ja die Urheber der babylonischen Religion sind, hat diesem höchsten Gotte lediglich eine Anzahl anderer Geistwesen stufenmäßig untergeordnet und ihnen göttlichen

Rang zuerteilt. Alle diese Götter sind aber Geschöpfe des obersten Gottes Marduk. Er ist den Babyloniern Schöpfer des Himmels und der Erde, aller Götter, Geister und Menschen. Das erhellt deutlich aus zahlreichen an Marduk gerichteten Psalmen, zum Beispiele dem folgenden:

„Ich bin gehorsam deinem Namen, Marduk, Mächtiger unter den Göttern, Fürst des Himmels und der Erde, Der herrlich geboren wurde, der allein erhaben ist.

Ja, du trägst die Würde Anus, die Würde Bels, die Würde Eas, Herrschaft und Majestät . . .

Du befestigst alle Weisheit, Vollendeter an Kraft.

Sorgsamer Berater, Herr, Erhabener, Allgewaltiger, Herrlicher!

Es haben groß gemacht seine Herrschaft, es Jannen auf Ungemach die Anunnaki . . .

Im Himmel bist du erhaben, auf Erden erglänzeſt du, kunstvoller, weiſer Marduk!

Der fest gründet alle Wohnungen, der hält die Enden des Sternenhimmels! . . .

Gewaltig bist du unter den Göttern — Schaffe Licht! glänzend hat dich gemacht Ea . . .

Der die Geschicke der großen Götter in deine Hand gegeben hat . . .“

Aus einem anderen babylonischen Texte geht sogar hervor, daß die unterschiedlichen babylonischen Götter nur als eine Erscheinungsform des höchsten Gottes Marduk aufgefaßt wurden, daß gleichsam die Eigenschaften und Kräfte des höchsten Gottes in den ihm untergeordneten Göttern personifiziert waren. Dieser babylonische Text lautet:

• „Ninib: Marduk der Kraft,

Nergal: Marduk des Kampfes,

Bel: Marduk der Herrschaft und Regierung;

Nabu: Marduk des Geschäfts,
 Sin: Marduk Erleuchter der Nacht,
 Samas: Marduk des Rechts,
 Addu: Marduk des Regens.“

Dieser Text hat den Gelehrten viel Kopfzerbrechen gemacht, sie haben ihn astrologisch zu deuten versucht. Es handelt sich aber offensichtlich um genau denselben Vorgang, den wir im Kirchenchristentum beobachten: Die drei Eigenschaften, aus denen sich das Wesen unseres all-einen Christengottes zusammensetzt, Allmacht, Allliebe und Allweisheit, werden personifiziert in Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist. Genau wie jene babylonischen Personifikationen des Gottes Marduk haben auch in unserem Kirchenchristentume diese drei Personen ihre gesonderte Erscheinungsform. Alle drei werden sie volkstümlich personifiziert auf Bildern dargestellt: Gott Vater als ehrwürdiger Greis mit wallendem Barte, Gott Sohn als Heiland und Gott Heiliger Geist in der Gestalt einer Taube. Keinem tiefer denkenden und gebildeten Christen wird es einfallen, diese volkstümlichen Darstellungen als Vielgötterei anzusprechen.

Das breite Volk in Babylonien mag diese Personifikationen des höchsten Gottes als unterschiedliche Götter angesehen haben, ebenso wie auch bei uns das naive Volk nicht umhin kann, sich die göttliche Dreieinigkeit als drei gesonderte Gottheiten bildlich vorzustellen.“

„Den baylonischen Göttern wurden aber doch Opfer dargebracht. Das ist doch der sicherste Beweis, daß die Babylonier Götzendienst trieben“, warf der Pfarrer ein.

„Wurden dem Judengotte Jahwe etwa keine Opfer dargebracht?“ fragte Schwertfeger. „Ja hat er nicht bei

seiner angeblichen Offenbarung auf dem Sinai alle Einzelheiten des Opferkultes vorgeschrieben?“

„Gewiß,“ erwiderte der Pfarrer. „Aber dieser Opferdienst hat sich nach und nach in eine rein geistige Gottesverehrung verwandelt.“

„Auch das ist wiederum eine den Tatsachen widersprechende Auffassung der kirchlichen Theologie. Alle Polemik der Propheten gegen die Schlacht- und Brandopfer zeitigte nur den Erfolg, daß die Opferhandlung aus den Händen der Laien immer mehr in die der Priester überging. Das beweist ja deutlich der jüdische Priesterkodex, der erst um 450 vor Christus vollendet wurde. Aber alles Eifern der Propheten, Jahwe verlange nicht Schlacht- und Brandopfer sondern Gerechtigkeit und Liebe, Demut und Gehorsam, blieb auf das jüdische Volk ohne Eindruck. Die Anregung zu diesem vergeblichen Bemühen der Propheten war jedoch von Babylonien ausgegangen. Babylonische Sprüche wie diese beweisen es:

„Beten, Flehen und Anbetung

Sollst du frühmorgens ihm darbringen, so wird stark deine Kraft,

Und zum Äußersten wird sie dich mit Gott leiten.“

„Täglich bete zu deinem Gott,

Reinheit der Rede ist das würdigste Räucheropfer.

Gegen deinen Gott sollst Lauterkeit du besitzen,

Das ist das Würdigste der Gottheit.“

Es ist gar keine Frage, daß die Propheten (Amos 5, 21 ff. Hosea 4, 6 ff., 8, 11 ff., Micha 6, 6 ff., Jesajas 1, 10 ff., Jeremias 7, 21 ff.) in ihrem vergeblichen Kampfe gegen den Opferkult unter babylonischem Einflusse standen. Daß es selbst im 2. Jahrhundert vor Christus noch nicht

gelingen war, die Juden zu einer Vergeistigung des Opfergedankens zu bringen, beweist der aus dem 2. vorchristlichen Jahrhundert stammende 50. Psalm. Mehrere hundert Jahre nach dem Wirken der Propheten lehnt sich dieser Psalmist offenbar noch immer vergeblich gegen den götzenartigen Opferkult der Juden auf (Psalm 50, 7—15).“

Diesen Ausführungen mußte der Pfarrer nichts entgegenzusetzen. Gleichwohl beharrte er zäh auf seinem Standpunkte.

„Sie haben uns doch vorhin einen Psalm an die Göttin Istar vorgelesen. Daraus ergibt sich doch zwingend, daß die Babylonier Vielgötterei und Götzendienst trieben.“

„Den gleichen Vorwurf,“ entgegnete Schwertfeger, „könnten sie auch der katholischen Kirche machen. Auch sie verehrt die heilige Maria als Mutter Gottes. Ganz gewiß beten die Katholiken die Mutter Gottes nicht an, wo aber die Grenzen zwischen Verehrung und Anbetung liegen, das festzustellen, fällt selbst einem gebildeten Menschen schwer; das naive Volk vermag sie so leicht nicht zu finden, ja überhaupt keinen Unterschied zwischen Verehrung und Anbetung zu machen und so war es zweifellos auch in Babylonien. Wenn die Juden im alten Testamente diese babylonische Götterverehrung als Götzekult bezeichnen, so tun sie den Babyloniern das gleiche Unrecht, wie die Protestanten ihren katholischen Brüdern, wenn sie ihren Marien- und Heiligenkult als Götzendienst ansehen.“

Nun glaubte der Pfarrer einen Punkt gefunden zu haben, Schwertfeger aus dem Sattel zu heben.

„Das ist aber gerade bezeichnend für die Reinheit des

jüdischen Gottesbegriffes," warf er triumphierend ein, „daß die Juden eine weibliche Gottheit nicht kannten und somit die Eingottvorstellung rein herausgebildet und an die Menschen weitergegeben haben.“

„Der Gedanke an eine weibliche Gottheit konnte den Juden überhaupt nicht kommen," entgegnete Schwertfeger, „weil bei ihnen wie bei allen Semiten das Weib eine viel zu niedrige, ja verachtete Stellung einnahm. Das geht ja schon aus dem 7. Gebote der zweiten Fassung der Gottesoffenbarung auf dem Sinai hervor; es gebietet nur den männlichen Juden, dreimal im Jahre vor Jahwe zu erscheinen. Diese tiefe Stellung nimmt die Frau bei allen Semiten ein. Sogar Mohammed sah in der Auffassung seiner Landsleute, die Engel seien Töchter Gottes, eine Herabwürdigung Gottes. Bis auf den heutigen Tag ist den jüdischen Frauen die Teilnahme am Gottesdienste in der Synagoge verboten, sie sind auf besonderen Emporen nur als Zuschauerinnen zugelassen. Wie hätte da den Juden der Gedanke an eine weibliche Gottheit kommen sollen!

Die Idee, die Gottheit in männlicher u n d weiblicher Erscheinungsform zu personifizieren, konnte nur bei einem Volke erstehen, welches das Weib als mit dem Mann gleichberechtigt ansah, ja ihm sogar eine Ehrenstellung zuwies. Ein solches Volk waren die arischen Sumerer. Im Euphrat- und Tigrisland, dem späteren Babylonien, besaßen sie bereits im 5. bis 3. vorchristlichen Jahrtausend jene hohe Kultur, die sich als semitisch entartetes Erbe in der babylonisch-assyrischen fortsetzt. Jene sumerische Kultur ist der Urquell der Gesamtkultur des Abendlandes, ja der ganzen Welt.

Das Land Sumer war die Urheimat des Glaubens an

Gott als den Weltenschöpfer und an Istar, die weibliche Segenspendende Göttin. Ihr Kultus erstreckte sich bis tief in das Abendland hinein. Unter dem Namen Isis kehrt sie in Ägypten, als Aphrodite bei den Griechen, als Venus bei den Römern wieder, ja Anklänge an sie finden sich sogar in der Mythologie unserer germanischen Vorfahren. Sie wird in den babylonischen Psalmen ebenso wie die Walküren „Sturmjungfrau“ genannt. Die Sumerer sind es gewesen, die der Istar den Namen „Himmelskönigin“, „unsere liebe Frau“, „meine Herrin“, das ist „Madonna“ usw. beigelegt haben, alles Bezeichnungen, die in dem katholischen Marienkultus wortwörtlich wiederkehren. Die Sumerer verehrten diese Göttin in dem mildstrahlenden Morgen- und Abendstern; auch in den katholischen Litaneien an die Jungfrau Maria wird diese bis auf den heutigen Tag als „Morgenstern“ und „Abendstern“ an-geredet. Der poetische Zauber, den der Marienkultus noch heute in der katholischen Kirche auf das Volk ausübt, läßt ermessen, wie er die frommen Sumerer und Babylonier ergriffen haben mag. Diese arischen Sumerer sind es auch gewesen, welche die Schutzengel sich weiblich vorstellten, eine Auffassung, die bis auf den heutigen Tag in der katho-lischen Kirche gang und gäbe ist.

Aus allen diesen Tatsachen ersehen Sie, welch nach-haltigen Einfluß die sumerisch=babylonische Kultur bis auf den heutigen Tag auf die unsere ausübt. Dabei rede ich noch nicht von dem wissenschaftlichen und künstlerischen Erbe, das uns die Sumerer hinterlassen haben. Sie sind die Begründer der Mathematik, der Mechanik, der Astro-nomie, der Technik, der Physik und Chemie. Auf sie geht die Einteilung des Jahres in zwölf Monate, des Tages in

vierundzwanzig Stunden, der Stunde in sechzig Minuten zurück; sie sind die Schöpfer der siebentägigen Woche. Sie sind die Erfinder der Malerei und Plastik, die nachmals von den Griechen zu hoher Blüte gebracht wurden. Auch die Kultur der Ägypter ist fraglos ein Kind der arisch-sumerischen. Immer mehr bestätigt sich, was der große Rassenforscher Gobineau schon längst ausgesprochen hatte, daß die Kultur des gesamten Erdballs von Ariern erzeugt worden ist. Die Arier haben auf ihren Wanderzügen überall die Führung der Völker in die Hand genommen, sie bildeten in allen Ländern der Erde die eigentliche Herren- und Herrscherschicht. Erst die Vermischung mit diesen artfremden Rassen hat sie selber entartet; sie gingen schließlich ganz in ihnen unter: eine furchtbare Mahnung für uns abendländische Arier.

Die arische Rassengrundlage der Babylonier empfanden die Juden instinktiv, denn die große Völkertafel des alten Testaments rechnet sie nicht zu den Semiten. Die Assyrer hingegen werden von den jüdischen Bibelschriftstellern bereits zu den Semiten gezählt, obwohl feststeht, daß weder Babylonier noch Assyrer die Beschneidung kannten.

Sehen Sie sich einmal hier dieses Bildnis der Gemahlin des babylonischen Herrschers Sardanapal an. Es zeigt alleredelste arische Züge. Sie können sich diese Frau nicht anders als blond und blauäugig vorstellen. Werfen Sie sodann einen Blick auf diese babylonischen Könige, Offiziere und Soldaten, so erkennen Sie ohne weiteres die ganze Herrlichkeit der arischen Rasse der Sumerer, der sie entstammten, trotz des semitischen Bastardierungsmerkmals, das ihnen aufgeprägt ist. Und sehen Sie sich einmal hier diese Köpfe sumerischer Männer und Frauen an. Sie

sehen aus wie Römerköpfe. Wenn Sie hier diese etruskischen Männer mit den sumerischen und diese sumerisch-babylonischen Kunstdenkmäler mit diesen etruskischen vergleichen, so zwingt sich Ihnen der Gedanke auf, daß die Etrusker, die Gründer Roms, leibhaftige Nachkommen dieser Sumerer waren. Die Römer leiteten ja ihre Abstammung von den Trojanern her und Troja ist eine ganz natürliche Etappe auf dem Wege vom Euphrat nach Italien.

Der sinnende Geist, der all diese Zusammenhänge überblickt, erschaut folgendes Bild: Nördlich vom Stromgebiete des Indus lag die Wiege der arischen Menschheit; sie sandte ihre Völkerströme nach allen Richtungen aus, mit niederen Rassen sich dabei mischend. Am reinsten erhielt sich der nordwestliche arische Völkerstrom, da er nicht auf zusammengedrückte niedere Rassen stieß. Er ergoß sich bis in die schwedisch-norwegischen Schären, das schottische Hochland, den äußersten Westen Irlands und Frankreichs bis in die kantabrischen Berge Spaniens hinein.

In Ostafrika, in dem auf die Wüstenländer hinweisenden Stromgebiet des Nil, vielleicht sogar in Zentralafrika, im gemeinsamen Quellgebiete des Nil und Kongo, lag die Wiege der Semiten. Sie wanderten, nur innerhalb der wärmeren Zone sich bewegend, nicht nach Norden, sondern nach Osten und Westen und in die Grenzländer des Mittelmeeres, daselbst mit den südlichen Ausläufern der nach Europa gewanderten Arier sich vermischend. So wurden die Anfänge des Völkerchaos in den Mittelmeerländern erzeugt. Im Euphrat- und Tigrisland stießen die arischen und semitischen Völker in gewaltigem

kulturgegeschichtlichen Kampfe zusammen. Aus diesem Kampfe ging die arisch-semitische Mischrasse der Babylonier und Assyrier hervor und durch weitere Bastardierung dieser und ähnlicher Mischrassen mit noch niederen, negroiden Rassen die Juden. Die Verwandtschaft der Juden mit Negern ist unverkennbar. Manche Juden sehen wie weisgewaschene Neger aus; Mose selber hatte dem Berichte der Bibel zufolge eine Negerin zur Frau (4. Mose 12, 1). *)

Dieser Kampf zwischen Ariern und jüdischen Semiten, zwischen Wahrheit und Lüge, macht die Völker- und Weltgeschichte bis auf den heutigen Tag. Er ist nichts anderes als die irdische Einkleidung des gewaltigen Geisterkampfes, der seit dem Abfalle der Erstlingsgeister das Weltall durchtobt. Es ist der Kampf Luzifers gegen den Heiland, der Kampf der Lüge gegen die Wahrheit, der Selbstsucht gegen die Liebe. Auf unserer irdischen Welt ist dieser Kampf nunmehr in sein entscheidendes Stadium getreten. Er wird nach erbittertem Ringen enden mit der Niederlage Luzifers und seiner in den Juden verkörperten Geisterscharen. Die mit ihrer eigenen Selbstsucht noch im Kampfe liegenden arischen Geister werden sich selbst und damit die Juden besiegen im Zeichen der reinen Liebeslehre, die der Heiland den Menschen gebracht hat.“

18.

Das große Gong dröhnte durch das Schloß; es rief zur Abendtafel. Die Ausführungen Schwertfegers hatten auf die Zuhörer einen so starken Eindruck gemacht, daß man ihn bat, sie nach Tisch fortzusetzen. Er sagte es zu. Nach dem Abendessen versammelte man sich im großen Herren-

zimmer. Annemarie, so sehr sie auch diese Fragen interessierten, hatte sich gescheut, auf Schwertfegers Zimmer der Unterhaltung beizuwohnen. Nunmehr lauschte auch sie gespannt dem geistigen Zweikampfe zwischen Schwertfeger und dem Pfarrer.

„Es mag sein,“ sagte dieser, „daß der sittliche Wert der babylonischen Religion hinter der des alten Testaments nicht zurücksteht, Tatsache bleibt aber doch, daß sie in ihrer äußeren Form die Vielgötterei noch nicht überwunden hatte. Es ist und bleibt das Verdienst des alten Testaments, den alleinigen Gott gelehrt zu haben, den auch wir Christen verehren.“

„Es ist eine ganz willkürliche, mit dem Tatbestande des alten Testaments unvereinbare Auffassung der christlichen Theologie, den Judengott Jahwe unserem Christengotte gleich zu setzen,“ erwiderte Schwertfeger. „Zweifellos suchten die jüdischen Propheten unter der nachhaltigen Einwirkung Babylons den jüdischen Gottesbegriff zu erweitern. Dieses ihr Streben zielte aber lediglich auf eine Erweiterung des irdischen Machtbereiches Jahwes ab. Jahwe ist und bleibt dabei der partikularistische Stammesgott der Juden. Schon die Tatsache, daß er überhaupt einen Namen trägt und diesen Namen beibehält, beweist, daß er sich von anderen Göttern zu unterscheiden wünscht, andere Götter also als Wirklichkeiten voraussetzt. Er nennt sich ja selber in der sinaischen Offenbarung „ein eifersüchtiger“ Gott, der andere Götter neben sich nicht dulde.“

Ebenso wie die Juden ihren Stammesgott Jahwe, hatten auch alle vorderasiatischen, auch die kanaanitischen Völker ihre Stammesgötter. So verehrten die Moabiter

den Stammesgott Rammosch, die Ammoniter den Melech. Ja die Forschungen haben ergeben, daß die kanaanitischen Völker der Midianiter, Hebräer (Chabiri), Amoriter und das Nachbarvolk der Aramäer unter anderen Göttern auch denselben Jahwe wie die Juden verehrten! ¹⁾

Das alte Testament beweist sogar, daß Abraham den Jahwe aus Babylonien schon mitgebracht hatte! (1. Mose 12, 1). Auf seinem Durchzuge durch Kanaan nach Ägypten errichtet er ihm Altäre überall wo er Rast macht (1. Mose 12, 7 und 8). Dieser Tatbestand ist nur durch die christlichen Bibeln, die den Namen „Jahwe“ mit „Gott“ übersetzten, vermischt worden. Die biblischen Berichte beweisen demnach einwandfrei, daß Jahwe sich den Juden nicht erst auf dem Sinai vorgestellt hat sondern daß sie ihn schon aus Babylon mitgebracht hatten!

Jahwe wird sogar im alten Testamente wiederholt in derselben äußeren Erscheinung mit Schwert, Schild, Speiß, Bogen und Pfeil vorgestellt wie der assyrische Gott Usur! (Psalm 7, 13 und 14; Psalm 21, 13; Psalm 35, 2; 5. Mose 32, 23 und 41—42 usw.). Er schwebt auf den Fittichen des Windes (Psalm 18, 11); ebenso wird auf den assyrischen Schlachtbildern der Gott Usur von Flügeln getragen, mit Bogen und Pfeil bewehrt, über dem Schlachtgetümmel schwebend dargestellt. Der Prophet Habakuk schildert Jahwe, wie er hoch zu Ross, mit Bogen, Pfeil und Lanze bewaffnet, seine Kampfwagen anführt (Habakuk 3, 8—15). Auch der Psalm 68 jubelt in Vers 18, daß Jahwe „tausend mal tausend Wagen“ ²⁾ habe. Jahwe spricht ebenso wie Usur zu seinen Bekennern in Sturm und Wind und durch Propheten. Es ist keine Frage, daß Jahwe ein partikularistisch beschränktes, jüdisch verzerrtes Abbild des

babylonisch-assyrischen Gottes Ašur ist. Jahwe heißt „der Bleibende“.¹)

Je höher wir in der Erforschung der alten Religionen hinaufsteigen, um so reiner, erhabener und universalistischer wird der Gottesbegriff, um so vergeistigter wird die Religion und der Kultus. Die übliche Anschauung, die Religion habe sich aus niederen Anfängen entwickelt, ist ein unhaltbares Dogma, hervorgegangen aus der kritiklosen Anwendung der einseitig gesehenen naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre. Diese erstaunliche Tatsache geben heute sogar moderne Theologen zu.²) Daß die Juden den Monotheismus der Welt gebracht hätten, ist eine kritiklose, ebenso willkürliche wie wahrheitswidrige Behauptung der amtlichen Kirchentheologie. Der Monotheismus ist so alt wie das Menschengeschlecht. Missionare berichten uns, daß sogar die Religionen der Naturvölker monotheistisch seien: Polynesiener, Indianer und Neger verehren den „großen Geist“. Bereits der heilige Augustinus bekannte: „Was jetzt christliche Religion genannt wird, war schon bei den Alten vorhanden und fehlte nie von Anfang des Menschengeschlechtes, bis daß Christus ins Fleisch kam; seitdem fing man an, die wahre Religion, die schon vorhanden war, die christliche zu nennen.“

Alles eigentliche Wissen insbesondere alles religiöse Wissen kommt nur zustande durch Offenbarung. Die Einzelheiten der Naturwissenschaft und Geschichte sind noch kein eigentliches Wissen. Dazu werden sie erst im Lichte rein geistiger Anschauungen, die das Erzeugnis unseres schöpferischen Geistes sind. So erklärt es sich, daß sowohl exakte naturwissenschaftliche Feststellungen als auch geschichtliche Tatsachen in verschiedenen, ja sich

gegenseitig ausschließenden Auffassungen dargestellt werden können und in der Tat auch dargestellt werden; so kommt die Mannigfaltigkeit der naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Systeme und Weltanschauungen zustande, obwohl sie alle ein und dasselbe Tatsachenmaterial verarbeiten. Die Fachgelehrten behauen nur die Bausteine; sie sind die Handwerker des Wissens. Die philosophisch-religiösen Künstler, von den Fachgelehrten als „Dilettanten“ verachtet, errichten aus den Bausteinen erst den Tempel einer Weltanschauung; sie sind die Baumeister, die Schöpfer des eigentlichen Wissens. Plato, Kant, Goethe, Houston Stewart Chamberlain sind solche Weltenbaumeister.

So paradox es klingt, so wahr ist es: das reine Wissen ist um so vollkommener, je gereinigter es ist von empirischen (durch Erfahrung gewonnenen) Bestandteilen. Das reine, wahre Wissen, obwohl es unabhängig von aller sinnlichen Erfahrung ist, kann jedoch den sinnlich feststellbaren Tatsachen und Erfahrungen nicht widersprechen. Sinnliche Erfahrung ist der Prüfstein, aber nicht die Grundlage reinen Wissens; sie ist nur der Funke, der den körpergefestelten Geist zur schöpferischen Tätigkeit entflammt. Nur in diesem Sinne ist die kritische Philosophie Kants zu verstehen und von ihm selber gelehrt worden; die „Kritik der reinen Vernunft“ ist nur das Vorwort zur „Kritik der praktischen Vernunft“ und zur „Kritik der Urteilskraft“. Weil diese geistigen Grundtatsachen von der modernen Wissenschaft mißachtet wurden, deshalb ist sowohl die Wissenschaft als auch die Religion, soweit sie Gegenstand der Wissenschaft sein kann, in die Sackgasse geraten. Die Auf-

fassung, Wissen sei identisch mit sinnlicher Empirie, ist zu einem Dogma geworden, dessen Unfruchtbarkeit zum Bankerott der Wissenschaft und der Religion geführt hat.

Wissen und Religion stehen zueinander nicht im Gegensatz; sie sind ein und dasselbe. Religion ist reinstes, von allem sinnlichen Beiwerk befreites, auf die letzte Formel gebrachtes Wissen. Naturwissenschaft und Geschichte sind nur unvollkommener, in lauter Einzelheiten aufgelöster Ausdruck der Religion. Religion steht auch nicht im Gegensatz zum praktischen Leben; Religion ist vollkommenstes praktisches Leben. Religion ist nicht Phantasterei, sie ist Wahrheit und Wirklichkeit, sie ist die letzte, höchste Realität. Religion ist Totalität des Lebens, Gesamtsumme unseres Fühlens, Denkens, Wollens und praktischen Handelns, die Schöpferin jeder wahren Kultur. Weil der Staat sie als Nebensache, als Privatangelegenheit seiner Bürger *) und nicht als höchste Staatsangelegenheit ansah, deshalb haben wir keine Kultur, sondern nur eine Zivilisation. Die Kultur aller Zeiten und Völker war stets das Erzeugnis einer Religion. Die Völker gingen zugrunde, als sie infolge ihrer Rassenentartung die Religion, das heißt die Verbindung mit der Wirklichkeit, mit dem geistigen Urgrund allen Seins verloren und deshalb das Opfer tieft gesunkener, in den niederen Rassen verkörperter Geistesmächte wurden.

Alles eigentliche Wissen ist nur Offenbarungswissen, wobei es für das praktische Ergebnis unerheblich ist, ob die Offenbarung durch einen subjektiven selbstschöpferischen Vorgang oder durch Verbindung mit anderen an die Materie nicht gebundenen Geistwesen zustande kommt. Letzten Endes sind diese beiden Arten von Offenbarungs-

wissen ein und dasselbe. Der scheinbare Unterschied ist nur bedingt durch die Tatsache, daß wir als irdisch verkörperte Geister sowohl sinnlicher als auch übersinnlicher Einwirkung zugänglich sind. Die Grenze zwischen diesen beiden Erfahrungsarten ist bei den verschiedenen Menschen verschieden. Sie gehen, dem Menschen gewöhnlich unbewußt, ineinander über.

So besaß das Urvolk der Urier zweifellos ein vollkommenes Uroffenbarungswissen. Mit zunehmender Entartung infolge Blutmischung mit niederen Rassen trübte es sich und sank es von Stufe zu Stufe. Zwischen der altindischen, der persischen, der sumerisch-babylonischen und der altgermanischen Religion bestehen auffallende Beziehungen. Im indischen Rigveda ¹⁾ lautet eine Bezeichnung für Gott: „A s u r a“. Sie kehrt im persischen Avesta ²⁾ unter dem Namen „A h u r a“ in der sumerisch-babylonisch-assyrischen Religion als „A s u r“, in der altgermanischen in den „A s e n“ wieder.

Alle diese Religionen sind Sinkungsstufen der ältesten Religion des arischen Urvolkes. Die jüdische Religion des alten Testaments, aus Bestandteilen der babylonischen erzeugt, ist eine weitere semitische Entartung der bereits semitisch verdorbenen Religion der Babylonier, sie ist ein auf die tiefste Stufe herabgezerrtes Lügenbild der arischen Ur-Religion. Jahwe, „der Bleibende“, auch in Babylon bekannte Gott, ist zum jüdischen Nationalgötzen erniedrigt worden. Er ist n i c h t, wie die Theologen es wahr haben wollen, universalistischer Eingott, er ist lediglich m o n o - l a t r i s c h ³⁾ verehrter jüdischer Stammesgott, der sein Dasein neben den Stammesgöttern anderer Völker behauptet.

Ja diese partikularistische Beschränkung behielt Jahre immer noch bei, als bereits Jahrhunderte vor Christus eine neue Ahnung des universalen, all-einen Gottes in der Menschheit wieder zu dämmern begonnen hatte. Bereits im 14. Jahrhundert vor Christus führte Amenhotep IV. die monotheistische Reform der ägyptischen Religion durch; sie hatte freilich nur kurzen Bestand. Im 6. Jahrhundert vor Christus predigt Zarathustra die Eingottlehre in Persien.*) Um dieselbe Zeit treten Buddha und Konfuzius im fernen Osten auf. Bald darauf lehren Sokrates und Plato eine Philosophie, die in der universalistischen Eingottlehre wurzelt. Die Römer fangen an sich zu dem Satze zu bekennen: „Jovis omnia plena“, das heißt „alles ist Jupiters voll“. Von all diesen Regungen ist nichts im vorchristlichen Judentume zu finden; es ist der unfruchtbare Stein, an den alle diese erhabenen Religionsideen vergeblich brandeten. Als der Heiland unter den Juden erschien und das seit Jahrhunderten wieder dämmernde Offenbarungswissen vom all-einen Gotte auf die Höhe der arischen Uroffenbarung zurückhob, selbst dann nahmen sie diese Lehre nicht an sondern schlugen ihren Verkünder ans Kreuz. Dieser Tatbestand sollte den christlichen Theologen, die sich in das alttestamentarische Lügendogma verannt haben, doch wahrlich zu denken geben.

Die jüdische Religion als die einzig beachtenswerte der vorchristlichen Religionen anzusehen, ist ebenso töricht, als wenn man das gesamte Geistesleben Deutschlands nach dem „Berliner Tageblatt“ oder der Berliner Börse beurteilen wollte. Wenn sich die Theologie auf das alte und neue Testament beschränkt, so ist es dasselbe, als wenn sich die Zoologie ganz willkürlich nur mit der Natur-

geschichte der Fledermäuse und gelegentlich mit dem Leben eines Königsadlers beschäftigen wollte und uns dabei einzureden versuchte, die Fledermäuse wären die Vorfahren jenes Königsadlers, weil er in einem Horste zur Welt kam, dessen Umgebung von diesem Flattergesindel wimmelte. Wenn die Theologie die Erforschung scheinbar polytheistischer Religionen verschmäht, so handelt sie ebenso willkürlich wie ein Geschichtsforscher, der sich nur auf die Geschichte monarchischer Staaten beschränken wollte und dabei das ehemalige deutsche Kaiserreich von seiner Betrachtung ausschloß, weil außer dem Kaiser auch noch Könige, Herzöge und andere Fürsten in Deutschland regierten. Der Monotheismus an sich ist ohne sittlichen Wert, denn er ist lediglich das Ergebnis folgerichtigen Denkens.*)

Theologie ist nicht die Wissenschaft von Gott, denn eine solche Wissenschaft gibt es nicht und kann es nicht geben. Theologie ist nur eine Wissenschaft von der Geschichte der Religionen überhaupt. Religion kann nicht gelehrt sondern nur g e o f f e n b a r t , das heißt e r l e b t werden. Alle Gelehrsamkeit der Universitäts- und Kirchentheologen kann nie und nimmer eine Religion erzeugen oder vorhandene Religionen weiterbilden. Die theologischen Fakultäten sind, soweit sie Religion als solche „l e h r e n“, höchst voraussetzungsvolle d. h. gänzlich unwissenschaftliche Anstalten zur Monopolisierung alttestamentarischer Lieblingsvorstellungen. Weil die Theologen das Wissen um die Geschichte der Religion mit der Religion selber verwechseln, weil die amtliche Kirchentheologie sich einbildet, durch Zwangsglaubenssätze Religion zu spenden oder gar zu erzeugen, deshalb haben wir zwar verschiedene Kirchen aber keine Religion. Die bloße Tatsache, daß der Staat mehrere Religionen nebeneinander

als gleichberechtigt anerkennt, ist schon an und für sich genügender Beweis dafür, daß wir eine eigentliche Religion nicht haben und daß ihm jedes Verständnis für das Wesen der Religion abgeht, daß er die Zentralfrage des menschlichen Daseins mit einer Oberflächlichkeit behandelt, die alles in den Schatten stellt, was wir an politischer Unzulänglichkeit in Deutschland nachgerade gewohnt sind. Daß der Staat vollends die sogenannte jüdische Religion als gleichberechtigt mit der christlichen anerkannte, war nicht nur eine Gedankenlosigkeit sondern ein Verbrechen am deutschen Volke, weil er einem als Gott maskierten Räuber Bürgerrecht verlieh.

Daß Jahwe selber nicht Universalgott aller Menschen sondern nur jüdischer Stammesgott sein will, geht nicht nur aus der Tatsache, daß er einen Namen zur Unterscheidung von den Stammesgöttern anderer Völker trägt sondern auch daraus klar hervor, daß er sich die Juden als „sein“ Volk „ausgewählt“ und diesem, seinem „ausgewählten Volke“ verheißt, alle übrigen Völker zu „fressen“ und ihm verspricht, dabei behilflich zu sein. Jahwe ist unter den Gottheiten das Raubtier, wie die Juden die Raubtiere unter den Menschen sind, das beweist mit eindeutiger Klarheit das alte Testament:

„Du sollst alle Völker fressen, die Jahwe dein Gott dir preisgibt. Du sollst ihrer nicht schonen und ihren Göttern nicht dienen; denn das würde dir ein Strick sein.“ (5. Mose 7, 16).*)

„Jahwe dein Gott ist mit dir, der große und schreckliche Gott. Jahwe dein Gott wird diese Leute ausrotten vor dir, einzeln nacheinander.“ (5. Mose 7, 21—22).

„Jahwe dein Gott wird sie dir preisgeben und in große Verwirrung setzen, bis sie vernichtet sind, und er wird ihre

Könige in deine Gewalt geben, daß du ihren Namen aus-tilgest unter dem Himmel. Es wird dir niemand widerstehen, bis du sie vernichtet hast.“ (5. Mose 7, 23—24).

Diese Verheißung Jahwes ist bereits furchtbar in Erfüllung gegangen. Unter jüdischer Führung sind die Kaiser, Könige und Fürsten um uns her vertilgt worden von der Moskwa bis zum Rhein.

Jahwe verheißt seinem auserwählten Volke:

„große und schöne Städte, die du nicht gebaut hast und Häuser alles Gutes voll, die du nicht gefüllt hast, und ausgehauene Brunnen, die du nicht ausgehauen hast, und Weinberge und Ölberge, die du nicht gepflanzt hast, damit du dich satt darin issest.“ (5. Mose 6, 10—11).

„Könige sollen deine Wärter sein und ihre fürstlichen Gemahlinnen deine Ammen; mit dem Angesichte zur Erde sollen sie dir huldigen und den Staub deiner Füße lecken.“ (Jesaja 49, 23).

„Fremde werden deine Mauern bauen und ihre Könige werden dir dienen.“ (Jesaja 60, 10).

„Deine Tore sollen stets offen stehen, weder Tag noch Nacht zugeschlossen werden, damit man die Güter der Völker zu dir hereinbringe samt ihren Königen im Zuge, denn Völker und Reiche, die dir nicht dienen wollen, die sollen umkommen und diese Völker sollen zugrunde gehen.“ (Jesaja 60, 11—12).

„Fremde werden dastehen und eure Herden weiden und Fremde werden eure Ackerleute und Winzer sein. Ihr aber sollt Priester Jahwes heißen und man wird euch Diener unseres Gottes nennen und ihr werdet die Güter der Völker

genießen und ihren Reichtum werdet ihr euch zu eigen machen.“ (Jesaja 61, 5—6).

„Sürwahr ich wende ihr (Jerusalem) die Herrlichkeit der Völker zu gleich einem überflutenden Bache, daß ihr euch vollsaugen sollt.“ (Jesaja 66, 12).

usw. usw.

Wie ist es denkbar angesichts dieses klaren Tatbestandes, den alle übrigen Völker fressenden Judengott unserem Christengotte gleichzusetzen? Diesen Gott, der das Gebot erläßt, Vater und Mutter zu ehren, dem Jakob aber behilflich ist, seinen Vater zu betrügen? Der gebietet „du sollst nicht töten“, in dem gleichen Atemzuge aber befiehlt, dreitausend Männer zu ermorden? Der die Einwohner ganzer Städte und Landschaften bis auf den letzten Mann niedermachen heißt, der dem Juden erlaubt, seinen Sklaven zwar nicht ganz aber halbtot zu schlagen mit der Begründung, der Sklave sei „sein Geld“? (2. Mose 21, 21). Der gebietet „du sollst nicht ehebrechen“, dem Abraham und Isaak aber behilflich ist, ihre Weiber zu verkuppeln? Der befiehlt „du sollst nicht stehlen“, aber die Juden zugleich anleitet, den Ägyptern die Gold- und Silberschätze wegzunehmen? Der dem Jakob hilft, seinen Bruder Esau um die Erstgeburt und den väterlichen Segen, seinen Oheim um seine Herden zu bestehlen? Der das schöne Gebot gibt „nicht rachsüchtig zu sein“ sondern „seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst“, zugleich aber das Rachegebot erläßt „Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Brand um Brand, Wunde um Wunde, Strieme um Strieme“? (2. Mose 21, 23—25). Ein Gott, auf dessen Geheiß und unter dessen Schutz Betrug auf Betrug, Schandtät auf Schandtät, Mord

auf Mord ausgeführt wird, der sich selber blutige Opfer darbringen läßt, wie sie jedem Götzen dargebracht wurden, der soll derselbe wie unser Christengott sein?!

Wahrlich, auf dem Sinai hat sich nicht Gott geoffenbart sondern Luzifer, der, seinem eigenen Wesen entsprechend, das Volk der Hebräer, das ist der „Räuber“ und „Mörder“, ¹⁾ sich zu seinem Volke „ausermählte“. Nicht umsonst nennt der Heiland diesen Judengott „Teufel“, „Lügner“, „Vater der Lüge“ und „Mörder von Anbeginn an“ (Johannes 8, 44). Dieser Jahwe ist ein über den Wolken unter der Maske eines guten Gottes thronender Verbrecher, der sein auserwähltes Volk zum Fluche der Menschheit erzieht und dieses teuflische Verfahren dadurch verschleiert, daß er sittliche Gebote erläßt, die er selber nicht hält und die zu übertreten er seine Bekenner selber ausführlich anweist! ²⁾

Bezeichnend für das Wesen dieses Jahwe ist die Art und Weise, wie er sich selber dem Mose vorführt. Wie ein Theatergott tritt er zunächst unter Blitz, Donner, Feuer und Rauch auf, genau so, wie das spätere Christentum sich das Erscheinen des Teufels vorstellt. Bald heißt es, „Jahwe redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet“ (2. Mose 33, 11), bald wieder unmittelbar darauf in Vers 20: „Mein Angesicht kannst du nicht sehen, denn kein Mensch wird leben, der mich siehet.“ Um gleichwohl dem Mose zu ermöglichen, ihn zu schauen, befiehlt ihm Jahwe, sich in eine Felskluft zu stellen; er wolle, während er „in seiner Herrlichkeit vorüberziehe“, die Kluft mit der Hand zudecken (2. Mose 33, 22). „Wenn ich dann meine Hand entferne“, heißt es weiter in Vers 23, „so wirst du mich von hinten sehen“. ³⁾

Hier zeigt Jahwe gleichsam symbolisch sein wahres Gesicht. Nur ganz unbegreifliche dogmatische Verranntheit und Verbohrtheit kann sich einreden, dieser Judengott sei der gleiche Gott, den Christus uns gelehrt hat.“

„Gott ist eben im alten Testamente noch sehr menschlich dargestellt, desgleichen sind die Juden darin als echte Menschen mit allen ihren Fehlern, Schwächen und Sünden geschildert,“ warf der Pfarrer sehr erregt ein. „Der Fortschritt, den die christliche Religion uns gebracht hat, besteht ja gerade in der Vervollkommnung und Veredelung der jüdischen Religion!“

„Diese Begründung halten die orthodoxen Theologen jedem entgegen, der es wagt, das alte Testament mit gesundem Verstande zu kritisieren,“ entgegnete lächelnd Schwertfeger. „Sie müssen mir aber schon gestatten, lieber Herr Kollege, daß ich diese Beschönigung für eine ebenso bequeme wie sinnlose Redensart halte. Damit könnten Sie auch jede Negerreligion in die christliche mit einbeziehen, ja überhaupt jedes beliebige Erzeugnis der Literatur, in dem Menschen als Menschen dargestellt werden.“

Zu welchen Verlogenheiten und Lügen muß ein Geistlicher greifen, der die berufliche Aufgabe hat, die Verbrechergeschichten des alten Testaments seinen Schäflein im christlichen Sinne mundgerecht zu machen! Zu welchen Seiltänzerereien hat sich in seinen exegetischen Schriften sogar Luther verstiegen, um die alttestamentarischen Schandtaten in Einklang mit den sittlichen Forderungen des Christentumes zu bringen! Bezeichnend für diese ganze Art der gewaltsamen Auslegung des alten Testaments in christlichem Sinne sind die Exegesen des heiligen Am-

brosius.*) Den echt alttestamentarischen Vers 9 des 137. Psalmes „Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an dem Stein“ legt er aus: mit dem Stein sei Christus gemeint, an dem die Sünden zerschellen! Den 3. Vers des 1. Psalmes „Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen“ erklärt er: der Baum stelle Christum im Schoße der Jungfrau dar!

Ich zweifle nicht, daß die Mehrzahl der Ausleger des alten Testaments, katholische wie lutherische, von der Wahrheit derartiger Auslegungen tief überzeugt sind. Aber rechtfertigt das einen solchen handgreiflichen Unsinn? Und noch mehr: rechtfertigt es, ihn zur Grundlage unserer christlichen Religion zu machen?

In welche Gewissensnot aber werden durch die Verpflichtung, das alte Testament in diesem Sinne, vielmehr Unsinne auszulegen und zu lehren, diejenigen Geistlichen beider Bekenntnisse gebracht, die mit blanken Augen diese Verhältnisse längst übersehen, aber aus Autoritätszwang oder aus Angst, ihr Brot zu verlieren, schweigen und von amtswegen heucheln und lügen müssen? Haben da die Hetero- und Einseitiger der Arbeiter nicht recht, wenn sie die „Pfaffen“ Lügner und Schwindler nennen? Wird in der That nicht jeder Christ an sich selber zum Lügner und Heuchler, wenn er diese Heuchelei noch länger mitmacht?

Von all diesem Unsinn, dieser Unwahrhaftigkeit, dieser Verlogenheit, diesem Volks- und Weltbetrug gibt es nur eine Rettung:

Fort mit dem alten Testamente!“

Die Zuhörer blickten auf den Pfarrer, als müßte aus seinem Munde die Lösung der ungeheuren Spannung kommen, in die sie Schwertfeger versetzt hatte. Allein jeder Versuch eines Gegenbeweises war von vornherein aussichtslos, denn die Tatsachen, die Schwertfeger brachte, waren schlechthin unangreifbar und unwiderleglich.

Der Pfarrer vollends hatte offenbar gar nicht erfaßt, worum es ging. Die Ausführungen über das wahre Wesen Jahwes vermochte er nicht ernst zu nehmen. Er sah darin nur einen Versuch Schwertfegers, aus blinder Voreingenommenheit gegen die Juden, das alte Testament zu zerstören. Er war in seinem orthodoxen Geleise so festgefahren, daß seine Gedanken eine andere Richtung überhaupt nicht mehr einzuschlagen vermochten. Schließlich besann er sich auf seine Kollegienhefte und erwiderte:

„Mag der Gottesbegriff der Bücher Mose und der übrigen geschichtlichen Schriften des alten Testaments noch partikularistisch begrenzt sein; die Propheten jedoch haben diesen Gottesbegriff immer universalistischer gefaßt, so daß er schließlich in unseren christlichen überging.“

„Was es mit den Propheten überhaupt für eine Bewandnis hat, habe ich Ihnen ja schon vor einigen Tagen ausführlich auseinandergesetzt,“ erwiderte Schwertfeger, „sie waren die Politiker und Geschichtsschreiber des Judentums und darum ganz natürlich bemüht, die Macht Jahwes auszudehnen. Aber, wie ich Ihnen vorhin schon sagte, handelte es sich hierbei lediglich um eine Erweiterung des irdischen Machtbereiches Jahwes, nicht um eine Erweiterung und Vertiefung des Gottesbegriffes; denn Jahwe ist und bleibt dabei der

Nationalgott der Juden und nur der Juden, der Feind aller übrigen Völker, und die Juden sind und bleiben sein „ausgewähltes Volk“. Alle Propheten, vom ältesten Amos bis auf den jüngsten Maleachi werden nicht müde, es zu wiederholen. In hundertfachen Abwandlungen bis zum Überdruß kehren diese Aussprüche wieder und immer wieder. Der älteste Prophet Amos sagt:

„Höret was Jahwe mit euch redet ihr Kinder Israel, zu dem ganzen Volke, das ich aus Agypten geführt habe: Aus allen Völkern der Erde habe ich nur euch erwählt.“ (Amos 3, 1—2).

Sogar Sacharja, so dunkel er sonst auch ist, wird von einer auffallenden Klarheit, wenn es gilt, die Juden als das einzige Volk Jahwes zu preisen. Er versteigt sich zu dem für den jüdischen Größenwahn bezeichnenden Ausspruch:

„So spricht Jahwe der Heerscharen: In jenen Tagen wird es geschehen, daß zehn Männer aus allen Sprachen der Nationen einen Judäer beim Rockzipfel ergreifen und sagen: Wir wollen mit euch ziehen; denn wir haben gehört, daß Gott mit euch ist!“ (Sacharja 8, 23).

Wenn von einer Universalität Jahwes überhaupt gesprochen werden kann, so besteht sie darin, daß Jahwe alle Völker der Erde „fressen“ wird; in zahmes Deutsch übersetzt, daß er den Juden die verheißene Weltherrschaft verschaffen wird. Daß auch der Hauptprophet Jesaja nur diese partikularistische Gottesauffassung Jahwes kennt, ergiebt sich eindeutig aus seinen Aussprüchen, die ich Ihnen vorhin vorgelesen habe. Jesaja 45, 14 sagt sogar ausdrücklich: „Nur in dir (Israel) ist Gott.“ Daran wird

auch nichts geändert, wenn Deuterojesaja den Machtbereich Jahwes schließlich auch auf die Assyrier ausdehnt und beiläufig erklärt, daß „kein Gott außer Jahwe sei“ oder wenn der allerjüngste Prophet Maleachi den „Namen Jahwes herrlich machen will unter den Heiden vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang“ (Maleachi 1, 11). Was das bedeutet, erhellt klar aus dem kurz vorhergehenden Verse 5:

„Jahwe ist herrlich in den Grenzen Israels.“

oder 3, 6:

„Denn ich bin Jahwe und wandle mich nicht.“

Im drittletzten Verse seiner ganzen Schrift 3, 24 bestätigt er Jahwe als den engherzigen Nationalgott:

„Gedenkt des Gesetzes Mose, meines Knechtes, das ich ihm befohlen habe auf dem Berge Horeb an das ganze Israel samt den Geboten und Rechten.“

„Aber die Stelle Jesaja 56, 7: „Mein Haus wird ein Bethaus heißen für alle Völker“ zeigt doch klar, daß der Tempel Jahwes allen Völkern offenstehen soll. Mit Recht prangen doch diese Jesajasmorte über den Pforten so vieler Synagogen“, warf der Pfarrer eifrig ein.

„Diese Stelle des Jesajas im Zusammenhang gelesen, hat einen ganz anderen Sinn als die modernen Juden und christlichen orthodoxen Theologen uns einreden wollen“, entgegnete Schwertfeger. „Wie aus dem unmittelbar vorhergehenden 6. Verse hervorgeht, wird vorausgesetzt, daß diese Völker Jahwes „Knechte werden“, „den Sabbath halten“, „an seinem Bunde festhalten“, kurz, daß sie Juden werden und sich beschneiden lassen. Es handelt sich hier um

eines der bekannten jüdischen Vexierkunststücke, die ahnungslosen Nichtjuden irrezuführen. Was es mit diesem „Bethause für alle Völker“ auf sich hat, darüber läßt Jesaja auch an anderer Stelle keinen Zweifel; 2, 2 schreibt er:

„In der letzten Zeit aber wird der Berg mit dem Tempel Jahwes festgegründet stehen als der höchste unter den Bergen und über die Hügel erhaben sein und alle Heiden werden zu ihm strömen und viele Völker sich aufmachen und sprechen: Auf, laßt uns zum Berge Jahwes, zum Tempel des Gottes Jakobs hinaufsteigen, damit er uns über seine Wege belehre und wir auf seinen Pfaden wandeln. Denn von Zion wird die Lehre ausgehen und das Wort Jahwes von Jerusalem.“

Das heißt doch klar, daß schließlich alle Menschen Juden werden sollen! Der Prophet Micha (4, 1—3) wiederholt diesen Ausspruch wörtlich und fügt, um jedes Mißverständnis zu beseitigen, hinzu:

„Wenn alle die andern Völker im Namen ihres Gottes wandeln, so wandeln wir im Namen Jahwes, unseres Gottes, immer und ewiglich!“

Aufs neue wird hier klar bezeugt, daß Jahwe jüdischer Stammesgott ist und bleibt. Im Namen Jahwes wandeln die andern Völker erst, wenn sie Juden geworden sind. Wie kann da von einer universellen Gottesgeltung Jahwes die Rede sein? Der fromme Nehemia, der nach Rückkehr der Juden aus dem Exil die Neuordnung der jüdischen Gemeinde in Jerusalem vorgenommen hatte, der also zweifellos nach Deutero- und Tritojesaja *) geschrieben hat, bekundet in Vers 2 des 9. Kapitels eindeutig, daß Nichtjuden zum Gottesdienste nicht zugelassen wurden.“

Die zahlreichen Hausbibeln, die bei der gemeinsamen Morgenandacht verwendet wurden, gingen von Hand zu Hand; die Zuhörer mußten sich von der Richtigkeit der Behauptungen Schwertfegers überzeugen.

20.

„Zugegeben,“ sagte der Pfarrer, „daß der Gottesbegriff der Propheten noch nicht die allgemeine Gültigkeit, Reinheit und Höhe erreicht hatte, wie sie uns Christen geläufig ist. Aber in den Psalmen haben die Anschauungen von Gott, Frömmigkeit und Heiligkeit doch eine so hohe Ausbildung erfahren, daß sie sich von unseren christlichen überhaupt nicht mehr unterscheiden, ja der Psalter ist geradezu ein unentbehrlicher Bestandteil der christlichen Religion geworden.“

„Auch das ist eine jener großen Gedankenlosigkeiten und Täuschungen, die grundlegend für das Kirchenchristentum geworden sind,“ entgegnete ruhig Schwertfeger. „Von einer Entwicklung des Gottesbegriffes bei den Juden zu sprechen, ist papierne Gelehrtenkonstruktion. Der jüdische Geist hat eine Entwicklung überhaupt nicht durchgemacht, er ist einer solchen überhaupt nicht fähig. Wie eine Mumie wandelt er, im ewigen Juden versinnbildet, durch alle Zeiten und Völker bis auf den heutigen Tag.*) Was an ihm wie Entwicklung aussieht, ist nichts als künstlicher Ausputz, den er, je nachdem es ihm zweckdienlich erscheint, annimmt und wieder abwirft.“

Der Psalter steht so ganz auf dem Gesetz und den Pro-

pheten, daß Jesus Zitate aus dem Psalter als Zitate aus dem „Gesetz“ anführt (Joh. 10, 34; 15, 25). Die Anschauungen von Gott, Frömmigkeit und Heiligkeit sind im Psalter genau dieselben wie im übrigen alten Testamente. Auch in den Psalmen kehrt die Versicherung, daß Jahwe der Gott der Juden und die Juden sein auserwähltes Volk seien, bis zum Überdruß wieder und immer wieder. Sie loben und verherrlichen die Schandtaten der Patriarchen als Werke Jahwes; dabei passen sie sich in Haltung, Form und Sprache den babylonischen Vorbildern an, die damals „modern“ und marktgängig waren, ohne imstande zu sein, sie schöpferisch nachzubilden. Die jüdische Literatur ist zu allen Zeiten nur Nachahmung und Kommentar der Literatur ihrer Wirtsvölker gewesen und ist es bis auf den heutigen Tag.¹⁾

Was uns an dem Psalter christlich anmutet, ist einzig und allein das Werk seiner Übersetzer, insbesondere das Werk Luthers. Schon die ältesten Übersetzer des alten Testaments, die Verfasser und Bearbeiter der Septuaginta²⁾ und der Vulgata³⁾ haben den jüdischen Nationalcharakter Jahwes verwischt, indem sie seinen Namen und andere Namen, mit denen er genannt wurde, fortließen und sie durch „Gott“ ersetzen. Durchgängig reden Septuaginta und Vulgata nicht von Jahwe sondern von „theos“ und „kyrios“ oder von „deus“ und „dominus“, das ist „Gott“ und „Herr“. Luther hat die Bezeichnung „Gott Jahwe“ mit „Gott der Herr“ oder durch die originelle Verdoppelung „Herr Herr“ übersetzt. Mit seiner schöpferischen Sprachkraft hat er das alte Testament und ganz besonders die Psalmen so sehr ins Christliche umgebogen, daß man an vielen Stellen schon

nicht mehr von einer Übersetzung sondern von einer Um-
dichtung sprechen muß.

Betrachten Sie zum Beispiel gleich den 2. Psalm. Den
7. Vers übersetzt Luther übereinstimmend mit Septuaginta
und Vulgata:

„Ich will von der Weise predigen, daß der Herr zu mir
gesagt hat: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget.“

Halten Sie daneben eine moderne Übersetzung aus dem
masoretischen Originaltext,¹⁾ so lautet diese Stelle:

„Ich will es genau verkünden. Der Herr hat zu mir
gesprochen: Mein Sohn bist du, als hätte ich dich heute
gezeuget.“

Die erste Zeile des 12. Verses dieses Psalmes übersetzt
Luther im Gegensatz ²⁾ zu Septuaginta und Vulgata:

„Küsse den Sohn, daß er nicht zürne und ihr umkommt
auf dem Wege.“

Die deutsche von einem Juden gefertigte Übersetzung des
hebräischen Originals dieser Zeile aber lautet:

„Küsstet euch mit Lauterkeit, daß er nicht zürne und ihr
irre gehet auf dem Wege.“

Was Luther mit seiner Übersetzung bezweckt, ist klar
aus der Überschrift, die er dem Psalm gibt. Die hebräische
Vorlage hat die Überschrift:

„Warnung vor der vergeblichen Empörung gegen den
Gesalbten Jahwes.“

Luther hingegen gibt dem Psalme die Überschrift:

„Weissagung von dem Reich des Sohnes Gottes und dem Siege über seine Feinde. (Lektion am Tage Mariä Verkündigung).“

Luther legt also in ganz willkürlicher Weise diesen Psalm als Weissagung auf die Erscheinung Christi aus nach dem Vorgange des Apostel Paulus (Apostelgeschichte 13, 32—33):

„Und wir verkündigen euch die Verheißung, die zu unseren Vätern geschehen ist, daß dieselbige Gott uns, ihren Kindern, erfüllt hat in dem, daß er Jesum auferweckte; wie denn im 2. Psalm geschrieben steht: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget.“

Der hebräische Text hingegen, weit entfernt, eine Weissagung auf den Heiland auszusprechen, besagt lediglich, daß Jahwe seinen Bekenner wie seinen eigenen Sohn halten wolle. Die Umbiegung ins Christliche hat Luther vorgenommen, obgleich weder der hebräische Urtext noch Septuaginta und Vulgata einen Anhalt dafür geben.

Dieses eine Beispiel schon veranschaulicht Ihnen deutlich das Verfahren Luthers, den hebräischen Urtext christlich-dogmatisch umzuwerten.

Ein anderes Beispiel: Psalm 118, 27 lautet in wortgetreuer Übersetzung des hebräischen Textes:

„Jahwe ist Gott und leuchtet uns; bindet das Festopfer mit Seilen (und führt es) bis an die Hörner des Altars.“

Luther hingegen übersetzt:

Der Herr ist Gott, der uns erleuchtet. Schmücket das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars.“

Durch diese Übersetzung erhöht Luther die festliche Stimmung, die er schon durch seine Sprachgewalt in den vorher-

gehenden Versen erzeugt hatte und paßt sie seinem Sonderzwecke an. Er will einen festlichen Erbauungstext schaffen, wie seine zwischen die Verse 13 und 14 eingefügte Anmerkung „Lektion am heiligen Osterfest“ beweist.

Noch an einem dritten Beispiele will ich Ihnen das Sprachschöpferische Verfahren Luthers beleuchten. Der 10. Vers des 90. Psalmes lautet in wortgetreuer Übersetzung des hebräischen Textes:

„Unser Leben ist siebzig Jahre und wenn es hoch geht, achtzig Jahre und zumeist sind sie voller Elend und Unheil: und dazu enteilt es schnell und wir müssen davon.“

Luther hingegen übersetzt:

„Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen, denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon.“

Welch tiefen sittlichen Sinn legt Luther durch diese ganz unscheinbare Textveränderung in die hebräische Urschrift, die nur Pessimismus und sarkastischen Verzicht zum Ausdrucke bringt! Auf Schritt und Tritt können Sie dieses Verfahren Luthers durch den ganzen Psalter hindurch verfolgen. Auch wir legen beim Lesen der Psalmen alles mögliche aus unserem christlichen Empfinden in sie hinein, was gar nicht darin steht; ganz unbewußt heben wir sie so auf eine unserem Christentume angenäherte Stufe.

Grundlegend für das christliche Empfinden ist die Liebeslehre. Der Psalter enthält auch nicht ein einziges Lied, das der Nächstenliebe gewidmet wäre. Es ist ebenso bezeichnend für die Psalmen wie für das ganze alte Testa-

ment, daß unter dem „Nächsten“ nur der Jude verstanden wird.*) Auch das Erbarmen Jahwes gilt in den Psalmen ebenso wie im übrigen alten Testamente nur den Juden; die Stellen, die von einem allgemeinen Erbarmen Jahwes reden, tragen unverkennbar das Gepräge nichtjüdischen Ursprungs. Sie gehen auf babylonische Vorbilder zurück.

Um so reichlicher finden wir in den Psalmen die echt-jüdischen Bitten, die Feinde zu vernichten und zu zertreten. Die schadenfrohen Vermünschungen machen einen wesentlichen Bestandteil des ganzen Psalters aus. Der Verfasser des 23. Psalmes wünscht sich sogar von Jahweh zu Tisch geladen und königlich bewirtet zu werden *a n g e s i c h t s* seiner Feinde, so daß, wie es im 10. Verse des 112. Psalmes heißt, „die Gottlosen es sehen müssen und vor Wut die Zähne zusammenbeißen.“ Während die babylonischen Psalmen ganz gewiß auch den Feind bezwungen sehen wollen, sind sie doch weit davon entfernt, sich an seinen Qualen auch noch zynisch zu weiden. Der jüdische Psalmist hingegen, der als Siechtkranker sein Klagelied singt, sich angefeindet, verfolgt oder mit dem Tode bedroht sieht, gedenkt des Feindes ausnahmslos mit schadenfrohen Vermünschungen (Psalm 6, 9, 11, 13 usw.). Auch die frömmsten alttestamentarischen Psalmen erhalten durch die allenthalben hervorbrechenden Haß- und Rached Gedanken ihr kennzeichnendes Gepräge. Was haben solche jüdischen Vermünschungen in einem christlichen Erbauungsbuche zu suchen?

Die Auffassung, daß Leid und Unglück Strafe für die Sünden sei, findet sich in den jüdischen Psalmen ebenso wie in den babylonischen. Während aber der Jude die Sünde lediglich in positiv schlechten Handlungen sieht, hält der

Babylonier schon das Unterlassen einer guten Handlung für Sünde. Wenn den Babylonier Leid und Unglück trifft, fragt der babylonische Priester zunächst: „Hat er einen Festgenommenen nicht freigelassen? Einen Gebundenen nicht gelöst? Einen Gefangenen nicht sehen lassen das Licht?“ *) Das ist eine ungleich höhere, unserer christlichen viel näher stehende Auffassung als die jüdische der biblischen Psalmen.

Die Aufhebung der Folgen der Sünde sieht der Babylonier ebenso wie der Jude in einem Gnadenakte seines Gottes. Aber die Behauptung der christlichen Theologen, das gnädige Erbarmen sei eine ganz besondere Eigenschaft Jahwes, die ihn auf die gleiche Stufe stelle mit unserem Christengott, ist willkürliche dogmatische Konstruktion; die Grundeigenschaft Jahwes vom 1. Buche Mose bis zum vorletzten Psalme (Psalm 149, 6—8) ist der Haß und der Vernichtungswille allem gegenüber, was Nichtjude ist. Erbarmen und Gnade läßt er nur dem zuteil werden, der den Buchstaben seines Gesetzes erfüllt. Seine Gnadenakte sind rein geschäftliche, denn sie beruhen auf Leistung und Gegenleistung. Aber trotz diesem geschäftlichen Vertrage spendet er seine Gnade ganz willkürlich, denn er sagt ja selber zu Mose auf dem Sinai:

„Wem ich aber gnädig bin, dem bin ich gnädig und weß ich mich erbarme, deß erbarme ich mich.“ (2. Mose 33, 19).

Kennzeichnend für die Höhe einer Religion ist ferner die Antwort, die sie auf die Frage nach dem Jenseits gibt. Der Jude kennt überhaupt kein Jenseits und eine Vergeltung in unserem christlichen Sinne. Ziel und Zweck des irdischen Lebens sieht er nur im Diesseits. Der höchste Lohn für Frömmigkeit und ein Gott wohlgefälliges Leben ist ihm

eine lange Lebenszeit, große Nachkommenschaft und Reichtum an irdischen Gütern. Alle Verheißungen Jahwes gehen nur auf eine rein irdische Glücksverheißung hinaus. In der Scheol, der jüdischen Unterwelt, führt die abgeschiedene Seele ein trostloses, einförmiges Dasein, das schmerz erfüllt auf das verlorene irdische Leben zurückblickt. Unterschiedlos, ob sie gut oder böse waren, trifft alle Abgeschiedenen das gleiche Los. Für den Materialismus des Juden ist es bezeichnend, daß die jüdische Seele in der Unterwelt noch die gleiche Rolle spielt wie im irdischen Leben. Die Bettler tragen ihre dürftige Kleidung, die Könige sitzen noch in ihren Prunkgewändern auf ihren Thronen (Jesaja 14, 9) usw. Auch bei den Babyloniern ist das Jenseits ein unerfreulicher Aufenthalt. Über die Abgeschiedenen wird jedoch von den Herrschern der Unterwelt Gericht gehalten: die Guten haben Aussicht, wieder zum Leben erweckt zu werden. Auch das ist eine — echt geistwissenschaftliche — Auffassung, die unserer christlichen wesentlich näher steht als die jüdische.

Finden sich in den Psalmen zahlreiche Stellen, die sich mit dem traurigen Leben in der Unterwelt befassen, so gibt es darin, soweit ich sehen kann, überhaupt nur zwei, die von einer Unsterblichkeit in unserem christlichen Sinne sprechen. (Psalm 49, 16 und 73, 24). Diese beiden Stellen sind aber ganz offensichtlich nicht jüdischen sondern babylonischen Ursprungs; sie gehen auf die babylonische Vorstellung zurück, daß die Guten eine Erlösung aus der trostlosen Unterwelt einst finden. Sie werden vergeblich das ganze alte Testament nach einer Stelle durchsuchen, die einen Anhalt für die Unsterblichkeitsfrage im höheren Sinne böte. Ab und zu blickt wohl eine Jenseitshoffnung

hindurch, zum Beispiel in der Stelle Hiob 19, 25, die gewöhnlich dafür angeführt wird. Ihren christlichen Sinn hat sie aber entgegen dem Sinn des Urtextes erst durch die Übersetzung Luthers erhalten. Luther übersetzt diesen Vers:

„Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt und er wird mich hernach a u s der Erde aufwecken.“

Der hebräische Urtext in einer zeitgenössischen jüdischen Übersetzung aber lautet:

„Denn ich weiß, der sich meiner annimmt, lebt; er wird in späterer Zeit a u f Erden entstehen.“

Die wissenschaftliche Bibelübersetzung von Rautsch ver-
deutscht diesen letzten Satz:

„Und als letzter wird er a u f dem Staube sich erheben.“

Luther übersetzt „auf“ mit „aus“ und erweckt dadurch, mit dem Sinn des Urtextes unvereinbar, die Vorstellung der Auferstehung von den Toten.

Ganz gewiß finden sich in den Psalmen Perlen herrlicher Dichtung, reinsten Frömmigkeit und Heiligkeit, Gedanken, die schon manchem Christen in tiefstem Leide Trost gespendet haben; aber diese wenigen Psalmen, vielmehr Psalmstellen, sind zu zählen; sie sind ganz gewiß nicht jüdischen Ursprungs sondern gehen auf babylonische, das heißt ursprünglich sumerische Vorbilder zurück. Die meisten biblischen Psalmen sind weitschweifige Darstellungen des jüdischen Rezeptes: „Wenn man dir nicht gibt, nimm; wenn man dir nimmt, schrei!“ Wenn aus dem ganzen Psalter alles entfernt würde, was unserem arisch-christ-

lichen Empfinden fernliegt, so blieben kaum 10 Psalmen übrig, die verdienten, in ein christliches Erbauungsbuch oder gar Gebetbuch aufgenommen zu werden. Eine andere Frage ist es, ob uns nicht einmal ein christlicher Dichter erstehen wird, der das spärliche arische Geistesgut des Psalters für unsere christlichen Bedürfnisse umdichtete. Aber wie soll das möglich sein, solange die Christenheit wie hypnotisiert auf das alte Testament als auf ein göttlich geoffenbartes, unantastbares Offenbarungsbuch starrt?

Zu allem Überflusse läßt sich nun gerade an den Psalmen erweisen, wie geschichtsfälschend die jüdischen Bibelschriftsteller verfahren sind. Mehr als 70 Psalmen stammen aus exilischer und nachexilischer Zeit, also aus dem 6. bis 4. Jahrhundert vor Christus oder aus noch späterer Zeit. Gleichwohl werden alle diese Psalmen dem Könige David in den Mund gelegt, obwohl er um das Jahr 1000, also zum Teil 700 Jahre vor Entstehung dieser Psalmen gelebt hat!

Das ist in einzelnen Fällen auch für den Laien ohne weiteres erkennbar. Der 137. Psalm erweist sich durch seinen 1. Vers als ein solcher nachexilischer Psalm. Er beginnt mit den Worten:

„An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten.“

Gleichwohl wird dieser Psalm in der Septuaginta und Vulgata als ein Psalm Davids bezeichnet. In den neueren Bibelübersetzungen hat man diese grobe jüdische Fälschung dadurch beseitigt, daß man die Überschrift, die den Psalm dem Könige David zuschreibt, fortließ.

Der 7. Vers des 14. Psalmes lautet:

„Ach daß die Hilfe aus Zion über Israel käme und der Herr sein gefangen Volk erlöset! So würde Jakob fröhlich sein und Israel sich freuen.“

Obwohl dieser Psalm sich durch diesen Vers deutlich als ein Erzeugnis der exilischen Zeit ausweist, wird er auch in den neuzeitlichen Bibelübersetzungen als ein Psalm Davids bezeugt. Auch den 2. Psalm, der ganz offensichtlich aus der Zeit der babylonischen Gefangenschaft stammt und in unseren christlichen Bibeln nicht besonders als Psalm Davids bezeichnet wird, legt die Apostelgeschichte (4, 25) dem König David in den Mund.

Diese geschichtsfälschende Zurückschreibung von mehr als 70 Psalmen auf David als ihren Urheber wird von den Bibelschriftstellern dadurch maskiert, daß sie die besonderen Umstände und Lebenslagen, in denen angeblich David diese Psalmen gedichtet habe, ausführlich beschreiben. David war zweifellos ein tüchtiger, im Sinne Jahwes tätiger Herrscher, der, nachdem er mit List, Betrug und Gewalt die Herrschaft an sich gerissen hatte, die Feinde Jahwes schonungslos ausrottete und das jüdisch-israelitische Großreich begründete. Er war aber alles andere als ein frommer Sänger und Liederdichter. Wenn er sich selber dazu stempelte oder von anderen stempeln ließ, so kennzeichnet dieses Verfahren nur seinen Charakter. Er war ein unerhört grausamer Mensch, das beweisen die Bücher Samuelis und das 1. Buch der Könige.

Im 1. Buche Samuelis (18, 27) wird geschildert, mit welcher Roheit er zweihundert Philisterleichen verstümmelte und die abgeschnittenen Körperteile Saul überbringen ließ, um ihn zum Schwiegervater zu gewinnen.

Das gleiche Buch schildert 27, 9, wie er nach Niederwerfung der Gesuriter, Girsiter und Amalekiter weder Mann noch Weib am Leben ließ. Vers 11 desselben Buches berichtet, daß er den Einwohnern von Gath das gleiche Schicksal bereitete. Das 2. Buch Samuelis erzählt 8, 2, wie er die gefangenen Moabiter sich auf die Erde niederlegen hieß, sie mit zwei Schnüren abmaß, um dann das Maß je zweier Schnurlängen hinzurichten und je eine Schnurlänge am Leben zu lassen! Diese beipiesslos rohe Kriegshandlung berichtet übereinstimmend der hebräische Urtext, die Septuaginta und Vulgata, auch die neuzeitlichen wissenschaftlichen Übersetzungen dieser Werke. Es ist nun bezeichnend, daß unsere christlichen Bibeln nur melden:

„Er schlug auch die Moabiter also zu Boden, daß er zwei Teile tot brachte und einen Teil beim Leben ließ.“

Eine andere beipiesslos grausame Bluttat Davids berichtet 2. Samuelis 12, 31. Im Lutherschen Texte lautet sie:

„Über das Volk drinnen (der eroberten Stadt Rabba) führte er heraus und legte sie unter eiserne Sägen und Jacken und eiserne Reile und verbrannte sie in Ziegelöfen. Das tat er allen Städten der Kinder Ammon. Danach kehrte David und alles Volk wieder gen Jerusalem.“

Eine neuzeitliche jüdische Bibelübersetzung übersetzt diese Stelle:

„Das Volk, das drinnen war, führte er heraus und b e s ä f t i g t e es an den Sägen, an den eisernen Dreschwagen und den eisernen Axten und f ü h r t e es an die Ziegelöfen.“

Es ist bemerkenswert, daß auch die Septuaginta und eine ältere Ausgabe der Vulgata *) diese Stelle in dem gleichen Sinne wie später Luther übersetzen, daß aber eine neu-

zeitliche von einem katholischen Gelehrten besorgte Ausgabe der sixtinischen Vulgata*) sie in ähnlichem Sinne wie die neuzeitliche jüdische Übersetzung widergibt.

Nur wenigen Christen, die in David den frommen Psalmendichter verehren, ist wohl der Bericht des 11. Kapitels im 2. Buche Samuelis bekannt, wie David das Weib des Uria verführte und mit welcher hinterlistigen Bosheit er ihren Mann zu Tode brachte, um sie heiraten zu können.

Schon als Hirtenknabe bewies David seine Hinterlist: er tötet den Goliath, der, um Menschenleben zu sparen, den jüdischen Gegner zum ehrlichen Zweikampf herausfordert, aus dem Hinterhalte durch einen tückischen Schleudermwurf. Bis zu seinem letzten Atemzuge betätigte David seine hinterhältige Grausamkeit. Das 1. Buch der Könige berichtet im 2. Kapitel, 1—10 „Davids letzten Willen und Tod“. Er ermahnt seinen Sohn Salomo „klug zu sein im Sinne des Gesetzes Mose“; er bittet, ihn noch an Johab zu rächen: „tu nach deiner Weisheit, daß du seine grauen Haare nicht mit Frieden hinunter in die Grube bringest“. Den Kindern Barsillais solle er Barmherzigkeit erweisen, weil sie ihn vor Absalom errettet hatten, aber den Simei, den Sohn des Geras, solle er unter einem geeigneten Vorwande umbringen, da er (David) dem Jahwe geschworen habe, ihn nicht mit dem Schwerte zu töten. In echt jüdischer Art gebietet er ihm den guten Schein zu wahren:

„Du aber laß ihn nicht unschuldig sein, denn du bist ein weiser Mann und wirst wohl wissen, was du ihm tun sollst, daß du seine grauen Haare mit Blut hinunter in die Grube bringest.“

Seelenruhig, als ob es sich um die harmloseste Sache von der Welt handelte, fährt dann der Verfasser des Königsbuches in Vers 10 fort:

„Also entschlief David zu seinen Vätern und ward begraben in der Stadt Davids.“

Christliche Abbildungen, die auch in den Kirchen häufig anzutreffen sind, stellen den König David dar, die goldene Krone auf dem Haupte, die goldene Harfe schlagend, mit lyrischem Augenaufschlage begeistert zum Himmel blickend. Diese Darstellungen stehen sehr eigenartig von der Charakteristik ab, welche die alttestamentarischen Schriften selber von dem Könige David entwerfen. Nicht minder eigenartig ist es, daß die christlichen Kirchen ganz willkürlich ausgelegten Bibelfstellen zufolge Wert darauf legen, den Heiland aus dem Stamme dieses Blut- und Gewaltmenschen hervorgehen zu lassen.

Daß die jüdischen Bibelschriftsteller es für erforderlich hielten, die Psalmen unter Zurückschreiben um viele hundert von Jahren dem Könige David in den Mund zu legen, ebenso die Schöpfungsgeschichte und die jüdischen Sittengebote durch eine ähnliche geschichtsfälschende Praktik dem Mose beziehungsweise dem Jahwe zuzuschreiben, ist ein belangreicher seelenkundlicher Beweis dafür, daß die Psalmen ebensowenig ihr geistiges Eigentum sind wie die Schöpfungsgeschichte und die sinaischen Sittengebote. Sie mußten das Diebesgut auf irgend eine Weise legitimieren, um zu verhüten oder doch zu erschweren, daß es als solches erkannt werde. Gleichzeitig bezweckte dieses Verfahren, die jüdischen Autoritäten und das ganze „auserwählte Volk“ mit dem bekannten Heiligenschein und geheimnisvollem

Nimbus zu umgeben. Erst der neuzeitlichen wissenschaftlichen Forschung in Verbindung mit den babylonisch-assyrischen Grabungen ist es gelungen, diesen Heiligenschein und Nimbus gründlich zu zerstören. Aber die Christenheit ist zu faul und zu träge, unsere Geistlichen und gebildeten Laien sind zu feige, aus diesen wissenschaftlichen Erkenntnissen die Folgerungen zu ziehen und sich von der jüdischen Lüge zu befreien. Darum lautet wieder und immer wieder die deutschvölkische, d. i. v o l k s d e u t s c h e Grund- und Hauptforderung:

Fort mit dem alten Testamente!“

Atemlos hingen die Zuhörer an Schwertfegers Munde. Nachdem er geendet hatte, dauerte die Stille an. Die große Uhr im Eßzimmer schlug Mitternacht. Es war, als trügen die zwölf Schläge die jahrtausend alte Lüge des alten Testamentes zu Grabe.

21.

Während der folgenden Tage standen die Ausführungen Schwertfegers im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses. Auch Annemarie, die eine tiefgläubige Christin war, fühlte sich stark beeindruckt, wenn nicht noch mehr beunruhigt als der Pfarrer. Aber ihr Gefühl sagte ihr, daß Schwertfeger Recht habe.

Dem Pfarrer war der Gedanke, was aus seinen Sonntagspredigten werden solle, wenn die bequemen Sprüche der Propheten und Psalmen nicht mehr in Frage kämen, unerträglich. Erst zu seinem letzten Geburtstag hatte ihm seine Frau ein Predigtbuch geschenkt,

das den althergebrachten Gedankenlosigkeiten des alten Testaments neuen Glanz verlieh, indem sie in Beziehung zu den politischen Ereignissen der Gegenwart gebracht wurden. Es war darin auf das Schicksal des auserwählten Volkes verwiesen, das trotz allen politischen Unglückes sich immer wieder aus Not und Nacht erhoben habe, obwohl die Wahrheitswidrigkeit dieser Behauptung für jeden denkenden Menschen klar zutage liegt. Einige Predigten, die er nach dieser neuen Vorlage bereits gehalten hatte, bewerteten sich dadurch, daß die Bauern ob der unerhörten Unregelmäßigkeit im Gedankengange zunächst verwundert aufhorchten, dann aber um so befriedigter einschliefen, als schließlich die altgewohnten Schrecknisse des jüngsten Gerichtes sie nicht um das behagliche Gruseln brachten, das sie schmunzelnd über sich ergehen ließen in der Gewißheit, es sei ja vorläufig noch nicht so weit und der gute Sonntagsbraten warte auf sie nach Schluß des Gottesdienstes nach wie vor. Von besonders guter Wirkung war ein ganz neues Gleichnis, den Bauern das Wesen der heiligen Dreifaltigkeit klar zu machen. „Drei Personen und doch nur ein Gott. Wenn ihr das verstehen wollt, braucht ihr nur an eine Heugabel zu denken: drei Zinken und doch nur eine Gabel.“

Selbst Specht, zu dessen Leidenschaften das Nachsinnen und Denken keineswegs gehörte, grübelte über die Darlegungen Schwertfegers weiter nach und stellte immer neue Fragen an seinen Freund.

Es hatte sich ein kleiner Zirkel von 10 bis 12 Personen gebildet, der aus dem Pfarrer, Specht, Herrn und Frau von Rochow nebst Annemarie und anderen Herrschaften bestand. Er wurde nicht müde, die Fragen weiter

zu Spinnen. Bei dem herrlichen Spätsommerwetter fuhr die kleine Gesellschaft auch ins Freie. Eine knappe Wege-
stunde von dem Schlosse entfernt, lagen bewaldete An-
höhen, die behagliche Lagerplätze boten. Die Hausfrau
sorgte für Raffee und Kuchen, und so wurde das Ange-
nehme mit dem Nützlichen auf das Erfreulichste verbunden.

Da der Pfarrer wenig Lust verspürte, das Gegenwort
zu führen, übernahm zunächst Specht dieses Amt.

„Daß die deutschvölkische oder volksdeutsche Bewegung,
wie du sie ja nennst, unserem Vaterlande allein die Be-
freiung vom Judentume und damit die Rettung bringen
kann, das vermag kein Einsichtiger zu bezweifeln. Daß du
aber diese Bewegung, die doch stärkste Betätigung aller
Volkskräfte in praktischem Sinne erfordert, auf das
Christentum gründen möchtest, das will mir nicht recht
in den Kopf. Ich bitte um Verzeihung,“ sagte Specht, zu
Herrn und Frau von Rochow und dem Pfarrer gewandt,
„wenn ich diese meine Auffassung freimütig ausspreche.
Ich will gewiß niemanden verletzen, aber seine Meinung
frei zu äußern, ist doch wohl jedem von uns gestattet.“

„Reden Sie ganz wie es Ihnen ums Herz ist, lieber
Specht,“ entgegnete lächelnd die Gutsherrin. „Ich ver-
mute, unser Freund Schwertfeger wird Ihnen darauf die
Antwort nicht schuldig bleiben.“

„Meinen gehorsamsten Dank, verehrteste gnädige
Frau,“ erwiderte Specht. „Ich bin zwar kein Heiliger und
habe auch nicht die Absicht, es zu werden, aber ich muß
gestehen, Schwertfeger hat in mir ehrliches Interesse für
die religiöse Frage erweckt. Ich sehe die Religion lediglich
vom praktisch politischen Standpunkte aus an und da

scheinen mir denn doch viele Bedenken gegen das Christentum zu bestehen. Tatsache ist, daß das Christentum, zu dem sich doch auch unsere Feinde bekennen, den Weltkrieg nicht zu verhindern vermochte; und Tatsache ist, daß es, nachdem der Krieg einmal ausgebrochen war, nicht imstande war, unserem Volke die Kraft zum Durchhalten zu verleihen, obwohl es zu den christlichsten Völkern der Welt gehört.“

Gespannt sahen die Zuhörer der Antwort Schwertfegers entgegen. Dieser sagte:

„Mit dieser Frage, lieber Freund, rührst du an den Kern des religiösen Problems unserer Tage. Unsere christlichen Kirchen sind in der Tat nicht mehr imstande gewesen, den Glauben an das Dasein Gottes, an die Unsterblichkeit der Seele, an die Göttlichkeit des Heilandes und an seine Liebeslehre lebendig zu erhalten. Wir haben heute kein Christentum mehr, das wie lebendiges Herzblut unser Volk durchpulsste und sich sozial, kulturell und politisch auswirken könnte. Wir haben nur noch ein totes Buchstabenchristentum, das zur Not innerhalb der Kirchenmauern ein klägliches Dasein fristet, uns aber sonst kühl bis ans Herz hinan läßt; es ist ohne jeden Einfluß auf unser sittliches Leben und praktisches Handeln. Das ist auch der Grund, warum wir heute eine Kultur überhaupt nicht mehr haben, denn jede echte Kultur ist allemal das Erzeugnis einer Religion. Das lehrt die Geschichte aller Zeiten und Völker. Goethe hat diesen Gedanken oft zum Ausdruck gebracht und Bismarck hat sein politisches Ideal in die Worte zusammengefaßt: „Der Zweck des Staates ist, die christliche Lehre zu verwirklichen.“

„Na also,“ entgegnete Specht, „hiermit gibst du ja selber

zu, daß das Christentum nicht imstande ist, Grundlage der deutschen Kultur zu sein!“

„Du irrst, denn du verwechselst die Lehre des Heilandes mit der Lehre der Kirche. Das sind zwei ganz verschiedene, ja sich gegenseitig ausschließende Dinge. Das Kirchenchristentum geht auf die Tätigkeit des Juden Paulus zurück. Ihm verdanken wir es, daß die reine Lehre des Heilandes künstlich auf das Judentum gepfropft und mit jüdischem Geiste durchtränkt wurde. Als Rassejude war er schlechthin außerstande, den Sinn der Heilandslehre zu erfassen, zumal er Jesus selber ja gar nicht gehört hatte. Dem jüdischen Geiste des Paulus ist es zuzuschreiben, daß die Zwangsvorstellungen des alten Testaments Grundlage des Kirchenchristentumes geworden sind. Auf ihn geht die Vorstellung eines menschlich gesehenen Gottes zurück, der durch die Sünde gekränkt und beleidigt wird, der durch Opfer wieder versöhnt sein will und von seiner Wiederversöhnung das Verleihen seiner Gnade abhängig macht. Dem Juden Paulus verdanken wir die dogmatische Gleichsetzung des Heilandes mit Gott selber und alle die anderen kirchlichen Zwangsglaubenssätze, welche die Heilserfahrung nicht in das persönliche Erleben sondern in bestimmte Formeln setzen, von deren Annahme oder Ablehnung die Seligkeit oder ewige Verdammnis abhängen soll.

So wurde die lebendige Lehre des Heilandes aus einer Herzenssache zu einer toten Buchstabensache gemacht. Das Unwesentliche wurde in den Vordergrund gerückt und der Kampf um dieses Unwesentliche wurde der Hauptinhalt des religiösen Lebens. Die Folge dieses Buchstabenkampfes war die Spaltung der Urgemeinde in die Anhänger verschiedener, einander ausschließender Lehrmeinungen und in

der Folgezeit die Spaltung in die verschiedenen Kirchen und Sekten. Darüber ging nicht nur der lebendige Inhalt der Heilandslehre verloren, sondern es wurde auch jene verhängnisvolle religiöse Zerrissenheit im deutschen Volk erzeugt, welche die tiefste und letzte Ursache unserer geistigen und völkischen Zerfahrenheit, unserer politischen Uneinigkeit und damit unseres ganzen Jammers und Elendes ist. Die Einkapselung der lebendigen Heilandslehre in starre Zwangsglaubenssätze, ihre Loslösung vom völkischen Werden und Wachsen zeitigte als unnatürliche Frucht die Bildung einer konfessionellen Partei, deren bloßes Dasein eine fortgesetzte Versündigung an dem Heilandsworte ist: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Wie ein fremdes Gewächs sitzt diese Partei im Körper des deutschen Volkes; sie trennt ihn in rechts und links und gibt dem jüdischen Spaltpilze, der Blut und Seele des deutschen Volkes zersetzt, immer neue Nahrung.

Mit Zug und Recht kann behauptet werden: den Weltkrieg hat nicht die unzerstörte und unzerstörbare, heute nur verschüttete deutsche Volkskraft verloren sondern die christliche Kirche, eben weil ihre das religiöse Leben erötenden Zwangsglaubenssätze, über die unser aufgeklärtes Volk längst hinausgewachsen war, den Gottes- und Unsterblichkeitsglauben nicht mehr lebendig zu erhalten vermochten. Nur dem allerlebendigsten Gottes- und Unsterblichkeitsglauben entspringt das Nationalgefühl, das einem Volke die Kraft verleiht, eher zu sterben, als Schmach zu erdulden. Nur der allerlebendigste Gottes- und Unsterblichkeitsglaube vermag ihm die Entschlußkraft zu geben, das ehrlose Feindesjoch abzuschütteln, koste es was es wolle und müßte jeder einzelne von uns die einmütige

Erhebung mit dem Leben bezahlen. Nur wenn in jedem einzelnen Volksgenossen die unerschütterliche Überzeugung lebt, daß sein persönliches Leben und das Leben seines Volkes durch den Tod nicht zerstört werden kann, ja daß er in sein wahres unsterbliches Leben nur zurückkehrt, wenn er die irdische Körperfessel abstreift, nur dann kann das ganze Volk die Geschlossenheit und Entschlußkraft finden, das Bismarckwort zur Wahrheit werden zu lassen: „Wir Deutsche fürchten Gott sonst nichts auf der Welt.“

Daß die christlichen Kirchen in ihrer heutigen Form nicht mehr imstande sind, dem religiösen Drange unseres Volkes zu genügen, das ist klar erkenntlich an der Gleichgültigkeit, mit der heute alle Volksschichten den Kirchenfragen gegenüberstehen. Dem gesamten Volke ist sogar die Tatsache, daß der Bestand der Kirche durch die gegenwärtige Staatsform auf das schwerste bedroht ist, völlig gleichgültig.“

„Wie können Sie nur so etwas Unerhörtes behaupten!“ rief der Pfarrer erregt aus. „Die Kirche soll nicht mehr imstande sein, den religiösen Bedürfnissen des Volkes zu genügen? Das Volk ist eben so religionslos und gottlos geworden, es ist in allen seinen Schichten so durch und durch materialistisch und weltlich gesinnt, es hat sich so rückhaltlos der Gewinn- und Genußsucht in die Arme geworfen, daß eben alles Warnen, Lehren und Predigen der Kirche nichts mehr nützt!“

Schwertfeger lächelte.

„Sie stellen als Ursache hin, was doch nur Wirkung und Folge ist,“ entgegnete er. „Wäre die Kirche noch imstande, dem Volke wahres religiöses Leben zu spenden, nie und nimmer wäre es ein Opfer des Materialismus geworden,

denn sein religiöser Drang ist heute größer denn je. Das erkennen Sie daran, daß es sich heute dem Vulgärspiritismus, diesem niedrigsten, trivialsten Gebiete der Geistlehre, ergeben hat, daß es von ihm seinen Jenseits- und Unsterblichkeitsglauben wiederzuerlangen hofft, den ihm die Zwangsformeln der Kirche getötet haben.“

„Sie sehen doch nicht etwa diesen spiritistischen Unfug und Aberglauben als Ausfluß religiösen Bedürfnisses an!“ erwiderte empört der Pfarrer. „Das ist eine pathologische Erscheinung, die sich noch immer gezeigt hat, wenn ein Volk moralisch und politisch zusammengebrochen ist. Auch im Dreißigjährigen Kriege und nach dem Zusammenbruche unter Napoleon trat dieser Aberglaube auf und so hat er auch heute unser Volk wie eine Pest ergriffen.“

Schwertfeger wurde sehr ernst.

„Ich glaube nicht,“ erwiderte er, „daß Sie mit dieser Auffassung den Kern der Sache treffen. Es ist tief in der Natur des Menschen begründet, daß er sich in Zeiten des Unglückes auf Ziel und Zweck des Daseins besinnt. Nur Leid vermag in uns Interesse für das Jenseits, für Gott und die Unsterblichkeit zu wecken. Im Glücke werden unsere Organe für das Ewigkeitsziel stumpf. Es ist daher ganz natürlich, daß nicht nur der einzelne Mensch sondern auch ganze Völker in Zeiten ihres Zusammenbruches sich die Frage vorlegen: wozu muß ich denn das alles erleiden und wozu bin ich überhaupt auf der Welt? Das Bemühen auf diese Frage eine Antwort zu finden, führt sie notwendig dazu, sich auf Gott, Unsterblichkeit, Jenseits und damit auf die Religion zu besinnen. Wenn das unbelehrte Volk hierbei ganz instinktiv zu den grobsinnlichen Erscheinungen des Vulgärspiritismus greift und

sich an sie wie ein Ertrinkender an den rettenden Balken klammert, so ist das wahrlich ein bedeutungsvolles Zeichen der tiefreligiösen Sehnsucht, die heute durch unser unglückliches Volk geht. Es ist zugleich ein trauriger Beweis dafür, daß das heutige Kirchenchristentum nicht mehr imstande ist, dieser religiösen Sehnsucht zu genügen.“

„Glauben Sie etwa selber an diesen spiritistischen Unfug, an den Schwindel des Tischklopfens, Glastrückens und all diese Polter-, Spuk- und Geistererscheinungen?“ fragte der Pfarrer entsetzt.

„An diese Erscheinungen zu glauben oder nicht zu glauben, liegt gar nicht mehr in meiner Wahl, nachdem ich mich von ihrer Realität überzeugt habe. Ich habe ebensowenig die Wahl, daran zu glauben oder nicht zu glauben, wie ich nicht die Wahl habe, an das Dasein der Sonne oder an das Dasein der Bäume oder an sonst eine handgreifliche Naturerscheinung zu glauben. Ich habe mich mit diesen Dingen sehr skeptisch und sehr kritisch befaßt. Es ist gar keine Frage, daß sie jedem nur denkbaren Betrug und Schwindel Tür und Tor öffnen. Aber durch geeignete, exakte Versuchsanordnungen läßt sich jede Betrugsmöglichkeit ausschalten. Ein ganzes Heer von Naturforschern ist heute bereits dabei, mit allen exakten physikalischen, chemischen und physiologischen Methoden diese Erscheinungen zu untersuchen. Die Ergebnisse, die bis heute vorliegen, haben die objektive Realität dieser Erscheinungen über jeden Zweifel erhaben festgestellt.*)

Das ist auch weiter gar nicht verwunderlich, denn die Geister der Abgeschiedenen müssen doch irgendwo sein. Daß ihre Mehrzahl sich in einer höchst trivialen Weise

kundgibt, ist auch begreiflich, denn die Geister sind nach Abstreifung der Körperfessel nicht vollkommenere Wesen geworden, als sie im irdischen Leben waren. Das Jenseits ist nicht ein anderer Ort sondern ein anderer Zustand; in diesen jenseitigen Zustand treten wir auf genau der gleichen Entwicklungsstufe ein, auf der wir das Diesseits verließen. Da der größte Teil der Menschen auf sehr niederer Entwicklungsstufe steht, unwahr, unehrlich und ungebildet ist, so ist es sehr natürlich, wenn ihre Geister nach Verlassen des Körpers sich ihrer niederen Natur gemäß äußern. So kommt all der Unfug und Spuk dieser niederen Geister zustande. Ebenso erklären sich ihre erlogenen und verlogenen Berichte und Prophezeiungen; sie wollen sich wichtig machen, sich ein Ansehen geben, das sie nicht haben, wie sie es ja auch schon als Menschen taten, andere foppen oder gar schädigen. Das bereitet ihnen selber Kurzweil und Zeitvertreib, da sie dank ihrer Rückständigkeit mit der Ewigkeit noch nichts anzufangen wissen. In ganzen Scharen drängen sie sich bei den Zirkelsitzungen heran. So erklären sich auch die körperlichen, geistigen und wirtschaftlichen Schädigungen, die viele dieser Geister den ahnungslosen Zirkelteilnehmern zufügen; ein Lügner, Betrüger und Verbrecher bleibt das, was er im Leben war, zunächst auch nach seinem Tode, das heißt nach seinem Erwachen zum körperlosen Geistesleben.

Diese niederen Geister sind noch genau in denselben materiellen Wahnvorstellungen befangen, wie sie es schon während ihres irdischen Lebens waren; weil ihre Erkenntnis rückständig ist, vermögen sie sich noch nicht von der Erde loszulösen. Sie hängen auch nach ihrem irdischen Ableben an der Erde und ihren materiellen Scheinfreuden,

unfähig, sie in ihrem wahren Wesen zu erkennen. Es ist auch ohne weiteres verständlich, daß sich bei diesen Erscheinungen nur selten höhere und reine Geister äußern, denn auch im irdischen Leben sind hoch entwickelte Menschen nicht allzuhäufig anzutreffen. Wenn solche höher entwickelten Geistwesen den irdischen Körper verlassen, trennen sie sich freudig von der Erde und gehen zu ihrer geistigen Weiterentwicklung in Sphären ein, die nichts mehr mit der Erde zu tun haben. Nur in ganz besonderen Fällen und zu ganz bestimmten Zwecken suchen sie noch Verbindung mit der Menschheit. Dabei ist es wiederum nur natürlich, daß sie sich nicht in jedem trivialen Kreise äußern sondern sich an ihresgleichen wenden.

Es ist schlechterdings unbegreiflich, daß die Theologen sich gegen die Anerkennung einer Geisterwelt wehren, denn sie ist doch nur die logische Folge des Glaubens an die Unsterblichkeit. Der kirchenchristliche Glaube an die Gemeinschaft der Heiligen ist gar nichts anderes als der unter dogmatischem Gesichtspunkte gesehene Glaube an eine Geisterwelt. Nur blindes Vorurteil oder unklares Denken kann sich dieser Einsicht verschließen.

Auch der Heiland und seine Jünger erkennen das Dasein einer Geisterwelt an: der Heiland treibt böse Geister aus, er erweckt Tote, Geister erscheinen ihm, er unterhält sich mit ihnen (Elias und Moses, übereinstimmend berichtet in allen drei synoptischen Evangelien), er selber steht von den Toten auf, er erscheint seinen Jüngern als materialisierter Geist, der mit ihnen isst und spricht. Das ganze Johannesevangelium setzt die vorgeburtliche persönliche Existenz des Menschen voraus. Auch von der Wiederverkörperung spricht der Heiland. Er selber sagt (Mat-

thäus 11, 14), Johannes der Täufer sei die Wiederverkörperung des Elias und er fügt bedeutungsvoll hinzu: „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“ Zahlreiche Aussprüche des Heilandes bezeugen die stufenmäßige Entwicklung der Geisterwelt. Ich erinnere nur an seinen Ausspruch: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ (Johannes 14, 2). Auch von physikalischen Phänomenen berichtet das neue Testament: die leuchtenden Flammen am Pfingsttage über den Häuptern der Apostel, Beispiele von Hellsehen und Fernsehen, wunderbare Entführungen und Entrückungen, Visionen, Erscheinungen usw. Die Prophetien des alten Testaments liefern zahllose Belege dafür, daß sie sich, soweit es sich nicht um politischen Betrug und Schwindel handelte, durch mediales Sprechen und Schreiben im Wachzustande, Halbtrance oder Volltrance vollzogen. Es sind Phänomene, wie sie in Zirkelsitzungen immer wiederkehren und von jedermann tagtäglich erlebt werden können.

Das alles waren dem Heilande und seinen Jüngern geläufige Erscheinungen. Aber als Unsterblichkeitsbeweise kamen sie für sie nicht in Frage, da die Unsterblichkeit für sie überhaupt keines Beweises bedurfte. Heute aber, wo der Unsterblichkeitsglaube durch das Überhandnehmen der materialistischen Weltanschauung erschüttert ist, liefern diese Phänomene ganz unschätzbare Beweise für unser Fortleben nach dem Tode. Die Kirche dürfte sie nicht leugnen. Damit ist noch lange nicht gesagt, daß sie dem Unfuge kritiklosen Tischklopfens und Glasrückens das Wort reden solle. Mit gutem Grunde verbietet die katholische Kirche ihren Gläubigen das „Totenbefragen“. Sie handelt aber sehr unklug, wenn sie dem Volke einzu-

reden versucht, diese Phänomene beruhten auf Täuschungen. Das ist ein ganz vergebliches Bemühen, denn ihre Realität erweist sich bei den einfachsten Versuchen; es kann nur zur Folge haben, daß sich das Volk erst recht damit befaßt. Auch das alte Testament verbietet den Verkehr mit der Geisterwelt, ohne jedoch ihr Dasein zu leugnen; die Propheten hingegen übten ihn praktisch aus.

Ebenso unsinnig ist die Begründung, es sei pietätlos oder grausam, die Toten in ihrer Ruhe zu stören. Die Abgeschiedenen, soweit sie ruhebedürftig sind, lassen sich in ihrer Ruhe nicht stören; es ist ganz unmöglich, sie gegen ihren Willen zu rufen. Vielen von ihnen aber ist es Bedürfnis und Beruhigung, mit ihren zurückgebliebenen Lieben in Verbindung zu treten, um ihnen Beweise ihres Fortlebens zu geben, sie zu trösten, ihnen zu helfen oder für sich selber Trost und Hilfe von ihnen zu erbitten. Wenn solcher Verkehr unter Beobachtung aller Maßregeln zur Abwehr schlechter Geister kritisch und besonnen ausgeübt wird, entquillt ihm ganz ungeahnter Segen. Es sind mir viele Hunderte von Fällen bekannt, wo durch ihn sonst unbelehrbare Materialisten tiefgläubige Christen geworden sind.*) Wenn die Kirche die Realität dieser Erscheinungen anerkannte und das Volk über die erheblichen Gefahren, die damit verbunden sind, aufklärte, würde sie zweckentsprechender handeln als sie es bis jetzt durch Ableugnen tut.

Es müßte die Religionsforscher und Theologen doch stutzig machen, daß sie in den Religionen aller Zeiten und Völker immer wieder auf die Phänomene der Geistlehre stoßen, ja daß hochentwickelte Religionen wie die indische, babylonische, persische und ägyptische sich auf ihr auf-

bauen und daß sie auch im Christentum der ersten Jahrhunderte eine ganz gewaltige Rolle spielte. Die altbabylonischen Mysterien ebenso die griechischen, die ja auf sie zurückgehen, der ganze Orakelkult des Altertums, das geheime Wissen der Priester aller Religionen und Nationen einschließlich der unserer germanischen Vorfahren war nichts anderes als praktisch angewandte Geisteswissenschaft. Solange freilich die Theologen und Religionsforscher diesen Phänomenen wie mit Scheuklappen und Blindenbinden angetan gegenüberstehen, sie kritiklos als Aberglaube abtun, solange werden sie immer vor ungelösten Rätseln in der Religionsgeschichte stehen und mit ihren Forschungen in die Irre gehen. Aus der Tatsache, daß die Staatsmänner und Weisen jener alten Kulturvölker, ja die Religionsstifter selber den Geisterverkehr verboten, schließen sie, diese Führer selber hätten ihn als Aberglauben angesehen. Es war ihnen jedoch nur darum zu tun, das Volk vor den Gefahren eines wahllosen Geisterverkehrs zu behüten; sie wollten ihn lediglich auf die Geschulten und sittlich Gereiften beschränkt wissen. Erst wenn der Religionschüler, der Myste, durch ein selbstbeherrschtes, sittenreines Leben genügend vorgeschult war, wurde er „eingeweiht“ und zum Geisterverkehr zugelassen. Für alle jene Religionen war die Geistlehre kein Aberglaube sondern ganz im Gegenteil religiöse Grundlage. Sie ist in der Tat nicht nur Wahrheit und Wirklichkeit sondern die Wahrheit und die Wirklichkeit, die Grundlage der Schöpfung und allen Seins und Werdens.“

Schwertfeger hatte die Erfahrung gemacht, daß Menschen mit starkem Wirklichkeitsinn sich der Geistlehre gegenüber zwar skeptisch, aber nicht kritiklos ablehnend verhalten, wie es die Papiergelehrten, die Vertreter der offiziellen Rathederweisheit, die Zeitungsschreiber, die Mehrzahl der Lehrer, Geistlichen und sonstige Stubenhocker in der Regel tun. Männer des praktischen Lebens hingegen, Ingenieure, Offiziere, Kaufleute, Ärzte, Naturforscher und andere Wirklichkeitsmenschen bekundeten für dieses Gebiet meistens ein reges Interesse; sie befaßten sich alsbald mit praktischen Versuchen, die Realität dieser Erscheinungen zu erproben. Auch Frauen wohnt, ganz abgesehen von ihrem empfänglicheren Gemüte, ein viel stärkerer Wirklichkeitsinn inne als dem Durchschnitte der Männer. Die männliche Überheblichkeit, Eitelkeit und Eigensucht, insbesondere der selbstherrliche Unfehlbarkeitsdünkel des deutschen Professors, läßt ein sachliches Urteilen in diesen Fragen überhaupt nicht oder doch nur schwer aufkommen. So waren es denn auch jetzt wiederum Specht, die übrigen jungen Offiziere und die Frauen des Hauses, die Schwertfeger bestürmten, ihnen näheres über dieses Gebiet mitzuteilen. Er entsprach ihrem Wunsche und erläuterte seine Darlegungen durch praktische, exakt geleitete Versuche, die auch die skeptischen Gemüter recht bald von der Wirklichkeit dieser Erscheinungen überzeugten.

Der Pfarrer hingegen sagte:

„Ihre ganze Geistlehre ist nichts anderes als ein Wiederaufleben des Gnostizismus, den schon die Kirche der ersten Jahrhunderte als Irrlehre gebrandmarkt hat.“

„Sie irren,“ entgegnete Schwertfeger. „Nur der vulgäre Gnostizismus war ein zusammengetragenes Sammeljurium törichter Phantastereien, wie sie auch der heutige Vulgärspiritismus zeitigt. Er war eine laienhafte Entartung der erhabenen Wahrheiten der Geistlehre die in den Mysterien von berufenen Führern gepflegt worden waren. Er unterscheidet sich in nichts von dem heutigen Vulgärspiritismus. Beide verhalten sich zur Geistlehre wie das Fallen eines Betrunknen zu der nüchternen Rede eines besonnenen Mannes, wie das methodenlose Herumexperimentieren der Alchimisten zu den exakten Methoden der modernen Chemie, wie die kritiklosen Spekulationen der scholastischen Philosophen zur kritischen Philosophie Rants.“¹⁾

Allein der Pfarrer war nicht zu überzeugen. Er lehnte alle diese Fragen, Versuche und Erkenntnisse grundsätzlich ab, er blieb dabei, die Sache müsse Lüge und Schwindel, bestenfalls Höllenspek sein. Um so lebhafter interessierte er sich für die praktisch-religiösen Fragen, die Schwertfeger durch Ablehnung der kirchlichen Dogmen angeschnitten hatte.

„Eine Religion²⁾ muß sich doch auf ganz bestimmte Glaubenssätze gründen,“ hielt er Schwertfeger entgegen.

„Damit haben Sie ganz recht,“ erwiderte dieser, „nur dürfen die Glaubenssätze nicht der Vernunft widersprechen und müssen auch dem einfachsten Menschenverstande faßlich sein, sonst werden sie zu Zwangsglaubensätzen und damit zu Vernichtern des Glaubens überhaupt.“

Verständnislos sah der Pfarrer Schwertfeger an.

„Glauben heißt doch gerade,“ sagte er, „etwas für wahr halten, was wir nicht fassen und begreifen können, ja was

wir für wahr halten müssen, obwohl es gegen unseren Verstand geht.“

„Hier packen wir das Problem beim Schopfe,“ entgegnete Schwertfeger. „Diese kirchliche Definition des Glaubens verlangt von ihren Bekennern geistigen Selbstmord. Sie ist schuld, daß viele gewissenhafte und ehrliche Menschen der Kirche den Rücken kehren und daß nur ahnungslose und unklare oder unehrliche, laue und feige Herzen im Kirchenchristentume noch Befriedigung finden. Ich vermag nur an Dinge zu glauben, die nicht vernunftwidrig sind, die ich mir als möglich vorstellen kann, auch wenn ich nicht imstande bin, sie praktisch nachzuprüfen. Ich glaube sie, weil sie nicht vernunftwidrig sind und weil vertrauenswürdige Personen sie mir als glaubwürdig und wahr vorstellen.“

Das wesentliche Moment des Glaubens ist das Vertrauen. Das Vertrauen wird zertrümmert, wenn es von mir etwas Vernunftwidriges verlangt. Ich kann zum Beispiel glauben, daß die Temperatur der Sonne so und so viele tausend Grad beträgt und daß der Mond ein erkalteter, von menschlichen Wesen nicht bewohnbarer Himmelskörper ist. Beides vermag ich zu glauben, da die beschränkte Erfahrung, die ich von diesen beiden Himmelskörpern habe, der Möglichkeit, daß es sich so wie die Gelehrten sagen verhalte, nicht widerspricht. Daß die Temperatur der Sonne sehr, sehr hoch sein muß, kann ich mir vorstellen, weil sie trotz ihrer ungeheuren Entfernung von der Erde einen Stein so heiß zu machen vermag, daß die Berührung schmerzt. Daß es sich mit dem Monde anders verhalten muß, das zu glauben, machen mir ebenso einfache Erfahrungen möglich. Ich könnte aber nicht glauben, daß die Sonne ein leuchtender Eisklumpen

und der Mond ein nichtleuchtender Feuerball oder eine Käsescheibe sei.

Solche vernunftwidrigen Ungeheuerlichkeiten zu glauben aber verlangen von mir die kirchlichen Dogmen oder Zwangsglaubenssätze. Das Abendmahldogma z. B. verlangt von mir zu glauben, daß Brot Fleisch und Wein Blut wird, sobald der Priester seine Formel darüber spricht. Das Dreifaltigkeitsdogma verlangt sogar von mir die Wichtigkeitserklärung meiner elementarsten Verstandesfunktionen, denn es heißt mich glauben, daß $1 = 3$ und $1 + 1 + 1 = 1$ ist. Ein anderes Dogma verlangt von mir zu glauben, daß Gott ein Mensch und ein Mensch Gott sein könne. Das alles sind vernunftwidrige Wahnvorstellungen, die sich auf den jüdischen Materialismus des alten Testaments gründen.

Nie und nimmer hat der Heiland irgend etwas gelehrt, das vernunftwidrig wäre, oder den Menschen gar einen Zwangsglaubenssatz aufgedrängt, von dessen Annahme oder Ablehnung die Seligkeit abhinge. Das Wort „Glaube“ gebraucht der Heiland auch nicht ein einziges Mal in dem Sinne, wie es die Kirche verwendet. Das entsprechende Wort¹⁾ des griechischen Urtextes der Evangelien bedeutet „Vertrauen“, das zugehörige Zeitwort²⁾ „voll Vertrauen sein“, „der Zuversicht leben“, „zuversichtlich hoffen“, „sich vertrauensvoll verlassen“. „Gehe hin, dein Vertrauen hat dir geholfen.“ Auch nicht eine einzige Stelle findet sich in den Evangelien, wo der Heiland etwas anderes unter diesem Worte verstanden hätte. Die kirchliche Erweiterung dieser schlichtklaren Grundbedeutung zu dem Sinne „glauben“ = „für wahr halten“, ist nichts als jüdisch=paulinische, willkürlich=dog=

matische Spekulation. Diese Grundbedeutung des Wortes erklärt es, daß das Wort „Glaube“ im alten Testamente überhaupt keine Rolle spielt. Es kommt darin nur ganz selten vor, wie aus jeder Handkonkordanz *) ersichtlich. Der Judengott Jahwe fordert nicht Vertrauen sondern sklavischen Gehorsam. Dagegen ist es ein Haupt- und Grundwort der Evangelien, jedoch ausschließlich im Sinne von Vertrauen. In der Apostelgeschichte und den Paulusbriefen ist es bereits im pfäffischen Sinne entstellt. Der Heiland lehrte nicht Glaubenssätze oder gar Zwangsglaubenssätze sondern deckte Einsichten und Erkenntnisse auf, die jedermann zugänglich und begreiflich sind, wenn er sich überhaupt die Mühe nimmt, darüber nachzudenken. Diesen Einsichten und Erkenntnissen fügte er oft hinzu: „so ihr es annehmen wollt“ oder „so ihr es fassen könnt“ oder „wer Ohren hat zu hören, der höre“ oder „ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es noch nicht erfassen“. Er sagt aber auch „selig wer nicht sieht und doch glaubt“, das heißt wer sich im Erfassen einer Wahrheit an die Kräfte seines Herzens und Gemütes und nicht an die beschränkten Sinne wendet.

Die „Wunder“, die der Heiland wirkte, waren kein Durchbrechen sondern nur die Anwendung uns unbekannter Naturgesetze. Einen glaubenerzeugenden Wert legte er ihnen nicht bei; es waren lediglich Wohltaten, die er Unglücklichen und Kranken oder Vertrauenden erwies. Immer wieder treffen wir in den Evangelien auf die Mahnung, die also Geheilten sollten über das, was ihnen widerfahren sei, schweigen. Solche Wunder vollführten auch später die Apostel, ja sie werden bis auf den heutigen Tag von Menschen, welche die Geistlehre und ihre

Erkenntnisse beherrschen, vollzogen. Das heute viel angewandte magnetopatische Heilverfahren ist nichts anderes als Betätigung der ursprünglichen Geistkräfte, die besonders dafür begabten Menschen auch im verkörperten Zustande innewohnen, die gleichsam körperlich gelockert in die Erscheinung treten.

Auch über seine eigene Persönlichkeit hat der Heiland seinen Jüngern und Zuhörern keinerlei Vorschriften gemacht. Er hat es der Erkenntnis und dem Vertrauen jedes Einzelnen überlassen, für was sie ihn halten sollten oder wollten. Mit eindeutiger Klarheit hat er abgelehnt, als der im alten Testament verheißene Messias zu gelten. Das habe ich Ihnen ja schon früher ausführlich auseinander gesetzt. Ebenso eindeutig klar hat er die Auffassung zurückgewiesen, er sei selber Gott:

„Was nennst du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott.“ (Markus 10, 18; Lukas 18, 19; Matthäus 19, 17).

Daß alle drei synoptischen Evangelien dieses schlichtklare Herrenwort übereinstimmend berichten, beweist mit unwiderleglicher Sicherheit, daß es ein echtes Herrenwort ist. Jesus sagt ferner:

„Der Vater ist größer denn alles“ (Johannes 10, 29) und ganz eindeutig klar:

„Der Vater ist größer als ich“ (Johannes 14, 28).

Wohl aber hat er keinen Zweifel darüber gelassen, daß er selber ein allerhöchster, ja der allerhöchste von Gott geschaffene Geist sei:

„Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm alles in die Hand gegeben“ (Johannes 3, 35).

Das heißt, Gott hat dem Heilande seine Allmacht übertragen, er ist der Lenker und Leiter des Weltalls, aller von Gott erschaffenen körperlosen, verkörperten und wieder entkörpernten Geister.¹⁾ Ja er steht dem Vater so innig nahe, daß er von sich sagen konnte, er sei sein „eingeborener Sohn“ (Johannes 3, 16), und

„Wer mich sieht, der sieht den Vater“ (Johannes 14, 9)

ja sogar

„Ich und der Vater sind eins“ (Johannes 10, 30).

Das heißt nicht etwa, daß der Heiland mit dem Vater identisch sei, sondern daß er mit seinem ganzen Sein und Wesen, Wissen, Lieben und Wollen ganz im Vater ruhe. In diesem Sinne wird der Heiland mit Recht göttlich genannt; er ist Gott ähnlich, aber nicht Gott gleich, er ist nicht selber Gott.²⁾

„Ausgegangen bin ich vom Vater und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und kehre zurück zum Vater“ (Johannes 16, 28):

So wie der Heiland vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen ist, so sind auch wir vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen. Während wir aber infolge Mißbrauchs unseres freien Willens als sündige gefallene Geister ins Menschenkleid eintreten, ist der Heiland als höchster, niemals gefallener Geist Mensch geworden, um allen gesunkenen Geistern, sowohl den menschlich verkörperten wie nichtverkörperten, die frohe Botschaft und die Gewißheit zu bringen, daß Gott unser aller Vater sei. In diesem Sinne nennt uns der Heiland selber „Gottes-söhne“³⁾, so wie er als höchster Geist d e r Gottessohn, der

eingeborene Sohn, das heißt der dem Vater am nächsten stehende, niemals gefallene Sohn ist. *)

Diese von dem Heilande selber kundgegebene Wesenheit seiner Person zwingt er uns aber gleichwohl nicht als Glaubenssatz auf:

„Ich bin d e r Weg und d i e Wahrheit und d a s Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich“ (Joh. 14, 6).

„Wer auf mich vertrauet, der wird leben, ob er gleich stirbe, und jeder Lebende, der auf mich vertrauet, wird nimmermehr sterben, bis in Ewigkeit“ (Joh. 11, 25—26).

Nur das V e r t r a u e n wird von uns gefordert, daß der Heiland der e i n z i g e Weg sei, der zum Vater führt und daß wir das ewige Leben haben, wenn wir ihm auf diesem Wege folgen.

Darum ist es ganz einerlei, wie und als was ich den Heiland sehe, wenn ich mich nur auf dem Wege befinde, auf dem er mir vorangegangen ist und an dessen Ende er selber steht, um mich an seiner Hand zum Vater zurückzuführen. Vermag ich ihn nur als einen weisen, Gott suchenden und nach Gott ringenden Menschen zu sehen, so ist er mir eben nur ein solcher Mensch; sehe ich ihn als Meister, so ist er mir Meister; sehe ich ihn als Mittler, so ist er mir Mittler; sehe ich ihn als Gottessohn, so wie auch ich mich als Gottessohn sehen darf, so ist er mir eben nur in diesem Sinne Gottessohn; sehe ich ihn aber als eingeborenen Gottessohn, das heißt als höchsten von Gott geschaffenen Geist, so ist er mir eben dieser eingeborene Gottessohn; verlangt aber mein Vertrauen, mir vorzustellen, daß Gott selber in seiner unendlichen, ganz unsäglichchen Liebe zu seinen gesunkenen Geistkindern das

Menschenkleid angezogen habe und im Heilande auf Erden gewandelt sei, so ist er mir eben Gott. Zwingen ich mich jedoch auf irgend einer Stufe meiner ringenden Erkenntnis zu einer Auffassung, die meiner Erkenntnis- und Vertrauenskraft widerspricht, so kommt das Dogma und die Unwahrhaftigkeit und damit der geistige Tod über mich.

So hat die Kirche in der That den geistigen Tod vieler ihrer Angehörigen auf dem Gewissen, weil sie sie zu Bekenntnissen zwingt, die in einem wahren und ehrlichen Herzen keinen Platz finden können. Das ist der Grund, warum so viele, viele tiefgläubige, Gott suchende Christen heute der Kirche die Gefolgschaft versagen und das Seelenheil außerhalb der Kirche suchen.

Derjenige aber, der den Grund zu dieser geistigen Verlogenheit der Kirche gelegt hat, das war der Jude Paulus. Er war in Wahrheit der Antichrist, der reißende Wolf im Schafskleide, der erste jener falschen Propheten, vor denen der Heiland seine Jünger gewarnt hatte.“

23.

Aufatmend war der Pfarrer den Worten Schwertfegers gefolgt. Ihrer Wahrheit vermochte er sich nicht zu entziehen. Um so größer war sein Entsetzen als er nun aus dem gleichen Munde das Verdammungsurteil über Paulus hörte.

„Wie können Sie nur in einem Atem mit so schönen Gedanken die Ungeheuerlichkeit aussprechen, Paulus sei ein falscher Prophet gewesen! Er ist doch erst der eigentliche Schöpfer des Christentumes! Der Heiland hat nur die Lehre gegeben, Paulus aber hat die Kirche gegründet!“

„Ja ich weiß,“ entgegnete lebhaft Schwertfeger, „die moderne Universitäts-theologie sieht den Heiland als den Laien und Paulus als den „Theologen“, als den eigentlichen Helden und Heiligen an, im Vergleich zu dem der Heiland selber nur ein ganz bescheidener Anreger gewesen sei. Der ganze Hochmut und Dünkel, der ganze jüdische Größenwahn des alten Testaments kommt in dieser Auffassung zum Ausdruck. Nehmen Sie doch einmal das neue Testament zur Hand, schlagen Sie irgend eine Stelle in den Paulusbriefen auf und vergessen Sie dabei nur einen einzigen Augenblick alles, was Ihnen an gelehrten Gedankenlosigkeiten und dogmatischen Phrasen über diesen Unheilsmenschen einge-trichtert worden ist. Römer 5, 6 ff. zum Beispiel lesen Sie:

„Denn auch Christus, da wir noch schwach waren nach der Zeit, ist für uns Gottlose gestorben. Nun stirbt kaum jemand um eines Gerechten willen; um des Guten willen dürfte vielleicht jemand sterben. Darum preiset Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren. So werden wir ja vielmehr durch ihn bewahrt werden vor dem Zorn, nachdem wir durch sein Blut gerecht worden sind. Denn so wir Gott versöhnt sind durch den Tod seines Sohnes, da wir noch Feinde waren, viel mehr werden wir selig werden durch sein Leben, so wir nun versöhnt sind. Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch Gottes durch unsern Herrn Jesus Christus, durch welchen wir nun die Versöhnung empfangen haben. Usw.“

Was für eine Stickluft schlägt uns aus diesem Phrasen-schwall entgegen! Wo ist die schlichte, klare Rede des Heilandes geblieben, die wir in der reinen Luft der galiläischen Berge vernahmen?

„Selig sind die Einfältigen, denn ihrer ist das Himmelreich.“

Was für eine barbarische Vorstellung ist es, Gott habe seinen eingeborenen Sohn geopfert, ihn wie ein Tier schlachten und den grausamsten Martertod am Schandpfahl sterben lassen, um sich mit uns Sündern wieder auszusöhnen! Der Heiland habe durch seinen Opfertod allen Menschen und Sündern, die jemals auf Erden gelebt haben und leben werden, eine Art Generalpardon bei seinem himmlischen Vater erwirkt! Diese Auffassung ist geboren aus dem jüdischen Materialismus des alten Testaments, aus der despotischen Willkür und Grausamkeit des Judenthums, der, um seine beleidigte Eitelkeit und erbärmliche Götzennichtigkeit zu befriedigen, die Sünder straft und züchtet, verstößt und wieder aufnimmt, je nach Lust und Laune sich bald mit ihnen versöhnt, bald sich aufs neue von ihnen gekränkt und beleidigt fühlt. Welche Gedankenlosigkeit, Gott, den allgütigen, allmächtigen Vater, den der Heiland uns gelehrt, auf eine Stufe zu stellen mit diesem eitlen, blutrünstigen Judengötzen! Welch sündhafte Trivialität anzunehmen, er lasse sein liebstes, nie gefallenes Kind, den Heiland, den Opfertod sterben, um sich mit uns, seinen gefallenen Kindern, wieder auszusöhnen! Welch hirnverbrannter Unsinn, eine Opferung, die ohne Wissen und Verschulden der ganzen übrigen nichtjüdischen Menschheit erfolgt ist, dieser verdienstlos anzurechnen, ja ihr daraus ein Generalablaßkonto zu eröffnen, dessen Kredit ihren Sünden und ihrer Seligkeit zugute kommen soll! Das ist ein echt jüdisches Wechselgeschäft, wie es gesetzloser und abstoßender gar nicht ausgedacht werden kann.

Aber die perverse Willkür dieses Lügenapostels geht noch weiter. Diesen durch das Schlachtopfer Jesu aufgesammelten Gnaden- und Garantiefonds, den läßt Gott

nicht etwa den Sündern nach Maßgabe reuiger Einkehr, guten Willens und sittlicher Selbstarbeit zuteil werden, sondern er hat von vornherein bestimmt, welche seiner Geschöpfe selig und welche ewig verdammt sein sollen! Römer 9, 10 ff. zeigt er an dem Beispiele des Jakob und Esau, daß Gott nach freier Wahl die einen Menschen liebe, die anderen hasse! Es heißt in Vers 11:

„ehe die Kinder geboren waren und weder Gutes noch Böses getan hatten — auf daß der Voratz Gottes bestünde nach der Wahl, nicht aus Verdienst der Werke, sondern aus Gnade des Berufers —, ward zu ihr gesagt: „Der Ältere soll dienstbar werden dem Jüngeren“, wie denn geschrieben steht: „Jakob habe ich geliebet, aber Esau habe ich gehasset.“

Über die sinnlose Ungeheuerlichkeit dieses Verfahrens hilft sich Paulus mit einem Seiltänzersprunge hinweg. Es ist nichts als hohle Phrase, wenn er Vers 14 fortfährt:

„Was wollen wir denn hier sagen? Ist denn Gott ungerecht? Das sei fern!“

Jeder vernünftige Mensch muß nun den Nachweis erwarten, daß dieses Verfahren Gottes nur scheinbar ungerecht sei. Aber wie lautet dieser Nachweis? Die jahwistische Willkür wird wiederholt und noch übertrumpft! Vers 15 fährt fort:

„Denn er spricht zu Mose: „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig; und welches ich mich erbarme, des erbarme ich mich. So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.“

Diese nicht für möglich zu haltende Begründung wird nun im folgenden Verse 17 noch einmal übergipfelt — die

Seiltänzersprünge folgen wie im Zirkus von einem immer höheren Seile aus: Jahwe habe nur deshalb den Pharao als Bedrucker der Juden erweckt, damit er, Gott, Gelegenheit habe, seine Macht zu zeigen und seinen Namen in allen Landen zu verherrlichen! Dann erfolgt vom höchsten Seile dieses paulinischen Zirkus der Schlußsaltomortale in Vers 18:

„So erbarmt er sich nun, welches er will, und verstockt, welchen er will.“ !!!

Wenn Hirn und Herz seiner Hörer sich gegen eine derartige frivole Ungerechtigkeit und grausame Willkür empören, so antwortet ihnen Paulus mit bedauerndem Achselzucken im folgenden Verse 19 ff. wörtlich:

„So sagst du zu mir: Was beschuldigt er (Gott) denn uns? Wer kann seinem Willen widerstehen? Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: Warum machst du mich also? Hat nicht ein Töpfer Macht, aus einen Klumpen zu machen ein Gefäß zu Ehren und das andere zu Unehren?“

- Also ganz nach Willkür, wie ein Töpfer aus einem Klumpen Ton ein Gefäß macht zu sauberen oder unsauberen Zwecken, ebenso hat Gott die Menschen ganz nach Willkür theils zu Gerechten, theils zu Sündern gemacht; die einen hat er zur Seligkeit, die anderen zur ewigen Verdammnis bestimmt! Dieses grausame sinn- und gesetzlose Verfahren Gottes wird damit beschönigt, es solle ihm Gelegenheit geben, seinen Zorn und seine Macht zu zeigen! In dem unmittelbar folgenden Verse 22 heißt es:

„Verhalben, da Gott wollte Zorn erzeugen und kundtun seine Macht, hat er mit großer Geduld getragen die Gefäße des Zorns, die da zugerichtet sind zur Verdammnis; auf

daß er kundtäte den Reichtum seiner Herrlichkeit an den Gefäßen der Barmherzigkeit, die er bereitet hat zur Herrlichkeit.“

Obwohl nun Gott die einen Menschen zur Seligkeit, die andern zur ewigen Verdammnis bestimmt hat, schreibt dieser Wirrkopf gleichwohl Römer 10, 10:

„Denn so man von Herzen glaubt, so wird man gerecht; und so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig.“

Das rein äußerliche Bekenntnis mit dem Munde genügt also zur Seligkeit! Sittliches Wollen und Betätigung sittlichen Wollens, das eigentätige Bestreben, vollkommener zu werden, ist nach der Ansicht dieses Satansapostels ganz vergeblich! Das Bekenntnis mit dem Munde ist das einzige, worauf es ankommt. Römer 11, 6 schreibt er:

„Ist's aber aus Gnaden, so ist's nicht aus Verdienst der Werke, sonst würde Gnade nicht Gnade sein. Ist's aber aus Verdienst der Werke, so ist die Gnade nichts; sonst wäre Verdienst nicht Verdienst.“

Eine Übergipfelung dieser rabbinischen Dialektik zur Aufhebung aller Grundlagen selbstverantwortlichen sittlichen Strebens und Handelns scheint kaum denkbar und doch bringt sie Paulus zustande. Dieser Verwirrungsapostel, der an anderer Stelle verkündet (Römer 10, 4): „Christus ist des Gesetzes Ende“, nimmt alle seine Beweise und Begründungen seiner Lügenlehre aus dem alten Testamente, unfähig, den Geist der Heilandslehre zu erfassen, ja zielbewußt ihn in sein Gegenteil verkehrend. Der Heiland knüpfte rein äußerlich an gewisse Lehren des alten Testa-

menten an, um seine eigene Lehre als unvereinbar mit dem alten Testamente darzustellen. Nicht einen einzigen Spruch des alten Testaments führt er als Beweis seiner eigenen Lehre an. Durch diese seine seelenkundliche Methode legt er das alte Testament in Trümmer. Paulus hingegen zieht alles Leben für seine Lügenlehre aus dem alten Testamente. Dieses Verfahren bemäntelt er mit echt rabbinischer Methode durch die immer wiederkehrende Behauptung, das alte Testament sei für die Christen nicht mehr verbindlich und durch den lapidaren, jedermann im Ohre haftenden Satz: „Christus ist des Gesetzes Ende“.

Geradezu jadisstisch ist es, wie Paulus seine scheinbare Aufhebung des alttestamentarischen Gesetzes durch den Opfertod Jesu begründet. Gott habe, so lehrt er, das Gesetz nicht gegeben, um die Sünde zu verhindern sondern um die Lust an der Sünde zu mehren! Und warum? Damit alsdann die Herrlichkeit Gottes durch die Aufhebung der also angehäuften Sünden im Opfertode des Heilandes sich um so vollkommener offenbare! Römer 5, 20 steht das nicht für möglich zu haltende:

„Das Gesetz aber ist dazwischen hereingekommen (zwischen die Sünde Adams und den Opfertod Jesu laut vorangehenden Versen 18 und 19) auf daß die Sünde mächtiger würde. Wo aber die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden, auf daß, gleichwie die Sünde geherrscht hat zum Tode, also auch herrsche die Gnade durch die Gerechtigkeit zum ewigen Leben durch Jesum Christum, unsern Herrn!“

Und Römer 7, 7 heißt es:

„Denn ich wußte nichts von der Lust, wo das Gesetz nicht hätte gesagt: „Laß dich nicht gelüsten!“ Da nahm aber die

Sünde Ursache am Gebot und erregte in mir allerlei Lust; denn ohne das Gesetz war die Sünde tot. Ich aber lebte ehemals ohne Gesetz; da aber das Gebot kam, ward die Sünde wieder lebendig.“

1. Korinther 15, 56 heißt es abermals ausdrücklich:

„Die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz.“

Zweck des Gesetzes war also einzig und allein, die Menschheit in die Sünde zu bringen und in der Sünde festzuhalten, damit die Herrlichkeit Gottes in der späteren Aufhebung der Sünde durch die Opferschlachtung des Sohnes um so größer und imposanter dastehe! Wahrlich, nur ein Judengehirn kann eine solche Trivialität ausbrüten! Geradezu ekelhaft wirken in diesem Zusammenhange immer wieder die Ergebenheitsworte an „unseren Herrn Jesus Christus.“

Einem an leidlicher Ordnung der Gedanken gewöhnten Menschen ist es unmöglich, durch das kinoartige Gedankenchaos dieses verworrenen Gehirns sich hindurchzumürren. Die ganze Oberflächlichkeit, Niederlichkeit, Spitzfindigkeit und Unfruchtbarkeit jüdisch-rabbinischer Argumentation offenbart sich in Wirtzätzen wie den folgenden. Diese sind nicht etwa willkürlich aus dem Zusammenhang gerissen und künstlich aneinandergereiht sondern stehen wortwörtlich, wie ich sie Ihnen hier vorlese, Galater 3, 6 ff.:

„Gleichwie Abraham hat Gott geglaubt und es ist ihm gerechnet zur Gerechtigkeit. So erkennet ihr ja, daß, die des Glaubens sind, das sind Abrahams Kinder. Die Schrift aber hat es zuvor gesehen, daß Gott die Heiden durch den Glauben gerecht macht; darum verkündigte sie dem Abra-

ham: „In dir sollen alle Heiden gesegnet werden.“ Also werden nun, die des Glaubens sind, gesegnet mit dem gläubigen Abraham. Denn die mit des Gesetzes Werken umgehen, die sind unter dem Fluch. Denn es steht geschrieben: „Verflucht sei jedermann, der nicht bleibt in alle dem, das geschrieben steht in dem Buch des Gesetzes, daß er's tue!“ Daß aber durchs Gesetz niemand gerecht wird vor Gott, ist offenbar; denn „der Gerechte wird seines Glaubens leben.“ Das Gesetz aber ist nicht des Glaubens; sondern „der Mensch, der es tut, wird dadurch leben.“ Christus aber hat uns erlöst von dem Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns (denn es steht geschrieben: „Verflucht ist jedermann, der am Holz hanget!“) usw.

Oder hören Sie folgendes Rabbinerkunststück Römer 3, 1—10:

„Was haben denn die Juden für Vorteil, oder was nützt die Beschneidung? Fürwahr sehr viel. Zum ersten: ihnen ist vertraut, was Gott geredet hat. Daß aber etliche nicht daran glauben, was liegt daran? Sollte ihr Unglaube Gottes Glauben aufheben? Das sei fernel! Es bleibe vielmehr also, daß Gott sei wahrhaftig und alle Menschen Lügner; wie geschrieben steht: „Auf daß du gerecht seiest in deinen Worten und überwindest, wenn du gerichtet wirst.“ Ist's aber also, daß unsre Ungerechtigkeit Gottes Gerechtigkeit preiset, was wollen wir sagen? Ist denn Gott auch ungerecht, daß er darüber zürnt? (Ich rede also auf Menschenweise.) Das sei fernel! Wie könnte sonst Gott die Welt richten? Denn so die Wahrheit Gottes durch meine Lüge herrlicher wird zu seinem Preis, warum sollte ich denn noch als ein Sünder gerichtet werden und nicht vielmehr also tun, wie wir gelästert werden und wie etliche sprechen, daß wir sagen: „Lasset uns übles tun, auf daß Gutes daraus komme?“ Welcher Verdammnis ist ganz recht. Was sagen wir denn nun? Haben wir einen Vorteil? Gar keinen. Denn wir haben droben bewiesen, daß beide, Juden und Griechen, alle unter der Sünde sind, wie denn geschrieben steht:“ usw.

Mit echt rabbinischer Vexierkunst geht Paulus von dem vorausgenommenen Urteil „fürwahr sehr viel Vorteil“ aus und kommt vermittels eines sinnverwirrenden Wortgeschlinges zu dem Ergebnis: „Gar kein Vorteil“.

Ein anderes Beispiel jüdischen Geschmuses bietet Römer 10, 5 ff.:

„Mose schreibt wohl von der Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz kommt: „Welcher Mensch dies tut, der wird dadurch leben.“ Aber die Gerechtigkeit aus dem Glauben spricht also: „Sprich nicht in deinen Herzen: Wer will hinauf gen Himmel fahren?“ (Das ist nichts anderes denn Christum herabholen.) Oder: „Wer will hinab in die Tiefe fahren?“ (Das ist nichts anderes denn Christum von den Toten holen.) Aber was sagt sie? „Das Wort ist dir nahe, in deinem Munde und in deinem Herzen.“ Dies ist das Wort vom Glauben, das wir predigen. Denn so du mit deinem Munde bekenntest Jesum, daß er der Herr sei, und glaubst in deinem Herzen, daß ihn Gott von den Toten auferweckt hat, so wirst du selig. Denn so man von Herzen glaubt, so wird man gerecht; und so man mit dem Munde bekennt, so wird man selig. Denn die Schrift spricht: „Wer an ihn glaubt, wird nicht zu Schanden werden.“

Usw. usw.

Und über solchen Unsinn, Wirrsinn und Irrsinn schreiben unsere Theologen dickbändige Bücher voll ehrfürchtiger Bewunderung des Tieffinnes und der Unergründlichkeit paulinischer Weisheit! Leider bleiben diese Bücher dem Laienchristen ganz unbekannt, ebenso unbekannt wie der chaotische Inhalt der paulinischen Briefe. Sie lernen sie nur aus einzelnen genießbaren Textbrocken kennen, die dieser Geistesfälscher unter den Brosamen aufgelesen hat, die von des Heilandes und seiner echten Apostel Tische

fielen. So wurde die Pauluslüge von der Kirchentheologie, den ahnungslosen Laienchristen unbekannt, von Jahrhundert zu Jahrhundert weitergetragen ebenso wie die Lüge des alten Testaments bis auf den heutigen Tag.*) Die Erlösung davon wird uns niemals von den Theologen kommen. Diese sind in dem alten Geleise so heillos festgefahren wie die Lokomotiven auf dem Eisenbahnfriedhofe. Führerdienst vermögen sie nicht mehr zu leisten. Sie sind vom Rost zerfressen und ausrangiert. Kein Feuergeist vermag sie zu neuem Leben zu wecken. Unbeachtet liegen sie abseits des Lebensstromes. Er braust an ihnen vorbei und bald über sie hinweg. Sie werden abgerissen, mit dem alten Eisen ins Feuer geworfen und eingeschmolzen. Die Erlösung wird nur von den Laienchristen kommen; mit blanken, unverdorbenen Augen werden sie das alte und neue Testament selber lesen und die Wahrheit von der Lüge scheiden. In alle Welt muß die Losung hinausgetragen werden:

Fort mit dem alten Testamente!
Fort mit Paulus!

24.

Wie Schuppen fiel es den Zuhörern von den Augen. Es war ihnen, als würden sie plötzlich sehend. Was sie längst verworren gefühlt hatten, hier wurde es klar und scharf ausgesprochen. Wie ein Magnet plötzlich Richtung in einen Haufen Eisenfeilicht bringt, so ordneten sich unter der Wirkung von Schwertfegers Rede ihre Empfindungen und Gedanken zur geschlossenen Kette.

Auch der Pfarrer schien sich von der Unhaltbarkeit des alten Testaments in schwerem Ringen allmählich zu überzeugen. Daß aber auch Paulus fallen sollte, war ihm gleichbedeutend mit dem Einsturze des Himmels. Mit Entsetzen blickte er Schwertfeger an. Die Ruhe und Sicherheit, mit der er diese unerhörten Feststellungen machte und sie mit den eigenen Worten des Apostels unwiderleglich bewies, war ihm unheimlich.

„Paulus mag sich unklar und widerspruchsvoll ausdrücken,“ sagte er zögernd, „das mag an Zeit und Umständen liegen; aber der Heiland war ihm doch persönlich erschienen und hatte ihn selber mit der Verkündung und Ausbreitung seiner Lehre beauftragt!“

„Es ist sehr auffallend,“ erwiderte Schwertfeger, „daß Paulus trotz seiner sonstigen Redseligkeit sich sehr zurückhaltend über die angebliche Heilandserrscheinung äußert, der er seine Bekehrung und seine Mission verdanken will. Sie wird in nicht weniger als drei verschiedenen Darstellungen in der Apostelgeschichte berichtet. Nach Kapitel 9 überträgt ihm der Heiland nicht unmittelbar die Apostelmission; er erscheint auch dem Ananias „im Geichte“ und befiehlt ihm, dem Paulus den Missionsauftrag zu überbringen. Nach Kapitel 22 hat Paulus eine zweite Erscheinung des Herrn im Tempel, von der er unmittelbar das Apostelmandat erhält. In Kapitel 26 hingegen überträgt der Heiland in abermaligem Widerspruche zu den Berichten der Kapitel 9 und 22 schon bei seiner ersten Erscheinung dem Paulus das Apostelamt. Von einer zweiten Erscheinung des Herrn im Tempel und der nachträglichen Vermittelung des Mandates durch Ananias weiß dieser dritte Bericht nichts. Ebenso voneinander ab-

weichend und sich widersprechend sind die Begleitumstände. Nach Kapitel 9 hören die Gefährten des Paulus die Stimme des Herrn, sehen aber seine Erscheinung nicht; nach Kapitel 22 sehen sie hingegen die Erscheinung, hören aber keine Stimme; Kapitel 26 vollends läßt im unklaren, ob sie die Stimme hören oder nicht. Nach Kapitel 9 und 22 wird Paulus von der Erscheinung so geblendet, daß er mehrere Tage blind ist; Kapitel 26 wiederum berichtet nichts von einer Blendung. Es handelt sich also bei dieser ganzen Heilandserscheinung um einen ähnlichen betrügerischen Vorgang wie bei der Gottesoffenbarung auf dem Sinai.

Man sollte nun meinen, daß der angeblich von dem Heiland persönlich Beauftragte nichts Wichtigeres und Eiligeres zu tun gehabt hätte, als die Apostel aufzusuchen, um sich von diesen Augenzeugen über Lehre und Leben des Heilandes genau zu unterrichten. Aber nichts davon! Er brüstet sich sogar damit, daß er den Heiland persönlich nicht gekannt und die Unterweisungen seiner Apostel nicht nötig habe! Galater 1, 11 ff. schreibt er:

„Ich tue euch aber kund, liebe Brüder, daß das Evangelium, das von mir gepredigt wird, nicht menschlich ist. Denn ich habe es von keinem Menschen empfangen noch gelernt, sondern durch die Offenbarung Jesu Christi. — Da es aber Gott wohlgefiel, der mich von meiner Mutter Leibe an hat ausgesondert und berufen durch seine Gnade, daß er seinen Sohn offenbarte in mir, daß ich ihn durchs Evangelium verkünden sollte unter den Heiden, da besprach ich mich sofort nicht auch noch mit Fleisch und Blut, ging auch nicht hinauf gen Jerusalem zu denen, die vor mir Apostel waren, sondern zog hin nach Arabien und kam dann wieder zurück nach Damaskus.“

Beachten Sie die charakteristische jüdische Überheblichkeit, die in diesen Worten liegt! Die echten Jünger des Heilandes schiebt er mit einer Handbewegung beiseite, ja stellt es so hin, als seien sie berufene Apostel nur bis zu dem Augenblicke gewesen, da der Heiland das Verwirrungsgenie des Paulus entdeckt hatte! Was wunder, daß die Lehre des Paulus noch viel mehr als eine chaotische Verzerrung der Heilandslehre ist, daß sie unter dem erlogenen Protektorate des Heilandes Grundsätze verkündet, die der Heilandslehre ins Gesicht schlagen, ja sie in ihr Gegenteil verkehren!

Ein erbitterter Kampf entbrennt zwischen Paulus und den echten Aposteln, insbesondere mit dem Apostelfürsten Petrus. Auch nach dem Ableben der beiden setzt er sich noch durch Menschenalter hindurch fort; er endigte mit dem vorläufigen Scheinsiege des Paulus über den Petrus bis auf den heutigen Tag. Es ist der typisch jüdische Vorgang, wie er, seitdem es Arier und Juden gibt, durch die ganze Geistesgeschichte immer wiederkehrt: ein Arier ist der Schöpfer irgend eines großen Gedankens oder einer Großtat, der Jude bemächtigt sich ihrer, schöpft Rahm und Ruhm ab, in dem er sie ins Trivial=materialistische umbiegt und unter Appell an die niederen Instinkte der Menschen der Sache im jüdischen Sinne zum Erfolge verhilft. So war es mit dem Mythos der Schöpfungsgeschichte, der Aufstellung der Sittengebote, der Dichtung der Psalmen und mit zahllosen Leistungen, Entdeckungen, Erfindungen auf wissenschaftlichem, künstlerischem und technischem Gebiete bis auf den Einsteinrummel der heutigen Zeit. Durch Paulus aber wurde der größte Menschheitsbetrug vollzogen, der, seit-

dem die Welt besteht, jemals begangen worden ist, der auch noch den Betrug auf dem Sinai hinter sich läßt: die Heilandslehre wurde in Satanslehre verwandelt.

Was hatte der Jude Paulus auch nötig, sich über Leben und Lehre des Heilandes zu unterrichten, sich sittlicher Selbstarbeit zu unterziehen und sie zu predigen, wenn er in der Lage war, auf Grund einer angeblichen Blankovollmacht einen Wechsel auf den Namen des Heilandes und seine Verdienste zu ziehen, jedem Menschen die ewige Seligkeit mühelos zu verbrießen, unter der einzigen Bedingung, daß er den Namen des Heilandes mit dem Munde bekennet. Wahrlich, eine herrlich bequeme Lehre! Der Sieg unter Appell an die geistige und sittliche Trägheit, an die Bequemlichkeit und Sinnlichkeit der Menschen war einer solchen Lehre von vornherein gewiß.

Was für ein kurzsichtiger Tor mußte der Heiland gewesen sein, wenn er die Augenzeugen seines Lebens und Sterbens, die er durch drei Jahre hindurch in alle Tiefen seiner Lehre eingeweiht hatte, plötzlich beiseite schob und einen eiteln Phrasenhelden und Lügenbold mit der Verkündigung des Evangeliums betraute! Wenn jener Vision, die Paulus vorgab, überhaupt eine Realität zukommt, so ist sie ganz gewiß der Spuk eines luziferischen Geistes oder Luzifers selber gewesen! Desselben Luzifer, der sein Unwesen bereits auf dem Sinai trieb, der dort unter der Maske Gottes seinem „ausermählten Volke“ und hier unter der Maske des Heilandes dem Juden Paulus den Auftrag gab, unter Vorspiegelung der Heilandslehre Seelen für Luzifer einzufangen! Es ist genau derselbe Vorgang, den wir heute an dem ungarischen Juden Rudolf Steiner erleben: die erhabenen Wahrheiten der Geistlehre

hat er in Satanasophie verwandelt und ihr die unverfängliche, in der Zeit des heutigen Materialismus erfolgverheißende Bezeichnung „Anthroposophie“ gegeben; unter der Heilandsmaske ist Rudolf Steiner erfolgreich am Werke, Seelen für Luzifer einzufangen.¹⁾

Die nichtkanonischen, von der Kirche zurückgewiesenen Apostelgeschichten stellen den Paulus in dem berühmtesten Magier Simon dar.²⁾ Durchsichtiger Zweck der kanonischen Apostelgeschichte ist, den Petrus und die übrigen echten Heilandsapostel zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken, den Paulus aber als den einzig wahren und großen, vom Heilande selber berufenen Oberapostel hinzustellen. Zu welchen Mitteln sie greift, um den Paulus zu verherrlichen, zeigt folgendes Beispiel. Markus 16, 17 und 18 sagt der Heiland angeblich:

„In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben und so sie etwas Tödliches trinken, wird's ihnen nicht schaden.“

Paulus treibt Teufel aus (Apostelgeschichte 16, 18), er fällt von einer Verückung in die andere, hat Visionen und Gesichte, redet das wirrste Zeug in und außer Ekstase und als ihn eine Otter in die Hand beißt, „schlenkert er das Tier ins Feuer und ihm widerfuhr nichts übles“ (Apostelgeschichte 28, 3—5). Gespannt erwarten nun die Anwesenden die Folgen des Schlangenbisses. Apostelgeschichte 28, 6 heißt es:

„Sie aber warteten, wenn er schwellen würde oder tot niederfallen. Da sie aber lange warteten und sahen, daß ihm nichts Ungeheures widerfuhr, wurden sie anderes Sinnes und sprachen, er wäre ein Gott.“

Nichts läßt der Bericht darüber verlauten, daß Paulus gegen diese blasphemische Verherrlichung etwas eingewendet hätte.

Welch aufgeblasener, ruhmsüchtiger Phrasendrescher Paulus gewesen ist, geht aus zahlreichen seiner Aussprüche hervor:

„Bin ich nicht ein Apostel? Bin ich nicht frei? Habe ich nicht unsern Herrn Jesus Christus gesehen? Seid nicht ihr mein Werk in dem Herrn?“ (1. Korinther 9, 1).

„Denn wiewohl ich frei bin von jedermann, habe ich doch mich selbst jedermann zum Knechte gemacht, auf daß ich ihrer viele gewinne. Den Juden bin ich geworden wie ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne. Denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich geworden wie unter dem Gesetz, auf daß ich die, so unter dem Gesetz sind, gewinne. Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich wie ohne Gesetz geworden (so ich doch nicht ohne Gesetz bin vor Gott, sondern bin in dem Gesetz Christi), auf daß ich die, so ohne Gesetz sind, gewinne. Den Schwachen bin ich geworden wie ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig mache.“ (1. Korinther 9, 19—22).

Die ganze Virtuosität des jüdischen Verwechslungskünstlers, der unter allen möglichen Masken, Titeln und Gestalten *) auftritt, kommt in diesem ruhmsüchtigen Geprahle zum Ausdruck. 1. Korinther 9, 15 sagt er:

„Es wäre mir lieber, ich stürbe, denn daß mir jemand meinen Ruhm sollte zunichte machen!“

2. Korinther 11, 10 beteuert er:

„So gewiß die Wahrheit Christi in mir ist, so soll mir dieser Ruhm in den Ländern Achajas nicht verstopft werden.“

In demselben Maße, in dem er sich selber rühmt, verkleinert und beschimpft er die echten Apostel. Ironisch nennt er sie die „hohen Apostel“ oder die „allzu sehr Apostel“ oder die „Extraapostel“ (2. Korinther 11, 5). An anderer Stelle nennt er sie die „Aufgeblasenen“ (1. Korinther 4, 19), „falsche Apostel und betrügerische Arbeiter“ (2. Korinther 11, 13), „schlechte Arbeiter und Hunde“ (Philipper 3, 2), den Apostelfürsten Petrus bezichtigt er der Feigheit und Heuchelei (Galater 2, 12). Den Gipfel der Unverfrorenheit, man muß hier schon sagen der jüdischen Frechheit, erreicht er, wenn er 2. Korinther 11, 13—15 von den wahren Aposteln schreibt:

Denn solche falsche Apostel und trügliche Arbeiter verstellen sich zu Christi Aposteln! Und daß ist auch kein Wunder; denn er selbst, der Satan, verstellt sich zum Engel des Lichts. Darum ist es nicht ein Großes, wenn sich auch seine Diener verstellen als Prediger der Gerechtigkeit, welcher Ende sein wird nach ihren Werken.“

Hier verfährt er nach dem jüdischen Rezept: „Haltet den Dieb“. Er, der Satansapostel, schreibt die Rolle, die er selber auf Grund einer luziferischen Vision spielt, den echten Aposteln zu.

Der Ungeheuerlichkeit, die er damit ausspricht, ist er sich sehr wohl bewußt, denn in Vers 16 fährt er fort:

„Ich sage abermals, daß nicht jemand wähne, ich sei von Sinnen; wo aber nicht, so nehmet mich an als einen Tollen, daß ich mich auch ein wenig rühme. Was ich jetzt rede, das rede ich nicht als im Herrn, sondern als in der Tollheit, dieweil wir in das Rühmen gekommen sind. Sintemal viele sich rühmen nach dem Fleisch, will ich mich auch rühmen. Denn ihr vertraget gern die Narren, dieweil ihr klug seid.“ *)

Hier scheint in der That ein Tollhäusler das Wort zu führen. In diesem Stile geht es noch eine zeitlang fort. Dann sagt er in bezug auf die echten Apostel Vers 23 ff.:

„Sie sind Diener Christi? Ich rede im Wahnsinn: Ich bin's wohl mehr: Ich habe mehr gearbeitet (als sie alle), (vergleiche 1. Korinther 15, 10), ich habe mehr Schläge erlitten, ich bin öfter gefangen, oft in Todesnöten gewesen; von den Juden habe ich fünfmal empfangen vierzig Streiche weniger eins; ich bin dreimal gestäupt, einmal gesteinigt; dreimal habe ich Schiffbruch erlitten, Tag und Nacht habe ich zugebracht in der Tiefe des Meeres; ich bin oft gereist, ich bin in Gefahr gewesen durch die Flüsse, in Gefahr durch die Mörder, in Gefahr unter den Juden, in Gefahr unter den Heiden, in Gefahr in den Städten, in Gefahr in der Wüste, in Gefahr auf dem Meer, in Gefahr unter den falschen Brüdern; in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blöße; ohne was sich sonst zuträgt, nämlich, daß ich täglich werde angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinden. Wer ist schwach, und ich werde nicht schwach? Wer wird geärgert, und ich brenne nicht?“

Nachdem er also geprahlet, fällt er unvermittelt in scheinheilige Bescheidenheit:

„So ich mich ja rühmen soll, will ich mich meiner Schwachheit rühmen. Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, welcher sei gelobt in Ewigkeit, weiß, daß ich nicht lüge.“

Die zur Verherrlichung des Paulus geschriebene Apostelgeschichte unterdrückt geflissentlich den Kampf, den Petrus und seine Anhänger wider ihn führten. Auch die Briefe des Paulus enthalten naturgemäß nur spärliche Hinweise auf diesen Kampf. Gleichwohl lassen sie erkennen, daß man ihm vorwarf, er brüste sich mit einer Gewalt, die

er nicht habe, er sei ins Angesicht jedesmal sehr demütig, in seinen Briefen aber sehr anmaßend; man bezweifelte sogar seine Ehrlichkeit bei den Kollekten. Die Frage, ob er wirklich ein Apostel Christi sei, beantwortet er mit dem überheblichen Hinweis auf seine „Tüchtigkeit“. (2. Korinther 13, 6). Das Strafwunder, das man zu seiner Rechtfertigung verlangt, sagt er zu. Als es aber drauf und dran geht, erscheint er nicht!

Die „Petrusakten“¹⁾ und die „Clementinischen Homilien“,²⁾ die als apokryph³⁾ nicht in den kirchlichen Kanon⁴⁾ des neuen Testaments aufgenommen wurden, liefern uns ein anschauliches Bild der Beurteilung, die Paulus von Petrus und seinen Anhängern erfuhr. Sie bezeichnen ihn als „Rüstzeug des Teufels, Irrlehrer, und Antichrist“. Sie heißen ihn „verhaßten Menschen“ und „falschen Apostel.“ Seine Lehre nennen sie „gesetzlos, gottlos und possenhaft“. Petrus und seine Anhänger bezweifelten von vornherein die Vision des Paulus. Sie führen sie auf einen bösen Dämon zurück. Selbst wenn die Vision des Paulus echt gewesen sei, so könne der Herr mit ihm nur im Zorn wie mit einem Widersacher geredet haben, da Paulus das Gegenteil der echten Heilandslehre verkünde. Petrus spricht zu Paulus:

„Wenn nun auch dir unser Jesus in einem Gesichte erscheinend sich kundgegeben und mit dir geredet hat, so tat er es nur wie mit einem Widersacher im Zorne. Deswegen hat er (zu dir) durch Gesichte und Träume oder durch äußere Offenbarungen gesprochen. Kann aber jemand durch ein Gesicht zum Lehramt befähigt werden? Und wenn du sagst, es ist möglich, warum hat der Lehrer ein ganzes Jahr mit **W a c h e n d e n** persönlichen Umgang gepflogen? Wie sollen wir dir aber glauben, daß er auch dir erschien? Wie kann er

dir auch erschienen sein, da du doch das Gegenteil seiner Lehre im Sinne hast? Bist du von ihm auch nur eine Stunde durch Anschauung und Unterricht zum Apostel gemacht worden, so verkündige seine Lehre, lege seine Aussprüche aus, liebe seine Apostel und streite nicht mit mir, der ich mit ihm zusammen war! Denn gegen mich, der ich ein fester Felsen bin, das Fundament der Kirche, bist du als Widersacher aufgestanden. Wärest du nicht ein Widersacher, so würdest du nicht mich verleumden und meine Predigt schmähen, damit ich, wenn ich das sage, was ich von dem Herrn im persönlichen Umgange gehört habe, keinen Glauben finde, indem du mich hinstellst, als wäre ich (von Jesus) verworfen und nicht erprobt. Wenn du mich „verworfen“ nennst, so klagst du Gott an, der mir den Christus geoffenbart hat und fährt gegen den los, der mich wegen dieser Offenbarung selig gepriesen hat.“ *)

Dann fordert Petrus den Paulus auf, sich von ihm in der „Wahrheit“ unterrichten zu lassen und sein „Mitarbeiter“ zu werden. Allein die Rolle eines Mitarbeiters für die Sache Christi genügte dem Größenwahn des Paulus nicht; er selber wollte im Mittelpunkt der Lehre stehen, die er im angeblichen Auftrage des Heilandes verkündete. Er selber wollte Heiliger und Weltenrichter sein. 1. Korinther 6, 2 schreibt er:

„Wisset ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden? — Wisset ihr nicht, daß wir über die Engel richten werden?“

Jesus und sein Lebenswerk waren ihm völlig gleichgültig; nichts lag ihm am eigenen Lernen, an der eigenen Selbstvollendung im Sinne der Heilandslehre; es kam ihm einzig und allein darauf an, eine große Rolle zu spielen und im Mittelpunkt der Lügenlehre zu stehen, die er selber verkündete.

Wir haben es hier mit einer pathologischen Natur zu tun. Nach Ansicht der Paulusforscher soll er Epileptiker gewesen sein. Er selber gesteht, er habe einen „Pfahl im Fleische“, der „Engel des Satans schlage ihn mit Säufen“ (2. Korinther 12, 7). Immer wieder rühmt er sich seiner Gesichte und Offenbarungen; er bekennt, daß er Stunden habe, in denen er nicht mehr zu sagen weiß, ob er in oder außer dem Leibe sei (2. Korinther 12, 1—4). Unvermittelt fällt er aus dem Tone des Größenwahns in hündische Unterwürfigkeit und erklärt, er wolle sich nur seiner Schwachheit rühmen (2. Korinther 12, 5—6). Es ist das selbe pathologische Bild, das wir heute an dem Satansapostel, dem ungarischen Juden Rudolf Steiner, erleben. Auch er gerät in Verzückungen, wandelt außerhalb seines Leibes, lieft in der übersinnlichen Akashachronik, posaunt seine magischen Kräfte in alle Welt hinaus, ohne auch nur den Schatten eines Beweises für sie zu erbringen. Das verhindert ihn jedoch nicht, ebenso wie Paulus Kollekte zu machen und die eingesammelten Gelder in Zigarettenfabriken und sonstigen Geschäften anzulegen.

Das Charakterbild des Paulus, das er selber von sich entwirft, kommt auch in seiner leiblichen Erscheinung überraschend zum Ausdruck. Die Akten der heiligen Thekla, einer vornehmen jungen Dame aus Ikonium, die Familie und Bräutigam verließ, um dem Paulus zu folgen, beschreiben ihn als „klein von Gestalt“, „schmächtig“, „mit einer Gläze“, „buschigen, zusammengewachsenen Augenbrauen“, „krummer Nase“ und „krummen Beinen“ *): der Schönste Jppel, wie er im Buche steht.“

25.

„Auf Paulus“, fuhr Schwertfeger fort, „geht die soziale und internationale Gleichmacherei zurück, deren Schrittmacher das von ihm begründete Kirchenchristentum geworden ist:

„Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu.“ (Galater 3, 28).

Die natürlichen Unterschiede der Art und Rasse, der Völker und Staaten, der organischen Gliederung völkischen Lebens in Berufe und Stände, der Begabung und Leistungsfähigkeit, ja die Unterschiede der Geschlechter werden von Paulus aufgehoben. Einzelwesen, Arten, Rassen, Völker, die ganze Menschheit wird in Brei und Schleim verwandelt; alles sondergeartete Leben, die Persönlichkeit, die Grundlagen der natürlichen Entwicklung werden zerstört.

Wie unvereinbar ist diese Gleichmacherei mit der Lehre Christi! Der Heiland verlangt, daß jeder mit dem Pfunde wuchere, das ihm der Herrgott verliehen hat! Der Herr wie der Knecht! Die christliche Freiheit des Heilandes besteht in der freiwilligen Erfüllung notwendiger, naturgegebener Pflichten und Aufgaben. Jeder Arbeiter erhält den Lohn, den er verdient, die Höhe des Lohnes entscheidet der Herr. Nicht auf den äußeren Umfang sondern auf die Art der Leistung kommt es an. Der pflichtlose Arbeiter wird ebenso zur Rechenschaft gezogen wie der pflichtlose Hausverwalter. Der Herr ist auf den Knecht, der Knecht auf den Herrn angewiesen. Jeder hat die Pflichten auf dem Platze zu erfüllen, auf den ihn der Herrgott gestellt hat.

Nie und nimmer hat der Heiland die Unterbindung des persönlichen Lebens, der Grundlage jeder gesellschaftlichen und staatlichen Gliederung gepredigt. Niemals hat er die Aufhebung der Unterschiede zwischen Völkern und Staaten, Rassen und Nationen gelehrt! Auch nicht andeutungsweise! Das sind Wahngedanken, die nur einem rasse- und vaterlandslosen Jüdengehirne entspringen konnten.

Die Liebeslehre des Heilandes setzt ganz im Gegenteil die gegenseitige Duldung, Achtung und Förderung jeder Eigenart voraus. Unterschiedslos reicht der Heiland jedem die Hand, der guten Willens ist, den Rückweg zum Vater zu beschreiten. In ihm, in der Liebe zum Vater, sollen sich alle zum gleichen Ewigkeitsziele zusammenfinden, nicht unter Aufhebung sondern unter denkbar höchster Entfaltung ihrer Eigenart. Nicht um eine selbststüchtige Entfaltung handelt es sich sondern um sittliche und geistige Zieltrebigkeit im Zeichen der selbstlosen Liebe. Der Heiland reicht seine Hand Ariern wie Juden, Freien und Knechten, Männern wie Frauen. Von ihnen selber hängt es einzig und allein ab, ob sie diese Hand ergreifen wollen oder nicht. Die Juden haben in geistiger Verstocktheit und Blindheit die Hand des Heilandes zurückgewiesen und weisen sie zurück bis auf den heutigen Tag.

Wäre der Jude Paulus fähig gewesen, den Sinn der Heilandslehre zu erfassen, so hätte sein Ausspruch lauten müssen: „Hier ist *z w a r* Jude und Grieche, hier ist *z w a r* Knecht und Freier, hier ist *z w a r* Mann und Weib; aber trotz dieser Unterschiede seid ihr alle geeint in Jesu Christo.“

Weil das Kirchenchristentum dank der Irrlehre des Paulus die Eigenart des Einzelmenschen und der Völker

mißachtete, weil es die Wurzeln natürlichen Lebens, Werdens und Wachsens durchschnitt, deshalb ist es verdorrt und zugrunde gegangen. Es führt heute nur noch ein imposantes Leichendasein wie die verrosteten Lokomotiven abseits des Lebens der Nation.

Das Leben lebt nur in der Persönlichkeit, nur durch die Persönlichkeit. Die ganze Natur vom Atom bis zum Genie ist auf Eigenart gestellt. Fortschritt kommt nur durch Entwicklung der Eigenart zur Persönlichkeit. Ihre Aufhebung ist gleichbedeutend mit Untergang und Tod. Persönlichkeiten sind die Exponenten der Rasse. Darum ist internationale Kunst nicht möglich; Kunst kann nur national, das ist völkisch sein. Darum ist auch eine internationale Religion nicht möglich; Religion kann nur national, das ist völkisch sein.

Die Kunst der verschiedenen Völker besteht zwar aus denselben Formelementen, aber jeder Künstler entwickelt sie verschieden und füllt sie mit verschiedenem Inhalte nach Maßgabe seiner völkisch bedingten Persönlichkeit. Darum ist die Kunst der Deutschen anders wie die Kunst der Italiener, Franzosen und Engländer. Wir würdigen und schätzen die Kunst dieser Völker, wir freuen uns an ihr, lassen uns durch sie anregen, schöpfen und schaffen können wir aber nur eine deutsche Kunst.

Ebenso ist es mit der Religion. Die Religion der abendländischen Völker besteht aus den gleichen Elementen der christlichen Lehre. Der Deutsche wird diese Elemente anders entwickeln und mit anderem Inhalte füllen wie der Italiener, Franzose und Engländer. Weil uns Deutschen das Christentum der Italiener aufgezwungen wurde, deshalb konnte es in deutschen Herzen nicht Wurzel fassen,

deshalb führt es heute in Deutschland ein Leben abseits der Nation. Weil Bonifazius ein Sendling Roms war, deshalb haben wir heute kein deutsches sondern ein römisch-jüdisches Christentum. Der Protestantismus ist nur ein verkrüppeltes römisch-jüdisches Christentum. Er ist ebensowenig deutsches Christentum wie das römisch-jüdische Recht deutsches Recht ist, wie die römische Luft deutsche Luft ist. Wir sind ein Volk des herben, männlichen Nordens, nicht des weichlichen, weiblichen Südens.

Herrgott im Himmel droben, schenke uns den deutschen Mann, der uns die deutsche Religion bringt!

„Hier ist nicht Mann noch Weib!“

Paulus hebt also sogar die Unterschiede der Geschlechter auf! Der Jude Paulus wird zum Schrittmacher der Homosexualität und Perversität.*) Seinen eigenen Briefen zufolge nahm dieses Laster in seinen Gemeinden so überhand, daß er selber vergeblich dagegen ankämpfte.

„Grüßet euch untereinander mit dem heiligen Kuß.“
(Römer 16, 16; 1. Korinther 16, 20; 2. Korinther 13, 12).

Nein, Herr Jude Paulus! Die christliche Liebe ist keine Kußschwester! Sie ist nicht Sache hysterischer Weiber beiderlei Geschlechtes, sie ist Sache ernster Männer und Frauen! Sie ist nicht Küssen und Umarmen, sie ist Ringen um die Ewigkeit! Sie ist Leben in der Ewigkeit!

„Die Liebe verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.“ (1. Korinther 13, 7).

Nein, Herr Fälscher Paulus! Die Liebe duldet nicht alles! Sie ist nicht Schwäche, sie ist Kraft! Die Liebe

fordert! Die Liebe legt Pflichten auf! Die Liebe ist Kampf! Kampf gegen Lauheit und Flaueheit! Kampf gegen Weichheit und Feigheit! Kampf gegen das fatte Behagen! Kampf gegen die Vernichter der Persönlichkeit! Kampf gegen die Vergifter des Volkstums! Kampf, Kampf, Kampf bis zum Tode für Freiheit, Volk, und Vaterland!“

26.

„Die ſchlicht=klare Liebeslehre des Heilandes, die auch dem letzten Sünder die ewige Seligkeit erſchließt, hat Paulus in ein jüdiſches Schachergeſchäft verwandelt. Die bedingungsloſe Alliebe Gottes hat er zurückgeſchraubt auf die deſpotiſche Willkür des Judengottes Jahwe. Die Gnadenlehre des Paulus führt notwendig zum Fatalismus oder zur Verzweiflung. Sie iſt entſittlichend, da ſie die Mitwirkung des Menſchen zur Sündenerlöſung, zum Beſſerwerden, zur Vervollkommenung excluſiviert.

Dieſe Irrlehre iſt die Grundlage des Kirchenchriſtentums geworden. Der Numidier Auguſtin hat ſie von dem Juden Paulus übernommen, Luther von Paulus und Auguſtin. Auch im Mittelpunkte der Lehre Luthers ſteht der Glaube und die Gnade. Von Glaube und Gnade hängt auch nach ſeiner Auffaſſung die Seligkeit ab. Der Arier Luther konnte aber der ſittlichen Selbſtarbeit zur Erlangung der Seligkeit nicht entraten. Er war jedoch ſo ſehr in die altteſtamentariſchen Vorſtellungen vermurzelt, daß er den entſcheidenden Bruch mit dem alten Teſtamente und mit Paulus nicht zu vollziehen vermochte. Daraus

werden wir ihm keinen Vorwurf machen. Es schmälert nicht seine Riesentat. Alles will seine Zeit und seine Reise haben. Heute ist die Zeit der Reise da. Es gilt das Werk Luthers zu vollenden. Die jüdische Lügenlehre hat er nicht oder doch zu spät erkannt. Als sie anfang ihm aufzugehen, war die Reformation längst vollzogen und die irdische Lebensbahn des Reformators bereits abgeschlossen. Erst drei Jahre vor seinem Tode sind Luthers Schriften gegen die Juden erschienen.*)

So hat uns Luther nur von Papst und Priestertum als den Vermittlern und Spendern der göttlichen Gnade befreit, er hat uns aber nicht die Befreiung von der Lüge des alten Testaments und von der Irrlehre des Paulus gebracht. Er hat die Distel nur geköpft, sie aber nicht mit der Wurzel ausgerottet. Der geköpften Distel sind zahlreiche neue Krüppelköpfe gewachsen; an Stelle des einköpfigen Papstes sind die vielköpfigen Theologieprofessoren getreten. Der Heiland aber war weder Professor noch waren seine Jünger Privatdozenten, Studenten und Seminaristen; sie waren einfache, schlichte Leute mit einfachem klaren Verstande, sie hatten das Herz auf dem rechten Fleck.

Das Wort Gnade hat der Heiland auch nicht ein einziges Mal ausgesprochen. Es kommt, wenn ich keine Stelle übersehen habe, in den Evangelien überhaupt nur insgesamt sechs Mal vor und zwar immer als Referat der Evangelisten: der sicherste Beweis, daß die Evangelisten bereits unter dem Einflusse pfäffischer Spekulationen standen. Im alten Testamente hingegen und in den paulinischen Briefen kommt das Wort Gnade nicht nur dutzende sondern hunderte Male vor. Soweit ich sehen

kann, ist dieser Tatbestand noch keinem einzigen Theologen aufgefallen. Die Grundbedeutung des entsprechenden Wortes im griechischen Urtext der Evangelien ist nicht „Gnade“ sondern „Güte“, „Huld“.*)

Die „Gnade“ ist ein Schlagwort des alten Testaments, der Ausdruck der despotischen Willkür des Judengötzen Jahwe. Die Pfaffeninstinkte haben sich mit Wonne auf dieses Wort geworfen und tausende überflüssige Bände darüber geschrieben. Der Heiland kennt das Wort „Gnade“ überhaupt nicht; mit spitzfindigen Konstruktionen und Spekulationen hat er seine Zeit nicht vertrödelte. Er kennt nur die „Liebe“ des Vaters zu seinen Kindern. Wir stehen dauernd in dem göttlichen Liebesstrom; nur durch unsere Abkehr von Gott, durch unsere Sünden, durch Mißbrauch unseres freien Willens, haben wir uns selber außerhalb des allzeit fließenden Liebesstromes gestellt. Nur von uns, von unserem freien Willen hängt es ab, ob wir außerhalb stehen bleiben wollen. Jederzeit sind wir imstande, durch Umkehr unseres freien Willens uns in den göttlichen Liebesstrom zurückzustellen und seiner belebenden, beseligenden Wirkung auf unser Denken, Fühlen und Wollen, auf unser ganzes Sein und Wesen, Werden und Wachsen wieder teilhaftig zu werden. Glaube und Gnade sind jüdisch=pfäffische Schlagworte; sie haben das Christentum totgeschlagen.

Ebenso fremd wie der Begriff der Gnade und des Glaubens im kirchlichen Sinne ist dem Heilande der Begriff des Dogmas, des Zwangsglaubenssatzes, ebenso fremd wie jedem Menschen, der unbefangen der inneren und äußeren Welt gegenübersteht. Die paulinische, für das Kirchenchristentum grundlegende Auffassung, der

Heiland habe uns durch seinen Opfertod mit seinem Vater wieder ausgesöhnt und dadurch von der Sünde erlöst, ist eine echt jüdische Vorstellung, geboren aus der barbarischen Grausamkeit und despotischen Willkür des alttestamentarischen Judengottes Jahwe. In dieser Auffassung ist der Heiland nichts anderes als ein Sündenbock, der mit den Sünden der Menschheit beladen nicht nur geschlachtet sondern grausam zu Tode gemartert wird. Nur ein Götze kann durch die Fehler und Sünden seiner Bekenner gekränkt und beleidigt werden; nur ein menschlich verkleinerter Gott kann das Bedürfnis empfinden, durch Opfer wieder „versöhnt“ zu werden; nur ein grausamer, herzloser Tyrann kann gar sein liebstes Kind hinschlachten lassen, um durch ein solch blutiges Opferwerk seine gekränkte Eitelkeit zu befriedigen. Der allmächtige, allwissende, allliebende Gott hingegen kann durch die Fehler und Sünden seiner Kinder gar nicht anders als mit tiefstem Mitleid und tiefstem Erbarmen berührt werden. Seine eigene Schöpfung würde Gott zunichte machen, wenn er eine irgendwie geartete Möglichkeit zugelassen hätte, daß wir von unseren Sünden durch irgend jemand anders als durch uns selbst erlöst werden könnten.

Leid und Unglück ist nicht S t r a f e sondern unvermeidliche, gesetzmäßige F o l g e des Mißbrauchs unseres freien Willens, unserer Sünde, unserer Abkehr von Gott. Nur durch selbst vollzogene Umkehr *) und neu anhebende Betätigung unseres freien Willens im Sinne des g ö t t l i c h e n Willens, das heißt durch sittliche Selbstarbeit können wir von der Sünde erlöst werden. Der allliebende Gott straft nicht und züchtigt nicht, nur durch Liebe zieht er zu sich empor. Seine Liebe zu uns war von Anbeginn so über alle

Begriffe groß, daß er seine erbarmende Hand auch noch über der Sünde hielt. Seine Allweisheit sah den Fall der von ihm als willensfreie Persönlichkeiten erschaffenen Geister voraus. Seine Allmacht, Allweisheit und Alliebe hat seine Schöpfung von vornherein so eingerichtet, daß Leid und Unglück als gesetzmäßige Folgen der Sünde den gefallenem Geistern zum Anstoß werden sollten, sich ihrer Abkehr von Gott inne zu werden und durch Umkehr ihres Willens den Rückweg zu Gott wieder anzutreten.

Die irdische Verkörperung ist eine von Gott eigens geschaffene Einrichtung, uns die Folgen der Sünde besonders eindringlich empfinden zu lassen. Jeder gefallene Geist, mag er verkörpert oder nicht verkörpert sein, hat es jederzeit in der Hand, durch den rechten Gebrauch seines freien Willens den Rückweg zu Gott wieder zu beschreiten. Des Leides und des Unglückes als gesetzmäßigen Folgen der Sünde wird er dabei nicht enthoben. Aber in demselben Maße, in dem er unter der Einwirkung von Leid und Unglück zu der Erkenntnis seiner Sünden kommt und seinen freien Willen zur Überwindung der Sünde betätigt, fallen auch Leid und Unglück von ihm ab; wenn auch nicht immer in dem gegenwärtigen Leben, da er, um nicht rückfällig zu werden, des Leides und Unglückes oft noch nicht entraten kann, so doch in dem reinen Geistesleben, das auf den irdischen Tod folgt und in den späteren irdischen Verkörperungen, sofern er deren zu seiner Weiterentwicklung, das heißt Rückentwicklung zu Gott noch bedürfen sollte.

Jeder, der diesen Willen zur Umkehr hat, erhält von Gott die Kraft zu seiner Betätigung in demselben Maße als er diesen Willen zu betätigen entschlossen ist. Keinem wird von Gott mehr auferlegt als er tragen kann und ihm

zur Erkenntnis der Sünde, zur Umkehr und zum Beharren in der Umkehr vonnöten ist. Gute Geister sind hierbei sichtbar und unsichtbar unablässig am Werke und bereit, jedem die Hand zu reichen, der ihre helfende Bruderhand nur ergreifen will. Eines besonderen Gnadenaktes Gottes dazu bedarf es nicht. Die Gnade setzt einen willkürlichen, jeweils sich immer neu vollziehenden Akt Gottes voraus. Angesichts der von Unbeginn an wirkenden Allliebe Gottes, die alle seine Geister, nichtverkörperte und verkörperte, sündige und nichtsündige, umfaßt, wären solche besonderen Gnadenakte sinnlos und der Allmacht, Allweisheit und Allliebe Gottes nicht würdig.

Gott ist uns nicht gnädig, sondern er hat uns lieb, weil er eben unser Vater und nicht unser Tyrann ist. Ein Vater spendet seinen Kindern nicht Gnade sondern Liebe. Die Gnade setzt notwendig die Gnadenwahl, das heißt die Willkür voraus. Sie entspringt der alttestamentarischen Gottesauffassung und führt, wenn anders begründet, notwendig zu ihr zurück: Gott sei dem einen Kinde mehr, dem anderen weniger gnädig; sie gipfelt in der Ungeheuerlichkeit, Gott habe von vornherein seine Kinder teils zur Seligkeit, teils zur ewigen Verdammnis bestimmt. Unser göttlicher Vater aber hat alle seine Kinder zur Seligkeit erschaffen. Wir alle besaßen bereits einen hohen Grad von Seligkeit in unserem vorgeburtlichen, rein geistigen Leben; durch Mißbrauch unseres freien Willens, durch Abkehr von Gott, durch die Sünde, sind wir dieser Seligkeit verlustig gegangen und mußten darum im Fleische geboren werden.*) Unser göttlicher Vater aber will, daß alle seine gefallenen Kinder, auch der letzte Sünder, diese

Seligkeit wiedererlangen. Darum läßt er jedem Kinde an Leid das zuteil werden, dessen es zur Erkenntnis seiner Sünden, zur inneren Umkehr und zum Beharren in der Umkehr bedarf. Die allzeit endlos fließende Liebe Gottes gibt jedem, auch dem verstocktesten Sünder, immer neue Gelegenheiten zur Einsicht in seine Sünde und zur inneren Umkehr. Von dem freien Willen des Sünders allein hängt es ab, ob er diese Gelegenheiten erkennen und wahrnehmen will oder nicht.

Obwohl Gott selber am besten weiß, was uns nottut, bedürfen wir gleichwohl des **G e b e t e s** :

„Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopft an, so wird euch aufgetan“ (Lukas 11, 9; Matthäus 7, 7).

„Alles was ihr bittet in eurem Gebet, vertrauet nur, daß ihr's empfangen werdet, so wird's euch werden“ (Markus 11, 24).

Das Gebet ist nicht etwa ein kindischer Versuch, Gott, den Heiland oder die höheren Geister (im Sinne der katholischen Kirche die Heiligen), die wir um Hilfe anrufen, zu bestechen, uns dieses oder jenes zuzuwenden sondern lediglich ein Mittel, unsere Herzen dem allzeit fließenden Liebestrome Gottes zu öffnen. Es ist der bewußte Ausdruck unseres Willens, uns in den göttlichen Liebestrom, aus dem wir durch die Sünde ausgetreten sind, wieder einzustellen, ihn wieder auf uns wirken zu lassen. Darum können wir gar nicht heiß und inbrünstig genug **b e t e n**. Auch der Heiland, so innig er mit dem göttlichen Vater auch verbunden ist, hört nicht auf zu beten.

Das Beten besteht jedoch nicht in dem Herunterplappern von Worten oder bestimmten Formeln, es ist vielmehr ein

geistiger Akt, durch den wir zielbewußt unseren Willen in und unter den Willen Gottes stellen.

„Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen. Darum sollt ihr euch ihnen nicht gleichstellen. Euer Vater weiß, was ihr bedürft, ehe denn ihr ihn bittet“ (Matthäus 6, 7—8).

Die Einstellung unseres Willens in und unter den Willen Gottes, das ist der Grundgedanke des Gebetes, das uns der Heiland gelehrt hat:

„Unser Vater in dem Himmel! Dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel“ (Matthäus 6, 9—10).

Die Wirkung des Gebetes besteht nicht darin, daß Gott uns buchstäblich das erfüllt, um was wir ihn bitten sondern darin, daß wir alles, was er uns auch schicken mag, als zweckmäßig und notwendig für unser Seelenheil erkennen. Durch das Gebet erhalten wir die Kraft, dieser unserer Erkenntnis nach auch zu handeln und in unserer Erkenntnis, Einkehr und Umkehr nicht mehr wankend zu werden. Darum sollen wir „wachen und beten ohne Unterlaß“. Ein Vater und eine Mutter erfüllen die Bitten ihrer Lieblinge nicht, wenn die Erfüllung ihnen schädlich wäre. Ein Kind, das nach dem Feuer greifen will, zieht die Mutter zurück, auch wenn es sich noch so sehr dagegen sträubt. Die Mutter gibt ihrem Kinde auch bittere Medizin, wenn sie zur Gesundung des Kindes ponnöten ist.

Es ist daher ganz sinn- und zwecklos, Gott irdische Wünsche im Gebete vorzutragen:

„Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns

kleiden? Nach solchem allem trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürft.

Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen“ (Matthäus 6, 31—33).

Wenn der Heiland uns beten lehrt:

„Unser morgiges Brot gib uns heute“ (Matthäus 6, 11)

So ist das im Sinne des Heilandes nicht eine Mahnung an Gott, unserer Nahrung nicht zu vergessen, sondern das Bekenntnis, daß wir gewillt sind, unsere irdischen Wünsche auf das Notwendigste zu beschränken, das heißt andere Wünsche als solche, die zur Erfüllung unserer irdischen Ewigkeitsaufgaben nötig sind, überhaupt nicht kennen zu wollen. Der Heiland sagt nicht, wie es durchweg falsch übersetzt wird „unser tägliches Brot“ sondern „unser morgiges Brot (unser Brot für morgen) gib uns heute“.*) Das heißt, wir sollen und wollen nicht wie weltfremde Utopisten gedankenlos in den Tag hinein, von der Hand in den Mund leben, sondern wir sollen und wollen, um imstande zu sein, unseren Ewigkeitsaufgaben zu dienen, für das Brot, dessen wir morgen bedürfen, heute schon sorgen. Wenn der Heiland uns versichert:

„So ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben“ (Johannes 16, 23),

so heißt das nicht, Gott werde uns alle möglichen Wünsche erfüllen, wenn wir sie ihm nur unter Berufung auf den Heiland vortragen, sondern es heißt: alles, was wir im Namen, das heißt im Sinne und aus der Absicht des Heilandes heraus als zweckmäßig im Hinblick auf unsere Ewigkeitsaufgaben von Gott erbitten, das

wird er uns mit Sicherheit erfüllen; er wird uns die Erkenntnis und die Kraft schenken, den Weg zu wandeln, den uns der Heiland vorangegangen ist.

Haben wir uns zu dieser Erkenntnis und zu dem Willen, diese Erkenntnis zu betätigen, einmal durchgerungen, so sind wir schlechthin gegen alles Leid der Welt gefeit, denn wir erkennen es als von Gott zu unserem Heile geschickt, wir wissen, daß wir auch die Kraft erhalten, es zu ertragen, zu überwinden und uns dadurch von der Sünde und ihren Folgen zu erlösen, denn wir haben die unerschütterliche Gewißheit, daß der Heiland, unser Erlöser, lebt. Die über alle Begriffe hohe Weisheit, Allmacht und Alliebe Gottes betätigt sich eben darin, daß Leid nicht Strafe sondern als gesetzliche Folge der Sünde nur der Ausdruck der Liebe Gottes ist:

„Selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen (durch das Leid) berufen werden!“ (Matth. 5, 4).

„Ansprechen“, „anrufen“, „herbeirufen“, „berufen“ und nicht „trösten“ bedeutet das betreffende Wort des griechischen Urtextes.*) Wenn nur das Getröstetwerden Zweck des Leides wäre, so hätte Gott das Leid uns ja gar nicht erst zu schicken brauchen. Ein solches Verfahren Gottes wäre sinnlos und grausam. Der Trost nützt uns im Leide gar nichts, noch viel weniger vermag er uns selig zu machen. Die Erkenntnis jedoch, daß das Leid nicht Strafe sondern gesetzliche Folge der Sünde ist, daß es nur bezweckt, uns zur inneren Umkehr und damit zur Rückkehr zu Gott, zur Seligkeit, zu berufen, das ist allein uns wahrer Trost und diese Erkenntnis an sich ist schon beseligend.

Der Heiland, der niemals auch nur des Hauches einer Sünde schuldig ward, er ist aus seiner unermesslichen Herrlichkeit, aus unmittelbarster Nähe des Vaters zu uns auf die Erde herabgestiegen, um uns die Botschaft zu bringen, daß Gott unser allliebender Vater ist, daß er auch den letzten Sünder an seinem Vaterherzen hält. Die Wahrheit dieser Botschaft hat er durch sein vorbildliches, selbstlos dienendes Leben, durch das heldenhafte Ertragen von Verfolgung, Schmach und Schande, durch gottvertrauendes Ausharren in allem Leide und Unglück, in allen Todesmartern bis zum letzten Atemzuge und durch sein Auferstehen besiegelt. Er hat uns durch sein Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen die Gewißheit gegeben, daß auch wir auferstehen, das heißt im Tode zu einem rein geistigen Leben erwachen werden, wenn wir seinem Beispiele folgen, nur unserer inneren Überzeugung, der Wahrheit und der Liebe leben, handeln, leiden und sterben. Darin und nur darin liegt die Erlösung, die er uns gebracht hat. Bestünde die Kirchenauffassung zu Recht, der Heiland habe uns durch seinen Tod mit Gott wieder „ausgeföhnt“ und uns so von der Sünde erlöst, so müßten doch auch die Folgen der Sünde, Leid und Unglück, aufgehoben worden sein. Das ist aber doch, wie die Erfahrung lehrt, nicht der Fall.

Die Sünde, die wir schon im vorgeburtlichen Leben durch Mißbrauch unseres freien Willens begangen hatten, ist die Erbsünde, mit der wir geboren werden. Wie sinnlos ist die Kirchenlehre, mit der Erbsünde werden wir alle deshalb geboren, weil Adam und Eva die Sünde in die Welt gebracht hätten! Das ist die gleiche gesetzlose Willkür, die sich auch in der Auffassung vom Opfertode Christi kundgibt. So sinnlos es ist, uns durch ein anderes als eigenes

Verdienst von der Sünde zu erlösen, ebenso sinnlos ist es, uns durch die Schuld eines anderen selber schuldig werden zu lassen. Die urarische Erzählung vom Sündenfalle im alten Testamente ist nichts anderes als eine ins Naiv-menschliche gerückte Symbolisierung der Sünde, die wir schon als Geister im vorgeburtlichen Leben begangen hatten.

Unsere Schwächen, Fehler und Sünden sind nicht ursprüngliche Eigenschaften unseres unsterblichen, von Gott rein erschaffenen Geistes sondern nur die Folgen unseres Geisterfalles, unserer Abkehr von Gott. Sie sinken wie Schlacken von uns ab, als wären sie niemals in uns gewesen, sobald wir sie erkannt und überwunden haben, ja sie lassen alsdann den reinen, im Feuer des Leides geläuterten Kern unseres unsterblichen Wesens nur umso heller erstrahlen. Nur der Philister kommt vom Ewiggestrigen nicht los, aber nicht rückwärts gehe unser Blick, vorwärts und aufwärts liegt unser hohes Geistes- und Ewigkeitsziel!

Unsere Verkörperung, auch die wiederholte Verkörperung ist lediglich ein Liebesakt Gottes, denn die allerwenigsten Geister erreichen Ziel und Zweck der Verkörperung schon in einem einzigen irdischen Leben. Wer aber das Wesen des Heilandes in all seiner göttlichen Kraft und erbarmenden Liebe erkannt und dank dieser Erkenntnis den Weg zur Sündenerlösung durch sittliche Selbstarbeit endgültig beschritten hat und auf diesem Wege nicht mehr wankend geworden ist, der bedarf keiner neuen irdischen Verkörperung mehr. Seine geistige Entwicklung und Rückkehr zu Gott vollzieht sich dann nur noch in reineren, lichterem, rein geistigen Sphären. Das ist der Sinn des Heilandswortes: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich“ und der Verheißung, die Jesus dem

Schächer am Kreuze gab: „Wahrlich, noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Der Schächer hat in seiner Todesstunde das Wesen des Heilandes, die selbstlose Liebe, so klar erkannt, daß er in seiner Erkenntnis und Selbstarbeit nicht mehr irre und wankend werden konnte; darum ward er für immer der irdischen Fessel entkettet.

Diese Erkenntnisse der Geistlehre sind es, von denen der Heiland spricht Johannes 16, 12—14:

„Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnt es jetzt noch nicht erfassen.*) Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von sich selber reden; sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen. Derselbe wird mich verklären, denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen.“

Der hier von dem Heilande verheißene Geist der Wahrheit spricht seit Jahrzehnten durch die Geistlehre zu den Menschen, aber die Menschen wollen ihn nicht annehmen. „Das Licht scheint in der Finsternis, aber die Finsternis hat's nicht begriffen“.

Es gilt in diesem Geiste der Wahrheit das Christentum neu aufzubauen auf der Grundlage der reinen, unverfälschten Heilandslehre unter Ausschaltung des alten Testaments und des ganzen jüdisch=paulinischen Dogmenkrames. Einzige Grundlage für diesen Neubau sind die Evangelien, vor allem das Johannesevangelium, das, von dem Lieblingsjünger Jesu geschrieben, die Lehre des Heilandes besondres rein und klar zum Ausdrucke bringt. Dieser Neubau des Christentumes, das **G e i s t c h r i s t e n = t u m**, wird die deutschvölkische, das ist volksdeutsche

Schöpfung sein, die uns Deutschen und damit der ganzen Menschheit die Wiedergeburt, die Erlösung vom Egoismus und Materialismus bringen wird.

Der Knoten, mit dem das heutige Christentum in das Judentum des alten Testaments und des Paulus verstrickt ist, kann nicht mehr mit den Fingern aufgelöst, er muß wie der gordische Knoten mit dem Schwerte durchhauen werden. Der Streich ist genau da zu führen, wo das alte Testament mit dem neuen zusammenstößt. Ein Hieb durch den Pappdeckel und wir sind frei! Die paulinische Irrlehre, im alten Testamente wurzelnd, wird dabei ganz von selber fallen. Dieser Streich wird zugleich das Judentum zu Tode treffen,*) denn seine Macht zieht es nur aus dem der Christenheit eingepflichten Wahne, das alte Testament sei ein unantastbares von Gott geoffenbartes Buch, die Grundlage des neuen Testaments und des Christentumes. Die Losung heißt:

Fort mit dem alten Testamente!

Fort mit Paulus!

Zurück zu Christus!

27.

„Daß die christlichen Kirchen die Lehre Jesu nur verzerrt wiedergeben, ja sie in ihr Gegenteil verkehrt haben, davon hast du uns wohl überzeugt und, wie ich glaube, sogar unseren wackern Pfarrer,“ sagte Specht. „Ob aber das Christentum überhaupt unserem deutschen Volke zum Segen gereichte, selbst wenn es auf der unverfälschten Lehre Christi von neuem aufgerichtet würde, das möchte ich gleichwohl bezweifeln. Die christliche Religion ist doch

eine Religion des Duldens und Sichfügens und somit gerade das Gegenteil dessen, was unser Volk braucht, um durch Anspannung aller seiner Kräfte seine Freiheit wieder zu erringen und zu Zucht und Ordnung zu kommen.“

„Diese Auffassung ist nur die Folge der Entstellung, welche die Heilandslehre durch das Kirchenchristentum erfahren hat,“ entgegnete Schwertfeger. „Auch die Persönlichkeit des Heilandes hat durch die jüdisch=paulinische Kirche erst jüdisch=orientalische, weichliche und weibische Züge erhalten. In den Evangelien erscheint der Heiland keineswegs als Schwärmer, Phantast und Utopist sondern als gesunder, lebenbejahender Wirklichkeitsmensch. Seine Gleichnisse entlehnt er mit Vorliebe dem werktätigen praktischen Leben und der Natur. Er flieht nicht die Welt und das Leben als Mönch und Asket, er sucht Welt und Menschen auf, um praktisch zu wirken. Er nimmt teil an Gesellschaften und Festlichkeiten, er besucht die Hochzeit zu Kanaan, er verkehrt mit Sündern und Ungläubigen, er ißt und trinkt mit ihnen. Er verneint nicht die irdische Welt und ihre Freuden, er läßt ihnen nur die gebührende Schätzung zukommen, er wertet sie als ein Mittel, Geist und Körper frisch und kampffähig zu erhalten, aber er überschätzt sie nicht wie die materialistische Welt es tut, als seien sie Hauptzweck des Lebens.“

Bei aller Lebensbejahung war der Heiland der klar denkende, unerbittlich folgerichtig handelnde, furchtlose Held, der sich selber seinen Feinden, den Juden, auslieferte in der klaren Erkenntnis, daß nur sein Martertod die Menschheit von der unzerstörbaren Wahrheit seiner Lehre überzeugen könne. Was wäre wohl aus seiner Lehre geworden, wenn er den Strohtod im Bette gestorben wäre?

Wenn er seine vom Vater ihm übertragene Allmacht gebraucht hätte, dem Kreuzestode zu entgehen? Hätte nicht jeder sagen können, Jesus hatte gut reden und lehren, denn als es drauf und dran ging, vermochte er sich den Folgen seiner Lehre, die Kampf und Widerstand gegen die Welt, die schwerste persönliche Opfer verlangt, durch seine Allmacht zu entziehen? Er war der größte erbarmungsreichste, mit sich selber aber erbarmungsloseste Held aller Zeiten, denn selbstlose Liebe, Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, die klaren Auges furchtlos in den freiwilligen Tod geht, ist unbezwingliche, ewig unbesieglische Heldenkraft.

Wie ario=germanisch die Lehre des Heilandes ist, wie durchaus dem deutschen Wesen entsprechend, erhellt daraus, daß sie gleich nach der Einführung des Christentumes bei unseren germanischen Vorfahren Gegenstand eines Volksepos werden konnte. Ein unbekannter Dichter hat den „Heliand“ um das Jahr 800 geschrieben. In dieser Dichtung erscheint der Heiland als germanischer Herzog und Held, seine Jünger und Bekenner als seine Ritter und Gefolgsmannen. Schon die Religion unserer germanischen Vorfahren zeigt bemerkenswerte der christlichen Religion entsprechende Züge: Baldur=Siegfried, der Sohn des höchsten Gottes, ist der heldenhafte Vorkämpfer für Wahrheit und Recht, der Ausbreiter des Himmelslichtes auf Erden; er fällt wie Jesus als Opfer der materiellen irdischen Mächte. In den isländischen Sagen erscheint Baldur sogar als der in Menschengestalt leidende Gott. Unsere kerngesunden Vorfahren hatten ein sicheres Empfinden dafür, daß Leiden und Dulden, das Überwinden der irdischen Welt, die Selbstüberwindung, höchstes Heldentum erfordert.

Von kurzichtigen Segnern des Christentumes wird das Heilandswort „Liebet eure Feinde“ zum Beweise dafür angeführt, daß die christliche Religion eine Religion des kampflosen Sichergebens, der Schwäche und Ohnmacht sei. Wie töricht diese Auffassung ist, habe ich Ihnen ja früher schon auseinandergesetzt. Zum gleichen Beweise wird auch oft das Heilandswort Matthäus 5, 39 angeführt:

„Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel; sondern so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den andern dar.“

Von Juden und anderen Materialisten wird dieses Wort ebenso wie das Wort „Liebet eure Feinde“ als ein Freibrief betrachtet, ihr Ausbeutehandwerk ungehemmt an dem geduldigen Christen zu vollziehen. Sie setzen als selbstverständlich voraus, der Christ müsse still halten und sich alles gefallen lassen. Aber dem ist nicht so. Den Schlüssel auch zu diesem Heilandsworte liefert uns die Geistlehre. In ihrem Lichte besagt das Wort: „Ihr sollt nicht murren und euch verstockten Herzens gegen Leid und Unglück auflehnen, ihr sollt Leid und Unglück als notwendige Folgen eurer Sünden erkennen. Ihr sollt ihnen klar und fest ins Auge sehen, sie ertragen und überwinden und euch dadurch auf eine höhere Stufe der Entwicklung bringen.“ Der Backenstreich ist das Zeichen schmachvoller Behandlung. Das Wort besagt: „Ihr sollt über jedes Übel und jedes Unrecht, auch über eine euch angetane Schmach, so erhaben sein, daß ihr dadurch gar nicht berührt werden könnt, ja daß ihr sogar imstande sein könntet, dem Feinde auch noch die andere Backe hinzuhalten. Damit ist aber nicht gesagt, daß ihr verpflichtet seid, euch ohrfeigen zu lassen.“ Als der Heiland bei seinem Verhör vor dem Hohepriester von

einem Diener selber einen Backenstreich bekommt, da hält er ihm nicht auch die andere Wange hin sondern er setzt sich hoheitsvoll zur Wehr mit den Worten:

„Habe ich böse geredet, so beweise was daran böses sei; habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?“
(Johannes 18, 23).

Der Heiland, der seine Lehre den Jüngern selber praktisch vorlebt, der ihnen als Ausdruck seiner demütig dienenden Liebe sogar die Füße wäscht, er hätte zweifellos auch die andere Wange dem Streiche dargeboten, wenn jenes Wort buchstabenmäßig zu verstehen wäre. Die Heilandsgebote sind aus dem Geiste geboren und rein geistig zu verstehen. So ist auch das Wort: „Liebet eure Feinde“, das kurz auf das Wort vom Backenstreich folgt, als höchste Steigerung der Gesinnung zu betrachten, die wir allen Menschen, auch unseren Feinden gegenüber hegen und betätigen sollen.

Nicht schwächliches Nachgeben verlangt die Lehre des Heilandes sondern heldenhaften Kampf und härteste Entscheidung. Matthäus 10, 34 ff. sagt er:

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schwiegertochter wider ihre Schwiegermutter. Und des Menschen Feinde werden seine eignen Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert.“

Bei Lukas 12, 52—53 lautet dieses Wort:

„Denn von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein, drei wider zwei, und zwei wider drei. Es

wird sein der Vater wider den Sohn, und der Sohn wider den Vater; die Mutter wider die Tochter, und die Tochter wider die Mutter; die Schwiegermutter wider die Schwiegertochter, und die Schwiegertochter wider die Schwiegermutter.“

Und Lukas 14, 26—27 heißt es weiter:

„So jemand zu mir kommt und gibt nicht preis seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder und Schwestern und dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein. Wer nicht sein Kreuz trägt und folget mir nach, der kann nicht mein Jünger sein.“

Diese Forderung stellt der Heiland nicht nur als Gleichnis auf; er selber macht damit harten, heiligen Ernst. Als seine eigene Mutter ihn bittet, mit Rücksicht auf sie und ihre übrigen Söhne von seiner alle Welt erregenden gefährlichen Lehrtätigkeit abzulassen, da schleudert er ihr die Worte ins Gesicht, Johannes 2, 4:

„Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“

Weichheit und Nachgiebigkeit, wo es gilt den Kampf für die Wahrheit aufzunehmen, und sei es gegen die eigene Mutter oder das eigene Kind, ist falsche Liebe, ist Schwäche, ist Sünde wider die Liebe.

Dieser Kampf jedoch hat wie jeder Kampf zum Ziel den Frieden. Aber dieser Friede ist kein weltlicher, er ist ein geistiger. Nach außen wird der Kampf immer toben bis ans Ende der Tage, aber den Herzensfrieden wird er denjenigen bringen, die in diesem Kampfe tapfer durchhalten und ihn siegreich bestehen. Johannes 14, 27 heißt es:

„Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“

Furchtloses Eintreten und Wirken für seine innerste Überzeugung ohne Rücksicht auf das eigene Wohl und Wehe gestattet wahrlich nicht weiches und schwächliches Nachgeben, sondern erfordert höchste Helden- und Überwinderkraft. Ein Held, unter dessen Händen eine ganze Welt zusammenbrach, aus dessen Händen eine neue Welt hervorging, der für die Wahrheit seiner Lehre freiwillig in den Martertod geht und auch von seinen Anhängern Bekenntnis- und Überzeugungstreue bis in den Tod verlangt, der ist wahrlich kein Weichling und Schwächling gewesen.“

Auf einem Hügel, am Rande eines in der Nachbarschaft des Gutes gelegenen Sees, im Schatten einer uralten Eiche gelagert, lauschten die Zuhörer diesen Worten, tief-andächtig wie im Gottesdienst. So groß, so übermenschlich, so göttlich und doch zugleich so rein als Mensch hatten sie den Heiland noch nicht erlebt. Als weltfremder Asket, als süßlicher „Himmelsbräutigam“, als Gegenstand hysterischer Schwärmerei für alte Jungfern und Betschwestern beiderlei Geschlechtes war er ihnen bisher im Halbdunkel der Kirchenlehre erschienen, oder als „Gottmensch“, mit dem sie nichts anzufangen wußten. Nun stand er vor ihnen als Schwertträger, als Held! Umstrahlt von der Gottesherrlichkeit, aus der er kam! Als Freund, als höchster, nie gefallener Gottessohn, reicht er uns, den gefallenen Gottesöhnen, die Bruderhand, um uns zum Vater zurück-zuführen.

Schwertfeger, der in heißem Ringen mit sich und der Welt, in tiefstem Seelenleide, von dem auch seine nächsten

Freunde nichts ahnten, den Heiland also erlebt hatte, fuhr fort:

„Selbstüberwindung und Selbstverleugnung, furchtloses Eintreten für seine Überzeugung bis in den Tod, das sind die Helden- und Siegerkräfte, welche die reine Lehre des Heilandes in uns lebendig macht *). Es sind dieselben, die der Deutsche erst noch zur Entwicklung und Entfaltung bringen muß, wenn er wieder Herr, Meister und Gestalter seines Geschickes, unabhängig vom Juden und von unseren äußeren Feinden werden soll.

Diese Selbstüberwindung und Selbstverleugnung muß sich vor allem in Duldsamkeit äußern sowohl gegen den Andersdenkenden als auch gegen den Gleichgesinnten. Sie muß die Kraft finden, auch andere neben sich zu ertragen die Gleiches, Besseres oder weniger Gutes leisten; sie muß die eigene Person hinter der gemeinsamen Sache zurücktreten lassen. Nur wenn ich die Belange des Volksgenossen meinen eigenen gleichsetze, ja sie über die meinen stelle, kann die Gesamtheit, kann das Volk, das Vaterland gedeihen. Nur die Anerkennung der gleichberechtigten Lebensnotwendigkeiten auch des Allergeringsten unter uns, wie sie die organische, gesunde Gliederung eines Volksganzen erfordert und bedingt, kann unser zerklüftetes Volk zu einer großen, heiligen Werkgemeinschaft einen, die nur das eine Ziel kennt, die deutsche Freiheit wieder zu erringen.

Duldsamkeit und aufopferungsvolle Hingabe an den Volksgenossen aber ist nicht Schwächel! Sie wird hart und unerbittlich gegen jeden, der unduldsam sich selber und seine Sonderinteressen für das Maß aller Dinge und vaterländischen Belange hält; sie wird zum strafenden Richter

an den Launen und Feigen, die abseits stehen und sich der Mitarbeit zum Wohle der Gesamtheit entziehen wollen oder die eigensüchtig nur ihren Standes-, Berufs- und Klasseninteressen dienen. Sie steigert sich zur tatkräftigen Abwehr gegen jeden, der meinen Volksgenossen schädigen, ausbeuten oder verderben will; sie steigert sich bis zum Vernichtungswillen unseren äußeren Feinden gegenüber, wenn sie fortfahren, in unersättlicher Ausbeutungsgier, in blindem Zerstörungswahne uns die Lebensbedingungen zu zerbrechen, die wir brauchen, um frei, stolz und unabhängig unseren Ewigkeitsaufgaben als christliches Kulturvolk zu dienen.

Nur dadurch, daß es dem alljüdischen Geiste gelungen ist, uns innerlich dem Christentume abspenstig zu machen, weil das heutige, auf jüdische Wahnideen gegründete Kirchenchristentum nicht imstande war, uns gegen diese alljüdische Vergiftung zu schützen, war es möglich, daß unser Volk den französisch=englisch=alljüdischen Machtgruppen zinsbar gemacht werden konnte. Unsere Sklaverei ist geistiger Natur. Unsere Befreiung muß daher zuvor geistig, durch Überwindung des Judentumes in uns selbst errungen werden, ehe sie nach außen hin praktisch wirksam werden kann. Dann wird das Judentum um uns herum von selbst zusammensinken. Das Ergebnis dieser inneren Selbstbefreiung wird sein, daß der Deutsche einst lächeln wird, wie einer, der eine Krankheit überwunden hat, wenn er gefragt wird: „Bist du deutschnational oder bist du Demokrat oder bist du Sozialist? Bist du Arbeiter oder Bürger?“ — „Nein!“ wird der innerlich befreite Deutsche sagen: „Heute bin ich ein deutscher Christ, mein einziges Gesetz ist die deutschchristliche Bruderliebe, die uns

alle wie eine einzige große Familie umschließt. Nur einen einzigen Feind innerhalb unserer Volksgemeinschaft kenne ich noch, das ist der Vergifter, Ausbeuter und Zerstörer unserer deutschen Volkskraft, der Feind jedes gesunden Fortschrittes, jeder organischen Entwicklung, der ewige Erzreaktionär, der Jude.“ Wie Spreu würde von heute auf morgen der auf die deutsche Schuldflüge gegründete Versklavungsvertrag von Versailles hinweggesetzt werden, wenn wir als christlich deutsche Brüder zusammenhielten. Unüberwindlich und unbesieglich ist der Deutsche immer, wenn er einig ist. Ganz von selbst wird dann die heiß ersehnte Staatsform des neuen Volkskaiserthums aus der geeinten Volksseele herauswachsen. *) Die Zeit der Kaiser und Könige ist nicht vorbei, wohl aber für immer die Zeit der byzantinischen Majestäten.

Der Wille, diese Volkseinigkeit herbeizuführen, wächst links und rechts. Aber über das bloße Wollen hinaus vermögen wir nur zu gelangen durch die alles umfassende Bruderliebe, die der Heiland uns gelehrt hat. Völkische Erneuerung und religiös=christliche Erneuerung sind untrennbar, sind ein und dasselbe. Der höchste Ausdruck dieser christlichen Bruderliebe ist die Selbsthingabe für den anderen, für Volk und Vaterland bis in den Tod. Unser Vorbild hierzu, unser Führer ist und bleibt der Herzog Heiland.

Diese Erneuerung der christlichen Religion, dieser Wiederaufbau des Christentums auf der reinen unverfälschten Lehre des Heilandes unter Ausschaltung des alten Testaments und der paulinischen Irrlehre braucht und soll sich nicht vollziehen durch Austritt der Gläubigen aus den bestehenden Kirchen sondern durch innere Erneuerung jedes

Einzelnen von uns. Die Wiederlebendigmachung der reinen Heilandslehre, das *Se i s t c h r i s t e n t u m*, schafft nicht neue Gegensätze zwischen den christlichen Bekenntnissen, es ist berufen, die alten zu lösen. Es umfaßt den Katholizismus ebenso wie den Protestantismus und die Bekenntnisse der Sekten. Der Heiland war ja weder Katholik noch Protestant, noch Anhänger einer Sekte.

Nicht auf irgend ein Bekenntnis kommt es an sondern einzig und allein darauf, daß wir Christen sind. Alle Bemühungen der modernen Theologen, eine auf Zwangsglaubenssätze gegründete Bekenntnisformel zu finden, die imstande wäre; auch nur das protestantische Christentum zu einen, müssen von vornherein scheitern; sovieler Auffassungen und Lehrmeinungen, sovieler protestantische Köpfe es gibt, ebensovieler Bekenntnisformeln wären erforderlich.*) Es kommt darauf an, eine *d o g m e n l o s e* Bekenntnisformel zu finden, die alle Christen eint:

„Ich glaube an Gott, den allmächtigen, allweisen, allliebenden Vater aller Menschen, Schöpfer des Himmels und der Erde; ich glaube, daß Gott uns als willensfreie Wesen erschaffen hat; ich glaube, daß wir durch Mißbrauch unseres freien Willens Sünder geworden sind; ich glaube, daß alles Leid nur die Folge unserer Sünden ist; ich glaube, daß Gott jedem Menschen, der guten Willens ist, die Kraft und Hilfe gibt, seine Sünden zu erkennen und zu Gott zurückzukehren; ich glaube, daß der Heiland für alle Menschen gelebt und gelitten hat, gestorben und auferstanden ist; ich glaube, daß durch den Heiland auch der letzte Sünder einst selig wird bei Gott.“

Ich müßte nicht, was einen Katholiken, Protestanten oder sonstigen Christen verhindern könnte, ein solches alle deutschen Christen einigendes Bekenntnis anzunehmen, da es ja nicht im Widerspruche zu seinem eigenen Glaubensbekenntnisse steht sondern ein Rahmen ist, in dem auch sein Sonderbekenntnis Platz hat.

Nur durch Zurücksetzen alles dessen, was uns deutsche Christen trennt und durch Hervorkehr und Wiederlebendigmachen alles dessen, was uns eint, ist es möglich, den Zwiespalt innerhalb des christlichen Deutschtums, die tiefste und letzte Ursache unseres nationalen Unglückes, zu heilen. Wenn jeder deutsche Christ mit der Duldsamkeit und Güte, die der Heiland uns gelehrt hat, das Seinige dazu beiträgt, diese Einigung zu vollziehen, dann wird, ohne daß es eines äußeren Eingreifens bedürfte, das neue deutsche Christentum heranreifen nur durch die Macht der Wahrheit, die der Heiland uns gelehrt hat. Dann wird das neue, die ganze Welt umspannende Reich des Heilandes erstehen: „Es wird eine Herde und ein Hirte sein.“

Ein Volk, das sich so, durch selbstlose Hingabe an die Lehre des Heilandes, seine i n n e r e Freiheit errungen hat, wird unwiderstehlich und unüberwindlich sein, wenn es gilt, die ä u ß e r e Freiheit zu erringen. Wenn alle Deutschen in selbstloser Christenliebe zu diesem Ziele hinstreben, dann muß und wird unser heiliges deutsches Vaterland neu entstehen zu ungeahnter Macht und Herrlichkeit, zum Segen unseres deutschen Volkes und zum Segen der ganzen Menschheit! Das walte Gott!“

Ende des ersten Theiles.

A n m e r k u n g e n

(Die eingeklammerten Zahlen hinter den fortlaufenden Nummern bezeichnen die zugehörige Textseite).

1 (53). Der Jude Heinrich Landsberger schieb unter dem Decknamen Junius in der „Neuen Rundschau“ November 1910, Seite 1612 ff.: „Die Juden regen sich in jeder Reimzelle der Nation mit solcher Frische und Lebendigkeit, daß man schon von einer jüdischen Renaissance sprechen hört. Es geht ihnen gut, nicht nur geschäftlich . . . Es gibt kaum einen Bezirk nationalen Wirkens, in welchem kein jüdisches Element steckt. Es gibt kaum noch eine judenreine Aktion großen Stils . . . Darum ist der Jude als Großbanker, Großhändler, Großreeder, als Finanzier aller Kollektivbedürfnisse zwar nicht der offizielle Politiker wenigstens nicht in dem noch (!) vom Beamtentyp geleiteten Staate, aber hinter den Kulissen ist er ohne Unterlaß tätig . . . ; er ist der eigentliche Drahtzieher und Akteur, klug genug, die dekorative Feste andern zu überlassen. Und darum, weil der Jude so tief im kapitalistisch gerichteten Leben nistet, schwirrt es an höchsten und allerhöchsten Orten von Wallins, Rathenaus, Fürstenbergs. Darum macht Sir Ernest Rassel Weltgeschichte. Darum waren Sonnino und Pizzatti in Italien Finanzminister und Ministerpräsidenten. Darum wimmelt es auf den Kolonialkongressen und in Kolonialgesellschaften von Juden, die bei der Aufgabe, die noch dunklen Punkte durchzukapitalisieren, nicht fehlen dürfen. Darum müssen in der nationalliberalen Partei (der jetzigen Deutschen Volkspartei, d. Verf.), welche die großen Verbände der Unternehmer und Industrieexporteure hauptsächlich mit vertritt, von Rechtswegen Juden umgehen und vom politischen Ehrgeiz gestachelte Bankdirektoren a. D. Unterschlupf suchen. Darum balancieren auch so zahlreiche jüdische Seiltänzer auf dem vom Hansabund gespannten Seil in der Maske der Harmonieapostel. Schon gibt es jüdische Latifundienbesitzer, die Rechtsnachfolger von Fürsten und Baronen“ usw.

Der Jude Benjamin D'Sraeli (Lord Beaconsfield), der bekannte englische Minister, schreibt in seinem Roman „Coningsby“ (1844 Tauchnitzausgabe) S. 251: „Die geheimnisvolle russische Diplomatie, die den ganzen Westen Europas beständig in Aufregung hält, ist von Juden organisiert und wird von ihnen geleitet. Die mächtige Revolution, die sich in diesem Augenblicke in Deutschland vorbereitet, entwickelt sich gänzlich unter den Auspizien der Juden, die die Professorenstühle von Deutschland monopolisieren. Wie Sie sehen, mein lieber Coningsby, wird die Welt von ganz anderen Leuten regiert, als diejenigen glauben, die nicht hinter den Kulissen stehen.“

Das Wiener „Jüdische Volksblatt“ schrieb nach der „Staatsbürger Zeitung“ vom 3. August 1899: „Die Juden haben noch keiner Partei, der sie sich unbedingt und rückhaltlos angeschlossen haben, Segen gebracht . . . Fördern wir die Sozialdemokraten, wie es nur angeht, aber seien wir hierbei vorsichtig, damit die breiten Massen es nicht merken, daß die Sozialdemokraten nur eine Judentchutztruppe sind, und damit für die Gegner kein Anlaß vorhanden sei, die betreffende Partei als Judenknechte zu bezeichnen.“

In der Schrift „Aus dem Sittenverfalle des Judentums“, bearbeitet von dem Juden Mendelsohn (Berlin 1878), finden sich nach Otto Glagau („Kulturkämpfer“ vom 15. Dezember 1884) folgende Stellen: „Der Jude ist ein höchst raffiniert denkender und handelnder Charakter, der sich über das Weltall verbreitet hat und mit allen nur möglichen Manipulationen Vermögen zusammenscharrt, sei es direkt oder indirekt . . . Die größten industriellen Unternehmungen, Paläste, Kapitalien usw. usw. hat er verstanden sich durch gerade nicht immer löbliche Handlungen anzueignen, und es ist ihm gelungen, sich immer fester und fester bei uns einzunisten. Zu diesem Zwecke eignet er sich auch literarische Unternehmungen, Zeitungen usw. an, um die Presse für sich und seine Handlungsweise zu gewinnen. Aus alledem ist es gewiß ersichtlich, daß von dem Druck des Judentums die gesamte zivilisierte Gesellschaft nicht nur zu leiden hat, sondern Schritt für Schritt Eigentum, Rechtslichkeitsgefühl und gesellschaftlichen Anstand dahingibt.“

Der Jude Klözel schrieb in Nr. 2 der Zeitschrift „Janus“ (1912): „. . . Man nennt uns eine Gefahr des Deutschtums. Gewiß sind wir das, so sicher, wie das Deutschtum eine Gefahr für das Judentum ist . . . Ob wir die Macht haben, das ist die einzige Frage, die uns interessiert, und darum müssen wir danach streben, eine Macht zu sein und zu bleiben.“

2 (73). Nach Houston Stewart Chamberlain „Rasse und Nation“ im Juliheft 1918 der Monatschrift „Deutschlands Erneuerung“ (Verlag J. F. Lehmann, München). Vgl. die ausführliche Darstellung Seite 329 bis 332 im Anhang zu meinem Zeitroman „Die Sünde wider das Blut“.

3 (74). Auf der Versammlung des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ am 17. Mai 1913 sagte der Jude Dr. Arthur Brunn (nach dem Berichte des Organs des jüdischen Centralvereins, der Zeitschrift „Im deutschen Reich“, Juli-August 1913): „Unter jüdischem Nationalbewußtsein verstehe ich das lebendige Bewußtsein einer gemeinsamen Abstammung, das Gefühl einer Zusammengehörigkeit der Juden aller Länder und den festen Willen einer gemeinsamen Zukunft.“

Der Jude Stefan Großmann, Feuilletonredakteur der „Vossischen Zeitung“, jetziger Herausgeber der jüdischen Zeitschrift „Das Tagebuch“, gab in der Zeitschrift „März“, Juniheft 1908, S. 496 ff. die nationalen Überzeugungen der Wiener jüdischen Studenten wieder: „Wir sind natürlich Juden, das ist unsere Nation, das Deutsche . . . ah, das ist nur so wegen der Sprache erwähnt und wegen der Gegenden, in der wir zuständig sind. Das Deutsche an uns, sagen Sie, ist nur das Äußerliche, das Jüdische ist das Innerliche.“

In dem bekannten jüdischen Sammelwerke „Vom Judentum“ (Verlag Kurt Wolff, Leipzig) schreibt Hans Cohn: „Wir sind Juden, Juden der Abstammung, der Geschichte nach, in unserm Denken und Fühlen durch die Faktoren des Blutes bestimmt.“

Nach Bericht des Organs des jüdischen Centralvereins, der Zeitschrift „Im deutschen Reich“ 1913, S. 211,

erklärte in einer jüdischen Versammlung 1913 ein jüdischer Student: „Ich bin kein Deutscher, ich bin ein Jude, ein Nationaljude, ich bin kein Deutscher, denn ich erfasse ihre Art nicht — es gibt überhaupt keine Juden, die jemals ein deutsches Volkslied tief empfunden haben oder es empfinden können!“

Dr. Leopold Rohn, Rabbiner in Wien, sagte in einer Rede, die er 1919 in der jüdischen Schule zu Preßburg hielt: „Der Jude wird sich nie assimilieren können; er wird niemals die Sitten und Gebräuche anderer Völker annehmen. Der Jude bleibt Jude unter allen Umständen; jede Assimilation ist nur eine rein äußerliche!“ (Eberle, Großmacht der Presse).

Das Wiener „Jüdische Volksblatt“ schrieb im Januar 1903: „Wir Juden sind infolge unserer Rasse, infolge unserer orientalischen Abstammung, infolge jener bodenlosen ethnologischen, ideellen und kulturellen Kluft, die uns vom arischen Volksstamme und in erster Linie vom Germanentume trennt, nicht in der Lage, auch nur den geringsten Anspruch auf deutsche Sitten und deutschen Gebrauch zu machen, und haben mit einem Worte mit dem Deutschen gar nichts zu tun.“

Der Jude Arthur Landsberger schreibt in seinem Roman „Millionäre“ (München 1913): Man kann weder aus- noch übertreten . . . Ich habe mich auch mit Ethnologen . . . ausführlich darüber unterhalten. Sie sind ganz meiner Meinung. Dieser Pastor, der euch das eingeredet hat, ist entweder ein Schaf oder ein Schwindler . . . Stellt euch einmal vor, ein Neger erklärte, er träte aus dem Negertum aus und ins Germanentum über! Ja, wenn ihr der Ansicht seid, daß dieser Neger nun durch diesen Aus- und Übertritt . . . auch wirklich ein Germane geworden ist — nun gut, dann sollt ihr auch recht haben! . . . Man kann es als Vorzug oder Nachteil empfinden, daß man Jude ist — das ist lediglich eine Frage des Geschmacks, für den man am Ende nicht verantwortlich ist. Aber eins kann man bestimmt nicht: man kann nichts daran ändern! Und wenn man sich alle Sonnabende von neuem taufen läßt! Es nützt nichts.“ (Deutschvölkische Hochschulschriften, Heft 3. „Jüdische Selbstbekenntnisse.“)

Der englische Jude Lucien Wolf schrieb um die Wende der 90er Jahre in der „Pall-Mall-Gazette“ in London (s. Fritsch, Antisemitenkatechismus 1893, S. 218): „Ungeachtet entgegenstehender Behauptungen halte ich daran fest, daß Juden zuerst Juden sein müssen . . . Ich will nicht näher darauf eingehen auf die Absurdität ein unbegrenztes Nationalbewußtsein höher zu stellen, als die Aspirationen, welche mir durch die weisen Grundgesetze meiner Rasse gelehrt sind. Wir Juden haben in dem was man das mosaische Gesetz nennt, ein politisches Credo von detailliertestem Charakter.“

Professor Dr. Mandelstam sagte nach dem Bericht in der judenfreundlichen Pariser Zeitung „Le Temps“ vom 2. September 1898, auf dem jüdischen Kongreß in Basel am 28. August 1898: „Wir Juden weisen das Aufgehen in die übrigen Nationalitäten mit aller Energie zurück und halten unsere historischen Hoffnungen fest!“ (Houston Stewart Chamberlain „Rasse und Nation“ in „Deutschlands Erneuerung“, Heft 7, Juli 1918, Verlag J. F. Lehmann, München).

Das Wesen der alljüdischen Presse wird trefflich dargestellt in dem Werke von August Eigenbrod „Berliner Tageblatt und Frankfurter Zeitung in ihrem Verhalten zu den nationalen Fragen 1887—1914“ (Verlag A. Albrecht, Berlin-Schöneberg). Die Hammerschrift Nr. 28 „Der jüdische Zeitungsopolyp“ von Theodor Fritsch d. J. (Leipzig, Hammerverlag, Königstr. 17) liefert ein — freilich noch sehr lückenhaftes Verzeichnis der jüdischen und jüdisch beeinflussten Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands.

„Die Geheimnisse der Weisen von Zion“, herausgegeben von Gottfried zur Beeck (Verlag „Auf Vorposten“, Charlottenburg 4) enthüllen die jüdische Leitung der Weltfreimaurerei und die planmäßige Herausbeschwörung des Weltkrieges zu dem Zwecke, die Weltherrschaft des internationalen Judentumes herbeizuführen. Alles Geschrei der jüdischen Presse und des jüdischen Centralvereins, in das die Centrumpresse und die Judenparteien von der deutschen Volkspartei bis zu den Linksradikalen aus durchsichtigen Gründen oder aus heilloser Verblendung einstimmten, hat die

dokumentarisch erwiesene Echtheit der darin wiedergegebenen Protokolle nicht zu entkräften vermocht.

„Judas Schuldbuch“ von Wilhelm Meister (Deutscher Volksverlag, München, 6.—10. Tausend) schildert die ungeheure Schuld des Judentumes an unserem sittlichen und politischen Zusammenbruch. Es macht die Probe auf das tragischste Exempel, das die Weltgeschichte je erlebt hat.

4 (77). Plato, einer der gewaltigsten Denker, die je gelebt haben, der große, in die letzten Geheimnisse der Mysterien Eingeweihte, ist der Klassiker der Geistlehre. Nach seiner Philosophie sind sogar unsere Begriffe, Gedanken und Ideen nur Erinnerungsbilder aus unserem vorgeburtlichen Leben. Unser Hang und Drang zum Wahren, Guten und Schönen ist nur die Sehnsucht nach einem Glücke, das wir früher einst im unmittelbaren Zusammenleben mit den „Göttern“, d. i. hohen und höchsten Geistern, bejessen hatten.

Mit welcher Unkenntnis und Verständnislosigkeit sogar die Kunstphilosophen, insbesondere die jüdische Marburger Schule des Professors Cohen, der Philosophie Kants gegenüberstehen, zeigt ihre Auffassung, Kant habe das Dasein einer Geisterwelt verneint und den Glauben an sie in seiner Schrift „Träume eines Geistersehers“ verspottet. In dieser Schrift bezweifelt Kant lediglich die objektive Realität der spiritistischen Phänomene, er hält sie für phantastische Täuschung. In dem Vorberichte sagt er ausdrücklich, das Problem erhalte eine ganz andere Fassung, wenn die objektive Realität auch nur einer einzigen spiritistischen Tatsache erwiesen wäre! Im ersten Teile der Schrift, (Kants gesammelte Schriften, herausgegeben von der Königl. preuß. Akademie der Wissenschaften, Band 2), S. 327, bekennt er: „Ich gestehe, daß ich sehr geneigt sei, das Dasein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten und meine Seele selbst in die Klasse dieser Wesen zu versetzen.“ S. 350 sagt er: „Wie er (der Geist) aber hinein (nämlich in den Körper) komme, d. i. von der Zeugung und Fortpflanzung, davon erwähne ich nichts, ja sogar nicht einmal, wie er in dieser Welt gegenwärtig sei, d. i. wie eine

immaterielle Natur in einem Körper und durch denselben wirksam sein könne; alles um einer sehr gültigen Ursache willen, welche diese ist, daß ich hiervon insgesamt nichts verstehe.“ Im Schlußkapitel, das die Überschrift trägt „Praktischer Schluß aus der ganzen Abhandlung“ zieht er das Ergebnis dieser rein theoretischen Schrift (S. 371 der vorhin erwähnten Ausgabe): „Da nun die Vernunftgründe in dergleichen Fällen weder zur Erfindung noch zur Bestätigung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit von der mindesten Erheblichkeit sind: so kann man nur den Erfahrungen das Recht der Entscheidung einräumen, so wie ich es auch der Zeit, welche Erfahrung bringt, überlasse, etwas über die gepriesenen Heilkräfte des Magnets in Zahnkrankheiten auszumachen.“

Inzwischen haben die exakten Forschungen der Naturwissenschaft der letzten Jahrzehnte vermittels aller nur denkbaren Methoden der modernen Physik und Chemie die objektive Realität dieser Erscheinungen über jeden Zweifel erhaben festgestellt. Darüber unterrichten folgende klassischen Werke der neuesten Zeit. Sie sind reich bebildert und auch dem Laien leicht verständlich:

„Der Kampf um die Materialisationsphänomene“, eine Verteidigungsschrift mit 20 Abbildungen und 3 Tafeln, von Dr. Frh. von Schrenck-Notzing, München 1914, Verlag von Ernst Reinhardt.

„Physikalische Phänomene des Mediumismus“, Studien zur Erforschung der telekinetischen Vorgänge, von Dr. A. Frh. von Schrenck-Notzing, prakt. Arzt in München, mit 15 Tafeln und 33 Strichzeichnungen im Text, München 1920, Verlag von Ernst Reinhardt.

„Physikalisch = mediumistische Untersuchungen“ von Ingenieur Fritz Grunewald, Pfullingen i. Württbg. 1920, Verlag Johannes Baum, mit Bildern und Zeichnungen.

Diese Forscher haben, wie aus diesen Werken ersichtlich, die materialisierten Erscheinungen nicht nur von allen Seiten unter Ausschaltung jeder subjektiven und objektiven Täuschungsmöglichkeit photographiert sondern sie auch gewogen und die Gewichtsbeziehungen zwischen Phantom und Medium exakt

festgestellt. Das erkenntnistheoretische Problem, welches diese exakt naturwissenschaftlichen Forschungen und einwandfreien Feststellungen aufwerfen, habe ich in meiner Schrift „Der Kampf um die Geistlehre“, Leipzig 1921, Verlag Matthes und Thost, im Lichte der kritischen Philosophie Kants und der exakten Naturwissenschaft dargestellt.

Kant leugnet keineswegs die Tatsache, daß im menschlichen Körper ein immaterieller Geist wirke. Er kann sich, wie wir alle, nur keine Vorstellung davon machen, wie diese Wirkung zustande kommt. Seine ganze Philosophie beruht ja auf der Voraussetzung, daß jede sinnlich irgendwie wahrnehmbare Erscheinung die materielle Auswirkung übersinnlicher Kräfte ist. Sein „Ding an sich“ ist nichts anderes als der Ausdruck für die jeder stofflichen Erscheinung zugrunde liegende übersinnliche Ursache (der „Wille“ in der Philosophie Schopenhauers). Der einfachste physikalische Vorgang kommt nur zustande durch das Wirken einer übersinnlichen Kraft. Der Begriff der „Kraft“ ist nichts anderes als ein sprachlicher Notbehelf zur Feststellung der Tatsache, daß irgend etwas Unstoffliches sich stofflich bemerkbar macht. „Kraft“ ist ein rein apriorischer metaphysischer Begriff. Über diese erkenntnistheoretischen Grundtatsachen sind sich die materialistischen Naturforscher und Philosophen nur nicht im klaren.

Wie bei einfachen physikalischen und chemischen Vorgängen übersinnliche u n p e r s ö n l i c h e Kräfte in die stoffliche Erscheinung treten, so äußern sich bei den biologischen und mediumistischen Phänomenen übersinnliche p e r s ö n l i c h e Kräfte. Die mediumistischen Phänomene charakterisieren sich durchweg als das Werk scharfumrissener übersinnlicher Persönlichkeiten, die — wie sich durch geeignete Versuchsvoraussetzungen und -anordnungen einwandfrei feststellen läßt — von der Persönlichkeit des Mediums gänzlich verschieden sind. Es kann gar kein Zweifel bestehen, daß Kant an diesen Erscheinungen und ihrer exakten Erforschung das lebhafteste Interesse genommen hätte, während die heutigen Junstphilosophen in dogmatischer Verbohrtheit diese Phänomene und Forschungen belächeln oder aus Furcht, umlernen zu müssen oder sich lächerlich zu machen,

es ablehnen, sich damit zu befassen, Geistesträgheit und Feigheit regiert heute die Welt. Es sind die Felsblöcke, die den Fortschritten der Erkenntnis sich in den Weg wälzen. So sind mir zwei namhafte Schriftsteller bekannt, die schon vor Jahrzehnten sich mit spiritistischen Versuchen befaßten und überzeugte Anhänger der Geistlehre bis auf den heutigen Tag sind, aber aus Furcht, gegen den Strom zu schwimmen und den Beifall der „maßgebenden“ Presse zu verlieren, es nicht wagen, sich öffentlich zu ihrer Überzeugung zu bekennen.

Die geistwissenschaftliche Weltanschauung Goethes, des Schöpfers des „Faust“, erweisen zu wollen, wäre gleichbedeutend mit dem Versuche, das Dasein der Sonne zu beweisen. Die Materialisten und Papiergelehrten, die sich in der Auffassung gefallen, die Geisterwelt sei für Goethe lediglich eine poetische Fiktion, seien auf das Gespräch hingewiesen, das er mit Eckermann 11 Tage vor seinem Tode führte. Darin heißt es: „Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm (Gott) sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen.“ (Goethes Gespräche, herausgegeben von Frh. v. Biedermann, Band 4, S. 444).

Schillers Romanfragment „Der Geisterseher“ hat ähnliche irrige Vorstellungen über seine Auffassung vom Dasein einer Geisterwelt erzeugt wie Rants „Träume eines Geistersehers“. In diesem Zeitromane reißt Schiller abenteuerlichen Betrügnern, die mit den Erkenntnissen der Geistlehre Mißbrauch treiben, die Maske vom Gesicht. Der Schwindler Tagliostro brachte die Geistlehre damals in denselben Mißkredit, wie es heute sein Nachfolger Rudolf Steiner tut. Wenn Schiller einen Falschmünzer entlarvt, so kann daraus doch nicht gefolgert werden, es sei seine Absicht gewesen, alle Münzen, auch die echten, für falsch zu erklären. Zweck des Schillerschen Zeitromanes war

keineswegs, die Geistlehre lächerlich zu machen sondern zu zeigen, wie sie von den Jesuiten mißbraucht wurde, um hervorragende Persönlichkeiten zu Proselyten der katholischen Kirche zu machen. Das Gegenteil kann nur behaupten, wer Schiller nicht kennt und den „Geisterseher“ nicht gelesen hat.

Wie Schiller in Wahrheit über die Geistlehre dachte, bezeugen seine „Philosophischen Briefe“, die er zur selben Zeit schrieb als er am „Geisterseher“ und „Don Carlos“ arbeitete. Es sind Briefe, die der um eine Weltanschauung ringende Schwarmgeist Schiller (Julius) an den klar denkenden, kantgeschulten Schiller (Raphael) schreibt. Alle kirchlich dogmatischen Vorurteile kämpft er nieder, und aus diesem Kampfe geht, im Stahlbade der kantischen Philosophie geläutert und gehärtet, seine rein geistige Weltanschauung hervor. Sie gründet sich auf die klar durchdachte, unerschütterliche Überzeugung von dem Dasein eines Stufenreiches individueller Geister, die in ununterbrochener Entwicklung der höchsten Vollendung zustreben. Der kantgeklärte, von kirchlich-dogmatischen Vorurteilen befreite Schiller, der Raphael jenes Briefwechsels, schreibt an den Schwarmgeist Julius in den „Philosophischen Briefen“ (Schillers sämtliche Werke, Säkularausgabe, Cotta'sche Buchhandlung, 11. Band, S. 133): „Es gibt Freuden für jedes Alter und Genüsse für jede Stufe der Geister.“ Die phantastische Weltanschauung des von der Bevormundung kirchlicher Dogmen sich losringenden Julius hat er zerschlagen. Als Grundlage für eine reine, freie Weltanschauung läßt er nur die Grunderkenntnis des Julius gelten: „Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geiste — sind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen“ (S. 113).

„Aufwärts durch die tausendfache Stufen
zahlenloser Geister, die nicht schufen,
waltet göttlich dieser Drang.“ (S. 127)

„Freundlos war der große Weltenmeister,
fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.“ (S. 128)

Der Kantianer Schiller lehnt lediglich schwärmerische Utopien ab, aber die Anerkennung eines Stufenreiches der Geister ist und bleibt das Rückgrat seiner Weltanschauung.

Shakespeare und Kleist vollends, diese Meisterdramatiker und unbestechlichen Realisten, lebten und webten in der Geisterwelt: sichtbar und unsichtbar greifen die Geister in das menschliche Leben ein; sie erscheinen als Mahner und Berater, als Leiter und Beschützer, als Freunde und Helfer oder als Verfolger und Feinde der Menschen. Die Geisterwelt ragt in die irdische hinein, sie verschmilzt mit ihr zur Einheit.

5 (79). Diese hier nur in gedrängten Zügen mitgeteilte christliche Geistlehre habe ich in meinem Zeitromane „Die Sünde wider den Geist“ und in meiner Schrift „Der Kampf um die Geistlehre“ im widerspruchslosen Einklange mit der exakten Naturwissenschaft und der kritischen Philosophie Kants systematisch dargestellt.

6 (82). Das Wesen der jüdischen Religion, ihre Unvereinbarkeit mit den sittlichen Grundbegriffen des Christentums und ihre Staatsgefährlichkeit habe ich in meiner Schrift „Lichtstrahlen aus dem Talmud“ beleuchtet. **Trotzdem ich in dieser Schrift sämtliche Rabbiner Deutschlands aufgefordert habe, sie zu widerlegen, ist sie bis auf den heutigen Tag — drei Jahre nach ihrem Erscheinen — unwiderlegt geblieben.** In zwei Prozessen, die ich anlässlich dieser Schrift gegen Rabbiner zu führen hatte, ist die Richtigkeit meiner Behauptungen durch die Gutachten des vereidigten Gerichtsfachverständigen Dr. Erich Bischof erhärtet worden. Diese Gutachten sind unter dem Titel „Rabbinische Fabeln“ im Verlage von Walther Kramer, Leipzig, Königstr. 17, im Druck erschienen.

7 (83). Die körperlichen, geistigen und sittlichen Folgen der deutsch-jüdischen Blutmischung und das gesamte Problem der Judenfrage habe ich in meinem Zeitromane „Die Sünde wider das Blut“ auf Grund wissenschaftlicher, geschichtlicher und neuzeitlicher Tatsachen sowie zahlreicher jüdischer Selbstbekenntnisse ausführlich dargestellt.

8 (84). In seiner Schrift „Über die gegenwärtige Aufgabe der deutschen Politik“ (als Vortrag gehalten im Jahre 1853!) schreibt Paul de Lagarde (S. 35 der „Deutschen Schriften“, Ausgabe letzter Hand): „Die Juden können nicht gründlicher vom Judentum geheilt werden, als wenn man sie nötigt, einmal nichts als Juden zu sein: sie werden vor sich selbst erschrecken und durch diesen Schrecken und die harte Not für das Leben zu sorgen über sich selbst hinaus kommen.“

9 (86). In der Schrift „Neue Epistel an die Hebräer“ von Saulus (Prestburg und Leipzig 1884) ist nach Glagau („Kulturkämpfer“, Februar 1884) folgendes zu lesen: „Wenn der Antisemitismus sich nicht geregt hätte, würden binnen kurzer Zeit alle Staatsämter von uns Juden besetzt gewesen sein, hätten nur wir alle Lehrkanzeln eingenommen, wären Kunst und Wissenschaft ganz und gar in unsere Hände übergegangen . . . Mit welchem Rechte drängen wir uns in die Gemeindevertretungen, in die Verwaltung der heimischen Institute, in die Handelskammer, den Schulrat und dergl., wenn wir nicht das geringste Gefühl für die allgemeinen Interessen des Ortes, für den Ruhm desselben und für seine Zukunft haben, weil wir bei der ersten Geschäftskonjunktur zusammenpacken und weiterziehen und — mitnehmen, was wir durch lange Jahre aus dem Orte herausgesogen haben durch Wucher und andere Praktiken . . . Die teuersten, unveräußerlichsten Güter der Menschheit betrachten wir Juden lediglich als Ware. Sieht sich ein rentableres Geschäft heraus, wenn wir die Firma „Religionsgenossenschaft“ führen, so deklarieren wir uns als Religionsgenossenschaft; zieht wieder die Firma „Nation“ besser, sind wir eine Nation. Wir handeln aber auch in fremden Nationalitäten, nehmen und geben nach den politischen Fluktuationen. Gilt in den polyglotten Ländern Ungarns und Böhmens das Deutschtum, sind wir enragierte Deutsche; kommen wieder bezw. die Magyaren und Tschechen obenauf, sind wir schnell wieder magyarische und tschechische Chauvinisten . . . Der Antisemitismus vertritt den wieder erwachten Idealismus.“

Der jüdische Schriftsteller **Moritz Goldstein** schrieb im „Kunstimmer“ (S. Avenarius, München) im Märzheft 1912 unter der Überschrift „Deutsch-jüdischer Parnass“: **„Auf allen Posten, von denen man sie nicht gewaltsam fernhält, stehen plötzlich Juden; . . . immer mehr gewinnt es den Anschein, als sollte das deutsche Kulturleben in jüdische Hände übergehen . . . Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht . . . Niemand bezweifelt im Ernste die Macht, die die Juden in der Presse besitzen. Namentlich die Kritik ist, wenigstens in den Hauptstädten und ihren einflußreichen Zeitungen, geradezu im Begriff, jüdisches Monopol zu werden. Ebenso bekannt ist das Vorherrschen des jüdischen Elementes im Theater; fast sämtliche Berliner Theaterdirektoren sind Juden, ein großer Teil, vielleicht der größte Teil der Schauspieler desgleichen. Eine ganz neue Erscheinung ist, daß auch die deutsche Literaturwissenschaft im Begriffe scheint, in jüdische Hände überzugehen, und es ist, je nach dem Standpunkt, komisch oder tragisch, die Mitglieder der „germanischen“ Seminare unserer Universitäten zu überblicken. (Ich selbst habe dazu gehört.) Wie viele Juden es endlich unter den „deutschen Dichtern“ gibt, weiß so manch ein Hüter deutscher Kunst zu seinem Zorne . . . Wir predigen nicht mehr eine „mosaische Konfession“, sondern glauben an ein jüdisches Volk mit angeborenen, unverwischbaren Merkmalen.“**

Eine ausgezeichnete Literaturgeschichte, die das jüdische und verjudete Schrifttum vom deutschen sondert, ist „Die deutsche Dichtung der Gegenwart von **Adolf Bartels** (9. Aufl. Leipzig 1918, Verlag S. Haessel).

10 (89). In seinem Vorworte zur 14. Auflage der „Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts“ schreibt **Houston Stewart Chamberlain**: „Wie ist es nur möglich, daß die deutschen Arbeiter, die bei Kriegsausbruch so prächtig bewußt deutsch sich benahmen, sich bald nachher von ihren jüdischen Führern und Verführern einfangen ließen und zu jeder Torheit das Gewicht ihrer Zahl liehen? Bei dem einzigen wirklich gebildeten Volk der Erde sollte der Gedanke an eine Demokratie überhaupt unmöglich sein. Schon vor 2400

Jahren urteilte der gescheiteste Mensch, der vielleicht jemals das Licht der Welt erblickte, — Plato — über die Demokratie, sie zeichne sich unter allen Regierungsformen aus durch „ihre Unerfättlichkeit im Reichtum und Vernachlässigung alles Übrigen um des Geldmachens willen“. Alle spätere Erfahrung hat dieses Urteil bestätigt: Demokratie ist stets und überall ein Wort gewesen und ist es noch heute, hinter welchem die Herrschaft des Geldsackes sich verbirgt; je demokratischer eine Regierung, um so schlechter steht es um die Arbeiterfürsorge, und um so mehr Einschränkungen muß sich die persönliche Freiheit gefallen lassen.“

11 (91).¹⁾ **G o e t h e** schreibt in seinem Zeitromane „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, 3. Buch, 11. Kapitel (Bd. 20, S. 161 Cotta'sche Jubiläumsausgabe): „In diesem Sinne, den man vielleicht pedantisch nennen mag, aber doch als folgerichtig anerkennen muß, **dulden wir keinen Juden unter uns; denn wie sollten wir ihm den Anteil an der höchsten Kultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet?**“ Im 13. Buche von „Dichtung und Wahrheit“ (Bd. 24, S. 143 Cotta'sche Jubiläumsausgabe) lesen wir: „Die Duldsamkeit der Religionsparteien gegen einander ward nicht bloß gelehrt, sondern ausgeübt, und mit einem noch größeren Einflusse war die bürgerliche Verfassung bedroht, als man Duldsamkeit gegen die Juden, mit Verstand, Scharfsinn und Kraft, der gutmütigen Zeit anzupfehlen bemüht war.“

Eine erschöpfende Zusammenstellung aller Äußerungen Goethes über die Juden und zur Judenfrage findet sich in der vortrefflichen kleinen Schrift „**G o e t h e und die Juden**“ von Dr. **Max Maurenbrecher** (Band 3 der Sammlung „Deutschlands führende Männer und das Judentum“, veranstaltet vom Deutschen Volksverlag, Dr. Ernst Voeppele, München). Die Schrift führt aus, wie die Abneigung Goethes gegen die Juden von Jahr zu Jahr zunahm und in seinem Alter zu einer Schroffheit wurde, die auffallend gegen seine sonstige Milde absticht. Besonders belangreich ist die persönliche Begegnung Goethes mit Heinrich Heine. Der unausgleichbare Gegensatz zwischen Deutschtum und Judentum kommt darin klassisch zum Ausdruck.

12 (91).²⁾ Der griechische Text dieser Stelle lautet in der Ausgabe von Eberhard Nestle „Das Neue Testament griechisch und deutsch.“ Stuttgart, Privilegierte Württembergische Bibelanstalt, 1912. (Nach dieser Ausgabe habe ich auch alle folgenden Stellen des griechischen Texts angeführt):

ὅτι ἡ σωτηρία ἐκ τῶν Ἰουδαίων ἐστίν.

Die Präposition *ἐκ* heißt nicht nur „aus“ in dem Sinne von „aus — heraus“ sondern auch „außerhalb“; in der klassischen Graecität heißt *ἐκ βελέων* „außerhalb der Schußweite“ und *ἐκ τοῦ μέσου* „außerhalb der Mitte“. (Benselers Griechisch-Deutsches Schulwörterbuch, 12. Aufl., bearbeitet von Prof. Dr. Adolf Raegi, B. G. Teubner, Leipzig, 1904). Luther hat offensichtlich, um den Doppelsinn zu ermöglichen, die zunächstliegende Übersetzung des Wörtchens *ἐκ* mit „aus“ bzw. „außerhalb“ verschmäht und mit „von“ übersetzt, da das Wort „von“ wie ja auch *ἐκ* sowohl den Sinn „von — her“ als auch „von — weg“ haben kann. Diesen Doppelsinn hat er zugunsten der herkömmlichen Auslegung noch verstärkt, indem er *ἐστίν* nicht streng getreu mit „ist“ sondern mit „kommt“ übersetzte.

Soweit ich feststellen kann, hat sich Luther in seinen Werken niemals zu dieser Stelle geäußert. Seine Auslegung des 4. Kapitels des Johannesevangeliums bricht mit dem 10. Verse ab: „und hat allhier D. M. Luther aufgehöret, dann Doktor Pomeranus aus dem Königreich Dännemark wider anheim kam“ (Dr. Martin Luthers sämtliche Werke nach den ältesten Ausgaben kritisch und historisch bearbeitet von Dr. Johann Konrad Jrmischer, Erlangen 1851, Band 47, S. 226). Die Fortsetzung der Auslegung nimmt Luther erst mit dem 6. Kapitel wieder auf.

Der berühmte Heidelberger Theologe und Meister der orientalischen Sprachen, Professor Dr. A l b a d e r t M e r x (gest. 1909) sagt in seinem Werke „Die vier kanonischen Evangelien nach ihrem ältesten bekannten Texte. Übersetzung und Erläuterung der syrischen im Sinaikloster gefundenen Palimpsesthandschrift“, 2. Teil, 2. Hälfte (Schlußband), S. 23 und 85: die Worte, „das Heil kommt von den Juden“, seien eine völlig

sinnlose und entstellende Glosse, die nur zeigt, daß der einsetzende Redaktor den Text nicht verstanden hat oder nicht hat verstehen wollen.“ Es ist bemerkenswert, daß ein so hervorragender Forscher die instinktive Auffassung eines Laienchristen, diese viel mißbrauchten Worte „das Heil kommt von den Juden“ seien unhaltbar, bestätigt, ja sogar annimmt, sie seien unecht! Das Werk von Udalbert Merx konnte ich mir in Anbetracht der Zeitumstände zur erstmaligen Einsicht erst besorgen, als der vorliegende Roman bereits im Druck war. Ohne Kenntnis dieses Werkes habe ich meine Auffassung schon seit Jahr und Tag in meinen Vorträgen über „Das Christentum als heroisch-arische Religion und Grundlage der deutschen Erneuerung“ öffentlich vertreten, so in Erfurt, Meiningen, Magdeburg, Berlin und in anderen Städten im Frühjahr 1922.

13 (95). Der griechische Text Lukas 2, 21 lautet:

καὶ ὅτε ἐπλήσθησαν ἡμέραι ὀκτὼ τοῦ περιτεμεῖν αὐτόν,
καὶ ἐκλήθη τὸ ὄνομα αὐτοῦ Ἰησοῦς.

14 (97). Als „synoptische Evangelien“ bezeichnet man die Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas zum Unterschiede von dem Johannesevangelium. Der Name besagt, daß sie infolge der vielen Parallelberichte ein „einheitliches Überschauen“ ermöglichen. Als „Synopsen“ werden entsprechend Evangelienausgaben bezeichnet, in denen die drei Evangelien nebeneinander in Längsreihen abgedruckt werden, so daß die Parallelstellen zusammen übersehen werden können.

15 (106).¹⁾ Die „Masoreten“ waren Rabbiner, die um das Jahr 700 nach Christus sich der Aufgabe unterzogen, die „Masorah“, das heißt die Überlieferung des hebräischen Urtextes der jüdischen heiligen Schriften festzuhalten. Ihre Arbeit erstreckte sich darauf, dem Konsonantentext Vokale und Akzente hinzuzufügen, ihn zu „punktieren“, um die eindeutige Textierung der Überlieferung sicherzustellen. Sie vermerkten nicht nur die verschiedenen Lesungen und Schreibungen jedes Wortes sondern sogar die Zahl der Buchstaben in den einzelnen Abschnitten und Büchern! Hier handelt es sich um einen Buchstabenglauben im

tötlichen Sinne des Wortes: eine unfreiwillige Selbstcharakteristik des jüdischen Geistes, die aber das Gute hatte, daß uns so der hebräische Urtext des alten Testaments auf das denkbar genaueste mit den damals bekannten Abweichungen und Varianten überliefert worden ist.

16 (106).²⁾ „Die heilige Schrift nach dem masoretischen Text, neu übersetzt und erklärt nebst einer Einleitung“ von Dr. S. Bernfeld, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1919, Verlag J. Rauffmann. Diese Übersetzung des Alten Testaments ist immer gemeint, wenn von einer „neuzeitlichen Bibelübersetzung nach dem masoretischen Texte“ oder von einer „von einem Juden angefertigten neuzeitlichen Bibelübersetzung“ die Rede ist.

17 (107). Siehe „Einleitung in die drei ersten Evangelien“ von J. Wellhausen, Berlin 1905, Georg Reimer.

18 (110).¹⁾ Friedrich Delitzsch „Die große Täuschung“, (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1921) 2. Teil, S. 18.

19 (110).²⁾ Friedrich Delitzsch führt in den Anmerkungen zu seinem Werke „Die große Täuschung“, 1. Teil, S. 106 und 114 mehr als 20 verloren gegangene Bücher, Chroniken und zeitgenössische Tagebücher an, die in den erhaltenen Büchern des alten Testaments genannt werden, darunter auch ein „Tagebuch des Königs David“, ein „Buch der Kriege Jahwes“ und mehrere andere Königsbücher.

20 (112). Friedrich Delitzsch „Babel und Bibel II“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1904) S. 58. Einen Beweis für den gemeinsamen Verrat Babylons an Cyrus durch die babylonischen und jüdischen Priester erblickt Dr. Alfred Jeremias („Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion“, Leipzig 1904, Hinrichs'sche Buchhandlung, S. 44) in der Tatsache, daß der babylonische Tafelschreiber den Cyrus mit fast denselben Worten begrüßt wie Jesajas: „Marduk sah sich um in allen Ländern und suchte ihn zu fassen bei der Hand, einen gerechten König nach seinem Herzen, und er nahm den Mann nach seinem Herzen und berief Kuras zum Königtum über die ganze Welt.“

21 (114).¹⁾ 1. Mose Kapitel 12; 19; 34; 38; 4. Mose Kapitel 25; Richter Kapitel 19; 1. Samuelis 18, 27; 25; 2. Samuelis Kapitel 11; 13; 23; Hosea Kapitel 1; Ezechiel Kapitel 23. Usw.

22 (114).²⁾ Einen beachtenswerten Versuch, eine deutsche Bibel zusammenzustellen, hat Wilhelm Schwaner gemacht. Sie führt den Titel „Germanenbibel“. Aus heiligen Schriften germanischer Völker, 5. Auflage, 1920, Volkserzieherverlag, Schlachtensee. Diese kostbare Sammlung germanischen Schrifttums sollte in keiner deutschen Familie fehlen. Sie müßte jedoch nach rein religiösen Gesichtspunkten strenger ausgewählt und erheblich erweitert werden.

23 (116). Paul de Lagarde ist tief davon überzeugt, daß der Verfasser des Johannesevangeliums, der drei Johannesbriefe und der Offenbarung Johannis „kein anderer sein kann als der Apostel Johannes.“ („Deutsche Schriften“, S. 55).

24 (119).¹⁾ Paul de Lagarde sagt in seiner Schrift „Über das Verhältnis des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion“ („Deutsche Schriften“ S. 53): „Das sogenannte alte Testament kennt für den von den Juden angeblich erwarteten Heiland das Wort mäschiach oder Messias, d. h. Christus, nicht: es kennt einen solchen Heiland überhaupt nur ganz beiläufig, und so, daß vollkommen klar ist, daß die Verfasser der kanonischen und der deuterokanonischen oder apokryphischen Bücher den Glauben an einen dereinst kommenden Retter gar nicht zu den wesentlichen Stücken ihrer religiösen Überzeugung gezählt haben, geschweige, daß sie ihn für den Mittelpunkt dieser Überzeugung gehalten hätten. Und letzteres müßte doch der Fall sein, wenn wir uns berechtigt halten sollten, die oben geschilderte Anschauung der Gemeinde von Antiochia erwägungswert zu finden. Es ist noch Niemandem eingefallen, wird aber Kennern der semitischen Sprachen, so wie ich es sage, einleuchten, daß die von den Griechen gebrauchte und natürlich der Umgangssprache ihrer jüdischen Zeitgenossen entnommene Form Messias garnicht dem mäschiach unsres Hebräisch, sondern einem misschiachentspricht, das man geneigt sein könnte für Assyrisch oder Babylonisch zu halten, und das, mag sein

Ursprung sein welcher er wolle, jedenfalls beweist, daß der Titel Messias in die althebräische Zeit gar nicht hineingeht. Die Erwartung, daß ein Messias kommen werde, ist in gewissen Schichten des jüdischen Volkes vor Jesu Auftreten ohne Frage vorhanden und sogar lebhaft gewesen, aber nicht in den tonangebenden Kreisen des Volkes, nicht in der anerkannten Literatur, nicht auf Grund von durchschlagenden, klaren und diese Erwartung als die Haufterwartung der Nation in den Vordergrund stellenden Erklärungen der heiligen Urkunden. Der Messiasglaube gehört dem Teile der jüdischen Gesellschaft an, welcher die sogenannten apokalyptischen Schriften hervorgebracht und bewundert hat. Schriften, von denen ein Paie sich aus dem Buche Daniel und der Offenbarung des Johannes eine „ungefähre, aber für die ganze Art viel zu günstige Vorstellung machen kann.“

25 (119).²⁾ Über Geschichte, Inhalt und Rechtsverbindlichkeit des Talmud und Schulchan-aruch siehe die Ausführungen in den Anmerkungen zu meinem Zeitromane „Die Sünde wider das Blut“, S. 291 bis 305 der 16. Auflage und die ausführliche Darstellung in meiner Schrift „Lichtstrahlen aus dem Talmud“.

26 (124). Nach der in Anm. 12 bezeichneten Textausgabe von Nestle lautet der griechische Text dieser Stellen:

Λυκάς 16, 16—17:

‘Ο νόμος καὶ οἱ προφῆται μέχρι Ἰωάννου ἀπὸ τότε ἡ βασιλεία τοῦ Θεοῦ εὐαγγελίζεται καὶ πᾶς εἰς αὐτὴν βιάζεται.

εὐκοπώτερον δέ ἐστιν τὸν οὐρανὸν καὶ τὴν γῆν παραελθεῖν ἢ τοῦ νόμου μίαν κεραλίαν πεσεῖν.

Matthäus 11, 12—13:

ἀπὸ δὲ τῶν ἡμερῶν Ἰωάννου τοῦ βαπτιστοῦ ἕως ἄρτι ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν βιάζεται, καὶ βιασταὶ ἐρπάξουσιν αὐτήν.

πάντες γὰρ οἱ προφῆται καὶ ὁ νόμος ἕως Ἰωάννου ἐπροφήτευσαν

Matthäus 5, 18:

ἀμὴν γὰρ λέγω ὑμῖν, ἕως ἂν παρέλθῃ ὁ οὐρανὸς καὶ ἡ γῆ, ὡς ἐν ἡ μίᾳ κεφαλα οὐ μὴ παρέλθῃ ἀπὸ τοῦ νόμου, ἕως ἂν πάντα γένηται.

Über die aktive und passive Bedeutung des Wortes *βιάζεσθαι* das sowohl den Sinn von *cogi* „gezwungen werden“, als auch von *niti* „sich bemühen“ hat, vergleiche das in Anm. 28 bezeichnete Werk von Adalbert Merx, zweiter Teil, zweite Hälfte, S. 331, Fußnote.

27 (125). Soweit ich sehen kann, sind diese offensichtlichen Zusammenhänge den Fachtheologen bis heute entgangen. Auch Wellhausen und Merx erwähnen nichts davon in ihren bekannten textkritischen Werken.

28 (126). Adalbert Merx, „Die vier kanonischen Evangelien nach ihrem ältesten bekannten Texte. Übersetzung und Erläuterung der syrischen im Sinaikloster gefundenen Palimpsesthandschrift“, 2. Teil, 2. Hälfte, S. 331.

29 (127). In seiner Schrift „Die Stellung der Religionsgesellschaften im Staate“ verweist Lagarde, um die Halbheit des Protestantismus zu kennzeichnen, auf einen Brief Goethes, den dieser im Jahre 1817 an Knebel schrieb. (Lagarde „Deutsche Schriften“, S. 251). Nach der Weimarer Sophienausgabe von Goethes Briefen ist dieser Brief vom 22. August 1817. Dasselbst lautet die betreffende Stelle (28. Band, S. 227): „Pfaffen und Schulleute quälen unendlich, die Reformation soll durch hunderterley Schriften verherrlicht werden; Maler und Kupferstecher gewinnen auch was dabey. Ich fürchte nur, durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so ins Klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren. Denn, unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luthers Charakter und es ist auch das Einzige, was der Menge eigentlich imponiert. Alles übrige ist ein verworrenener Quark, wie er uns noch täglich zur Last fällt.“ Knebel antwortet nach Lagarde (S. 252):

„Was du mir wegen des bevorstehenden Reformationsfestes schreibst, ist ganz in meiner Gesinnung.“ Hierzu bemerkt Laggarde: „War Goethe etwa unfähig zu sehen? War er, der höchst aristokratische Minister, war der Kammerherr von Knebel, einst Erzieher eines Prinzen von Weimar, durch radikale und unideale Vorurteile beeinflusst? Mir scheint es äußerst gewagt zu sein, unsrer Epoche eine von unserm ersten Dichter so wegwerfend behandelte Kirche als diejenige anzupreisen, der sie die Leitung ihres geistigen Lebens anzuvertrauen habe.“

30 (132). „Zwei wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum erstenmale gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben.“ Goethes sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe, Berlin, Cotta'sche Buchhandlung, 36. Band, S. 95.

31 (133). Um die peinliche Vorstellung, daß Aaron und sein Gefolge in Gegenwart Gottes essen und trinken, abzuschwächen, übersetzen die christlichen Bibeln den Schlußsatz des Verses 11 dieser Stelle: „Und da sie Gott geschaut hatten, aßen und tranken sie.“ Die wissenschaftliche Übersetzung des hebräischen Urtextes aber lautet übereinstimmend mit einer neuzeitlichen jüdischen Übersetzung: „Sie schauten Gott und aßen und tranken.“

32 (135). Septuaginta, Vulgata sowie Luther und seine Nachfolger übersetzen falsch „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen.“ Der hebräische Urtext jedoch lautet nach Friedrich Delitzsch „Große Täuschung“ I. S. 63 in Übereinstimmung mit der neuzeitlichen jüdischen Übersetzung ins Deutsche von Dr. Bernfeld (s. Anm. 16): „Du sollst den Namen Jahwes, deines Gottes, nicht falsch aussprechen.“ Dem Jahwe kommt es einzig und allein darauf an, mit anderen Göttern, deren Realität er voraussetzt, nicht verwechselt zu werden.

33 (141). Als „Juden“ wird das auserwählte Volk Jahwes erst nach seiner Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft bezeichnet, in der Annahme, daß die Hauptmasse der aus dem Exil Zurückkehrenden aus den Nachkommen des Stammes

Juda bestand. Vorher nannten sie sich irreführend „Israeliten“. Den Namen dieses von ihnen unterjochten, sehr wahrscheinlich arischen Volkes, nahmen sie bei ihrem ersten Eindringen in Kanaan an (1. Mose 32, 29). Es ist daher sachlich nicht gerechtfertigt, vor der babylonischen Gefangenschaft von „Juden“ zu sprechen. Dieser Sprachgebrauch hat sich jedoch eingebürgert; des allgemeinen Verständnisses wegen wende ich ihn durchweg an.

34 (144).¹⁾ Friedrich Delitzsch: „Babel und Bibel I“, 1903 (Hinrichs'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig) S. 28 und S. 60 und „Babel und Bibel IV“, 1904 (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), S. 27 und 28.

35 (144).²⁾ Siehe Friedrich Delitzsch, „Babel und Bibel III“, 1905 (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart), S. 19. Eine bedeutungreiche Zusammenstellung jüdischer und assyrisch-babylonischer Gesetze des Hammurabi bringt Friedrich Delitzsch im Anhang zum ersten Teile seines bekannten Werkes „Die große Täuschung“, S. 117 bis 149. Vergl. darin den § 8 des Hammurabigesetzes S. 136 und den § 25, S. 137.

36 (144).³⁾ Nr. 5 der „Deutschen Juristenzeitung“ vom 1. März 1903 enthält der „Schwäbischen Chronik des Schwäbischen Merkurs, II. Abtlg., Nr. 143 vom 30. März 1903 zufolge einen längeren Aufsatz des Amtsgerichtsrates Dr. Schmersahl unter dem Titel „Das älteste Gesetzbuch der Welt.“ Dieser vergleicht das Gesetzbuch des Hammurabi mit dem altjüdischen, römischen und dem älteren deutschen Rechte. Der Aufsatz läßt erkennen, daß das Gesetz des Hammurabi auch in sittlicher Hinsicht hoch entwickelt und vielfach dem mosaischen Rechte weit überlegen ist. (Nach Friedrich Delitzsch: „Babel und Bibel II“, 1904, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, S. 51 und 52).

37 (145). Über die babylonisch-assyrischen Ausgrabungen, ihre kultur- und religionsgeschichtliche Bedeutung unterrichten den Leser die im Jahre 1903 erschienenen Vorträge des berühmten Assyriologen Prof. Dr. Friedrich Delitzsch,

„Babel und Bibel“ I bis IV. Der erste ist in der Hinrichs'schen Buchhandlung, Leipzig, die folgenden sind in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart erschienen. In einem fünften Vortrage unter dem Titel „Mehr Licht“ (Leipzig 1907, Hinrichs'sche Buchhandlung) hat Friedrich Delitzsch die wichtigsten Ergebnisse der babylonisch=assyrischen Grabungen zusammengefaßt. Alle diese Schriften sind reich bebildert. Ferner unterrichtet den Leser das grundlegende Werk von Alfred Jeremias, „Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients“ (Leipzig 1916, Hinrichs'sche Buchhandlung). Auch dieses Werk ist sehr reich bebildert.

38 (146). Diesen Widerspruch suchen die christlichen Bibeln dadurch zu verwischen, daß sie in Vers 17 vierzig Tage regnen und in Vers 24 die also entstandenen Wassermassen hundert= undfünfzig Tage auf der Erde stehen lassen. Der hebräische Urtext hingegen gibt die Dauer der Flut einmal mit vierzig und das andere Mal mit hundertundfünfzig Tagen an.

39 (147). Die ersten Ansätze zur rationalen Pentateuchkritik gehen auf mittelalterliche Rabbinen wie Rabbi Ischak (gestorben 1057) und Ibn Esra (gestorben 1167) zurück. Es scheint, daß der letztere die Zusammenhänge ahnte oder wußte, als kluger Jude aber den Mund hielt. Eine Anzahl richtiger Vermutungen stellten im 16. und 17. Jahrhundert die Katholiken Andreas Masius, Bento Pereira und andere auf. Im Jahre 1651 erschien der „Deviathan“ des englischen Philosophen Thomas Hobbes, der mehr oder minder zutreffende Vermutungen über Nichtmosaisches im Pentateuch aufstellte. Eine systematische Kritik übte zum erstenmal Spinoza in seinem „Theologisch=politischen Traktat“ (1670). Er stellte erstmals die Behauptung auf, daß Moses nicht der Verfasser der sogenannten Mosesbücher sei. Diese Schrift des Spinoza erzeugte eine ganze Flut von Gegenschriften der Sachtheologie. Es ist nun höchst bezeichnend, daß der Urheber der methodischen wissenschaftlichen Pentateuchkritik weder ein Jude noch ein Theologe sondern ein praktischer Arzt war: der Franzose Jean Astruc, Leibarzt Ludwig XIV. Er war im Jahre

1684 als Sohn eines protestantischen Predigers geboren. Sein Vater trat jedoch zum Katholizismus wieder zurück. Ebenso war Jean Astruc selber tiefgläubiger Katholik. Im Jahre 1753 veröffentlichte er seine Entdeckung, daß sich die fünf Bücher Mose aus mehreren unterschiedlichen Quellschriften zusammensetzen. Das Aufsehen erregende Werk führte den Titel: „Conjectures sur les memoires originaux, dont il paroît que Moyse s'est servi pour composer le livre de la Genèse. Avec des remarques qui appuient ou qui éclaireissent ces conjectures“. Im Gegensatz zu Spinoza hielt Astruc jedoch an der Urheberschaft des Mose, der diese Quellschriften zum Pentateuch verarbeitet habe, noch fest. Im Jahre 1783 erschien in Frankfurt a. M. eine deutsche Übersetzung des Werkes. Aus ihr schöpfte Goethe vermutlich die Anregung zu seiner in Anm. 30 angeführten Schrift. Auch dieser Vorgang ist für das Wesen der blinden kirchlichen Orthodoxie bezeichnend. Während die amtliche Kirchentheologie das epochemachende Werk Astrucs einhellig ablehnte, war es wiederum ein Laienchrift und zwar kein geringerer als Goethe, der als Bahnbrecher für die Wahrheit auftrat.

Zu meisterhafter Höhe wurde die Pentateuchkritik in neuerer Zeit durch den Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Göttingen, Julius Wellhausen, (geb. 1844 zu Hameln als Sohn eines Pastors), geführt. Im Jahre 1899 erschien sein epochemachendes Werk „Die Composition des Hexateuchs und der historischen Bücher des alten Testaments“. (Als Hexateuch=Sechsbücherwerk werden die fünf Bücher Mose einschl. des Buches Josua bezeichnet). Nicht minder charakteristisch ist es, daß die amtlichen Topfträger des gelehrten Kirchenchristentums die unwiderleglichen Forschungen Wellhausens zu entkräften und ihr sieghaftes Eindringen in Hirn und Herz des jüngeren Theologengeschlechtes durch abfällige, bochaste Kritik aufzuhalten suchen, im engsten Bunde mit der jüdischen Presse und der amtlichen Theologie beider christlichen Kirchen. Es ist wahrlich hohe Zeit, daß die Öffentlichkeit insbesondere alle Deutschen, denen es um ein e c h t e s und nicht um ein j ü d i s c h - v e r f ä l s c h t e s Kirchenchristen-

tum zu tun ist, über diese Verhältnisse aufgeklärt werden. Die Geistesrevolution steht erst in ihren Anfängen. Die Kirchentheologen sind noch immer blind für die tiefgehende, geistig-religiöse Umwälzung, die sich unhemmbar in der deutschen Volksseele vollzieht.

40 (148). Die Abbildungen assyrisch-babylonischer Kunstwerke, von denen in diesem Kapitel die Rede ist, findet der Leser in den unter Anm. 37 verzeichneten Werken.

41 (150). Vergl. Anm. 16.

42 (151). Friedrich Delitzsch, „Babel und Bibel“ I S. 60.

43 (152). Dr. Alfred Jeremias, „Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion“ (Leipzig 1904, Hinrichs'sche Buchhandlung), S. 44.

44 (153).¹⁾ Dr. Alfred Jeremias „Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients“ (Leipzig 1916, Hinrichs'sche Buchhandlung).

45 (153).²⁾ Bereits ein Jahrzehnt vor den babylonischen Entdeckungen, über die Friedrich Delitzsch in seinen „Babel-Bibel“-Schriften berichtet, hat der Dozent an der Universität und der k. k. orientalischen Akademie in Wien, Dr. Adolf W ah r m u n d, in seinem Werke „Babylonertum, Judentum und Christentum“ (Leipzig 1882, Verlag F. A. Brockhaus) auf die Abhängigkeit der biblischen Psalmen von babylonischen und, wie er vermutete, auch von ägyptischen Vorbildern hingewiesen.

46 (153).³⁾ Die in diesem Kapitel mitgeteilten babylonischen Psalmen, Sprüche und sonstigen Texte sind teils den „Babel und Bibel“-Schriften von Friedrich Delitzsch teils der Schrift von Alfred Jeremias „Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion“ (Leipzig 1904, Hinrichs'sche Buchhandlung) entnommen.

47 (154). „Die Heilige Schrift des Alten Testaments“ in Verbindung mit Professor Baethgen in Berlin usw. übersetzt und herausgegeben von E. Rautsch, Professor der Theo-

logie in Halle. 2. Ausgabe, 1896, Freiburg i. Br. und Leipzig (Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr). Dieses Werk ist stets gemeint, wenn in diesem Romane von einer „neuzeitlichen wissenschaftlichen Übersetzung des hebräischen Urtextes“ die Rede ist.

48 (169). Sie hieß Zippora (2. Mose 2, 21) und war nach 2. Mose 2, 16—21 die Tochter eines ägyptischen Priesters. Lagarde schreibt auf S. 223 seiner „Deutschen Schriften“: „Das auch in Deutschland nur zu bekannte hebräische Hauptwort *Rohen*, das den Juden Priester bedeutet, hat im Arabischen als *Râhin* den Sinn Wahrsager: sollte daraus nicht folgen, daß die weisen Männer des ältesten Israels vorzugsweise *Aharoniden* und *Levit*, das heißt ägyptischen Blutes, gewesen sind?“ Diese Vermutung Lagardes scheint durch die Tatsache, daß die Frau des Moses als Tochter eines ägyptischen Priesters eine *Negerin*, Luther übersetzt „*Mohrin*“, war, auffallend bestätigt zu werden. Die Septuaginta und Vulgata bezeichnen in Übereinstimmung mit einer neuzeitlichen jüdischen Übersetzung des hebräischen Urtextes ins Deutsche die Zippora als „*Aethiopierin*“. Als *Aethiopier* bezeichnete bereits Herodot die *Neger*.

49 (171.¹) Friedrich Delitzsch „Die große Täuschung“ I S. 111 und „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ herausgegeben von Friedrich Michael Schiele I S. 1143 (Tübingen 1909, Verlag J. C. B. Mohr).

50 (171.²) Das babylonische Schrifttum hat nicht nur das jüdische, sondern ebenso längst vorher das ägyptische beeinflusst. Das nimmt uns nicht wunder, da wir seit den letzten babylonischen Ausgrabungen ja wissen, daß die babylonische Kultur um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. ganz Vorderasien vom Euphrat bis zum Nil beherrschte. Aus der Zeit Ramses II., also aus dem 13. und 14. Jahrhundert vor Christus, zu einer Zeit, da die Juden zweifellos noch keine eigene Literatur hatten, besitzen wir von dem ägyptischen Dichter *Pentaur*, der auch ein Werk „Anfang der Belehrung über die Briefkunst“ geschrieben hat, einen Psalm auf den siegreichen Kampf

seines Königs gegen das Volk der Cheta in Syrien. Darin läßt er den König sprechen:

„Meine Bogenschützen und meine Wagen haben mich verlassen,

Nicht Einer blieb bei mir, um für mich zu streiten.

Wo bist du, mein himmlischer Vater Ammon?

Siehe, kann denn ein Vater seines Kindes vergessen?

Habe ich jemals auf eigene Kraft vertraut?

Wo ich ging, wo ich stand, war mein Antlitz nicht dir zugewendet?

Habe ich nicht immer nur nach den Worten deines Mundes gehandelt?

Und folgte ich nicht immer nur deinem gewaltigen Räte?

O großer Herr Agyptens, vernichte die Völker, die mich umdrängen!

Was sind denn diese Hirten, denen Ammon nichts gilt, die von Gott nichts wissen?

Habe ich dir nicht zahlreiche und große Denkmäler aufgeführt?

Dein Heiligtum nicht mit Gefangenen gefüllt, die dir einen langdauernden Tempel bauten?

Habe ich dir nicht Tieropfer geschlachtet

Und süßduftende Kräuter aller Art geweiht?

Ich habe dir ein Haus geweiht von Stein,

Ewige Säulen drin aufgerichtet und Obeliskten von Elephantine.

Für dich habe ich Schiffe ins Meer gesendet,

Um aller Völker Werke dir zuzuführen.

Hat ein anderer dir jemals das getan?

Zu Schanden wird, wer deinem Willen widersteht,

Erhaben aber, wer dich preisend anerkennt, o Ammon!

Aus vollem Herzen schrei' ich in der Not zu dir, mein Vater;

Umzingelt bin ich von zahllosen Völkern aller Lande;

Allein bin ich, kein anderer ist mit mir;

Verlassen haben mich meine Bogenschützen und Wagen;

Von Furcht beseelt, hat kein einziger meinen Ruf gehört!

Aber Ammon ist besser als Myriaden Bogenschützen, als
 Millionen Wagen,
 Als zehntausend Jünglinge, und wären sie an Einem Orte
 vereinigt!
 Nichts gilt die Hülfe zahlreicher Menschen!
 Ammon steht höher als sie!“

(Aus Dr. Adolf Wahrmund, „Babyloniertum, Judentum
 und Christentum“, Leipzig 1882, J. A. Brockhaus, Seite 125
 und 126.)

Der 68. Psalm der Bibel, der im hebräischen Urtext die
 Überschrift trägt „Triumphgesang auf den Sieg Gottes über
 seine Feinde“ weist eine unverkennbare Ähnlichkeit mit diesem
 ägyptischen Psalme auf, insbesondere mit den vier letzten Ver-
 sen. Der Vers 18 und 21 des biblischen Psalmes lautet:

„Der Wagen Gottes sind viele tausend mal tausend, der
 Herr ist unter ihnen im heiligen Sinai.“

„Wir haben einen Gott, der da hilft und Jahwe ist's, der
 vom Tode errettet.“

Es ist ferner auffallend, daß dieser biblische Psalm wieder-
 holt auf Ägypten und die Vorgänge auf dem Sinai, die ja
 unmittelbar nach dem Auszuge aus Ägypten stattfanden, ver-
 weist. In dem ägyptischen Psalm ist bemerkenswert, daß der
 Sonnengott Ammon als der himmlische Vater und der fromme
 Gläubige als sein Kind bezeichnet wird. Der ägyptische König
 Amenhotep (keilinschriftlich Amanchapti, griechisch Amenophis)
 verehrte den Sonnengott Atos als einen Gott, vor dem alle
 Menschen gleich sind! Im 14. Jahrhundert vor Christus! 800
 Jahre vor Abfassung der mosaischen zehn Gebote! Es ist ferner
 im höchsten Maße auffallend, daß der 68. biblische Psalm, der
 mit diesem ägyptischen Psalme so verblüffende Ähnlichkeit hat,
 statt „Jahwe“ den Namen „Gott“ führt, ebenso eine ganze
 Anzahl biblischer Psalmen derselben Gruppe! Es zwingt sich
 die Vermutung auf, daß die biblischen Psalmen dieser Gruppe
 Nachahmungen, wenn nicht gar Plagiate ägyptischer bezw.
 babylonisch-assyrischer Hymnen sind.

51 (172).¹⁾ Friedrich Delitzsch „Babel und Bibel“ II S. 31.

52 (172).²⁾ Zu dieser Auffassung bekennt sich auch Dr. Alfred Jeremias auf S. 6 der in Anm. 46 genannten Schrift.

53 (174). Das soll nicht etwa heißen, daß der Staat das Recht oder gar die Pflicht habe, seinen Bürgern eine Religion aufzuzwingen, sondern daß er die natürliche Entwicklung der Religion auf jede nur denkbare Art und Weise begünstigen und keinem religiösen Bekenntnisse ein Vorrecht vor einem anderen einräumen darf. Er darf Religionen, die sich überlebt haben, nicht durch Staatsgesetze künstlich am Leben erhalten, er muß aber in allen seinen praktischen Maßnahmen von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß die christliche Religion die Grundlage und ihre Verwirklichung letztes und höchstes Ziel des Staates ist.

54 (175).¹⁾ Unter dem Namen V e d a wird die altindische Sanskritliteratur verstanden. Veda bedeutet „Wissen“, insbesondere „das Buch des Wissens“ oder „die heilige Schrift“. Die „heilige Schrift“ unserer indo-arischen Vorfahren ist weit umfangreicher als die Bibel. Unter dem Namen R i g v e d a sind von den indischen Weisen die als echt angesprochenen Veden zusammengefaßt. Sie sind Denkmäler einer ungeahnt hohen Kultur. Ihre Entstehungszeit verlegen die Gelehrten in das 5. Jahrtausend vor Christus. Die darin vertretene Weltanschauung hat H o u s t o n S t e w a r t C h a m b e r l a i n in seiner kleinen Schrift A r i s c h e W e l t a n s c h a u u n g“ (Verlag J. Bruckmann A.-G., München, 2. Aufl., 1921) herausgegeben. Im Anhang zu diesem vortrefflichen Büchlein findet der Leser ein ausführliches Verzeichnis der Literatur, die in die indo-arische Gedankenwelt einführt.

55 (175).²⁾ A v e s t a, früher fälschlich Z e n d a v e s t a genannt, ist der Name der heiligen Schrift der persischen Religion des Zoroaster. Es sind uns davon nur Bruchstücke erhalten. Die handschriftliche Überlieferung des Avesta reicht nach Ansicht der Gelehrten nicht über das 14. Jahrhundert vor Christus

zurück. Eine deutsche Übersetzung von *Spiegel* erschien in den Jahren 1852—1863 in Leipzig. Eine Darstellung der Religion des Avesta veröffentlichte *Geldner*, „Die heiligen Bücher der Parßen“ (Stuttgart 1895).

56 (175).³⁾ Unter „Monolatrie“ (griechisch) versteht man die ausschließliche Verehrung eines ganz bestimmten Gottes, neben dem andere Götter als real vorausgesetzt werden, im Gegensatz zum „Monotheismus“, der das Dasein nur eines Gottes anerkennt.

57 (176). Die Religion Zarathustras war rein monotheistisch. Die Spaltung der Gottheit in ein gutes und böses Prinzip, in Ormuzd und Ahriman, tritt erst in den späteren Sinkungsstufen dieser Religion zutage. In den Sathas, den kanonischen Schriften der Zoroastriischen Religion ist Ormuzd der alleine Gott. Sein Widersacher Ahriman ist lediglich ein von Ormuzd geschaffener, tief gesunkener Geist. Die Auffassung, die Dr. Alfred Jeremias in seiner Schrift „Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion“, S. 45, vertritt, die Religion Zarathustras habe „stark monotheistischen Charakter“ gehabt, ist unzutreffend. Die Lehre Zarathustras war rein monotheistisch. Erst die späteren Pehlevischriften, welche die Lehre Zarathustras ins Flache und Triviale zogen — genau so wie der heutige Vulgärspiritismus die Geistlehre verflacht und entstellt — haben den rein monotheistischen Charakter der Lehre Zarathustras verwischt. Es ist im höchsten Maße bezeichnend, daß der persischen Sprache der Pehlevischriften bereits viel semitische Worte beigemischt sind. Wo die Semiten sich mit einer reinen Sache befassen, tritt Zersetzung und Entartung ein.

58 (177). In seinen „Deutschen Schriften“ (Ausgabe letzter Hand, Göttingen), S. 24, schreibt Lagarde: „Der Monotheismus ist nichts spezifisch Jüdisches: Chinesen, Inder, Griechen, vermutlich auch Ägypter haben ihn gehabt: er ist das notwendige Ergebnis des Denkens, ohne jeden ehtischen Wert: Monotheismus ist so wenig Religion, wie das Wissen um die Einwohnerzahl Deutschlands deutscher Patriotismus, und das Wissen, daß man nur eine Mutter hat, kindliche Liebe ist.“

59 (178). Angeführt nach Luther „Die ganze Heilige Schrift des Neuen und Alten Testaments“, revidierte Ausgabe, 28. Abdruck, 1879, Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Die übrigen Zitate in diesem und den folgenden Kapiteln sind teils nach der im Auftrage der Deutschen evangelischen Kirchenkonferenz durchgesehenen Lutherschen Bibel (Mitteloktavaausgabe, Privilegierte Württembergische Bibelanstalt, Stuttgart, 1911), teils nach der unter Anm. 47 erwähnten wissenschaftlichen Bibelübersetzung von Rautsch angeführt.

5. Mose 7, 16 lautet in der
Septuaginta:

„καὶ γὰρ πάντα τὰ σκῦλα τῶν ἐθνῶν, ἃ κύριος ὁ
θεὸς σου δίδωσί σοι. οὐ φείσεται ὁ ὀφθαλμὸς σου
ἐπ' αὐτοῖς, καὶ οὐ μὴ λατρεύσῃς τοῖς θεοῖς αὐτῶν. δι
σκῶλον τοῦτο ἔστι σοι.“

Vulgata:

„Devorabis omnes populos, quos Dominus Deus
tuus daturus est tibi. Non parcet eis oculus tuus,
nec servies diis eorum, ne sint in ruinam tui.“

deutschen Übersetzung des hebräischen Urtextes nach Dr.
Bernfeld (vergl. Anm. 16):

„Du wirst aufzählen all die Völker, welche der Herr,
dein Gott dir gibt; dein Auge sehe nicht mitleidig auf
sie, diene nicht ihren Göttern, denn es wäre dir ein Fallstrick.“

60 (181).¹⁾ Friedrich Delitzsch, „Die große Täuschung“,
erster Teil, Stuttgart 1920 (Deutsche Verlagsanstalt), S. 42
und 43.

61 (181).²⁾ Auf das teuflische Wesen Jahwes hat bereits
Theodor Fritsch in seinem Buche „Der falsche Gott“ (Leipzig
1912) aufmerksam gemacht. Er vermutete, der Gott El saddai,
mit dem Abraham seinen Bund schloß (1. Mose, Kapitel 17),
sei identisch mit dem bösen Dämon Seth der Ägypter und dem
Dämon Sched, der sich auf assyrischen Inschriften finde. In An-
merkung 1 meines Zeitromans „Die Sünde wider das Blut“

habe ich darauf hingewiesen, daß auch Jesus den Jahwe „Teufel, Lügner und Mörder“ nennt (Johannes 8, 44), daß hier ein Problem vorliege, welches aufzuhellen eine wichtige Aufgabe der kritischen Theologie wäre. Eine Antwort darauf hat Friedrich Delitzsch in seinem Aufsehen erregenden Werke „Die große Täuschung“ gegeben. Danach trifft die Vermutung Fritschs jedoch nicht zu. Auf Seite 39 und Seite 111 des ersten Teiles der „Großen Täuschung“ sagt Delitzsch, El saddai bedeute der „hoherhabene Gott“. Es war der Gott der Midianiter, in deren Land Abraham seinen Bund schloß. Jahwe hat demnach sein wahres Wesen zunächst unter der Maske des Midianitergottes El saddai verborgen, bis er dann auf dem Sinai mit Donner und Blitz, Feuer und Rauch, Erdbeben und Dröhnen, Posaunen- und Stimmenschall den großen Theaterbluff vollführte, auf den die ganze Menschheit hereingefallen ist bis auf den heutigen Tag.

Nach Friedrich Delitzsch, „Die große Täuschung“, II S. 7 bezeichneten die Juden die Gottheiten aller nicht-jüdischen Völker als „böschet“ d. i. „Schandgötze“. Auch hier verfahren sie wieder nach dem Rezepte „Haltet den Dieb“: der Schandgötze ist in Wirklichkeit Jahwe selber. Es ist sehr auffallend, daß diese jüdische Schandbezeichnung „böschet“ dem Worte „boche“ (gesprochen „hoseh“) lautlich gleicht, womit die Franzosen uns Deutsche seit dem Weltkriege beschimpfen. Alle Welt hat sich über die Herkunft dieses Wortes den Kopf zerbrochen. Hier scheint sie zu Tage zu liegen. Ebenso wie die Juden unseren Feinden durch Jahrzehnte hindurch das Material zu ihrem Lügenfeldzuge gegen uns geliefert haben, sind sie auch unter geschickter Verschleierung, die Urheber dieses Schmachnamens.

62 (181).³) Die deutschen christlichen Bibeln übersetzen diese Stelle beschönigend. In der Septuaginta (autorisiert von Papst Sixtus V., Ausgabe von Leander van Ess, neue Stereotypausgabe, Leipzig 1922) lautet sie:

„καὶ ἀπελῶ τὴν χεῖρα, καὶ τότε ὄψει τὰ ὀπίσω μου“
In der Vulgata (autorisiert von Papst Clemens VIII., neu

herausgegeben von P. Michael Hehenauer, Rom 1913) heißt die Stelle:

„tollamque manum meam. et videbis posteriora mea.“

Eine neuzeitliche jüdische Bibel nach dem masoretischen Text (Vergl. Anm. 16) übersetzt:

„Dann will ich meine Hand wegthun und du siehst m e i n e n R ü c k e n“.

Wer jetzt noch zweifelt, daß Jahwe hier den Götz von Ber-
lichingen mimt, dem ist nicht zu helfen.

63 (183). Wer sich eine Vorstellung von dieser Art der Bibelauslegung machen will, der lese die Schrift „Der heilige Ambrosius, Bischof von Mailand, als Erklärer des Alten Testamentes“, von Johann Baptist Kellner, Vikar am kgl. Hof- und Kollegiatstifte St. Kajetan in München. Gekrönte Preisschrift (Regensburg 1893, Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz).

64 (187). Als Deuterojesaja, das heißt „zweiter Jesaja“ werden die Kapitel Jesaja 40 bis 66, neueren Untersuchungen zufolge nur 40 bis 55, bezeichnet, da die Gelehrten herausgefunden haben, daß diese Teile des Jesajas von einem anderen Verfasser herrühren. Aus ähnlichen Gründen werden die letzten Bücher des Jesaja dem Tritojesaja, d. i. „dritter Jesaja“, zugeschrieben.

65 (188). In den „Reisebildern“ schreibt Heinrich Heine: „Da kam aber ein Volk aus Agypten, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren brachte es auch eine sogenannte positive Religion mit . . . Jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihre alten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalt mit Wechseln und alten Hosen handelt. . . Es sind diese langen Nasen eine Art Uniform, woran der Gottkönig Jehova seine alten Leibgardisten erkennt, selbst wenn sie desertiert sind.“

66 (189).¹⁾ Der jüdische Schriftsteller Dr. Elias Jacob (= Fromer) bekennet in der „Zukunft“ vom 28. Oktober 1911

in seinem Aufsätze „Die Juden in der Wirtschaft“: „Die Fähigkeit, eine große Idee hervorzubringen und sie systematisch auszubauen, haben die Juden (als Gesamtheit betrachtet) niemals besessen. Das zeigt sich deutlich, wenn man den Brennpunkt ihrer geistigen Tätigkeit, ihre Literatur, betrachtet. Da ist kein Buch zu finden, worin eine neue, voraussetzungslose Idee nach einer festen Disposition ausgearbeitet ist. Alles ist Rommentar.“

67 (189).²) Septuaginta, d. h. „die Siebzig“, in der wissenschaftlichen Literatur gewöhnlich mit LXX bezeichnet, heißt die älteste Übersetzung des alten Testaments in die griechische Sprache. Ihren Namen verdankt sie der Sage, der Ägypterkönig Ptolemäus Philadelphus (285—246 v. Chr.) habe je 6 Männer aus den zwölf jüdischen Stämmen, insgesamt 72, auf die Insel Pharos kommen lassen und ihnen die Übersetzung der heiligen Schrift aus dem Hebräischen ins Griechische aufgetragen. Die Zahl 72 wurde dann im Sprachgebrauch auf 70 abgerundet. Nach Ansicht der Gelehrten stammt die griechische Übersetzung aus dem 2. Jahrhundert vor Christus. Sie wurde mit vielen Textabweichungen verbreitet und in zahlreiche andere alten Sprachen übersetzt. Auch der gotischen Übersetzung des Bischofs Ulfilas aus dem 4. Jahrhundert lag sie zugrunde. Die Septuaginta ist uns in drei Handschriften erhalten, wovon die wichtigste, die vatikanische, der von dem Papste Sixtus V. im Jahre 1587 zu Rom besorgten kirchlichen Ausgabe als Vorlage diente.

68 (189).³) Vulgata, d. h. „die allgemein Verbreitete“ oder Gebräuchliche“, heißt die in der römisch-katholischen Kirche als authentisch geltende lateinische Gesamtübersetzung des alten und neuen Testaments. Sie geht auf eine um das Jahr 400 nach Christus von dem hl. Hieronymus nach dem hebräischen Grundtext neu angefertigte Übersetzung des alten Testaments zurück. Ihr kirchliches Ansehen wurde von den Reformatoren des 16. Jahrhunderts verworfen, weil sie sehr viele Unrichtigkeiten enthalte. Das Tridentinische Konzil setzte im Jahre 1546 fest, daß die Vulgata im kirchlichen Gebrauche als die einzig beglaubigte

Übersetzung gelten solle; insbesondere sollten alle Beweisstellen nur nach dieser Übersetzung angeführt werden. Papst Sixtus V. ließ 1590 eine neue authentische Ausgabe anfertigen. In der Folgezeit wurde die vom Papste Clemens VIII. autorisierte Ausgabe unter dem Namen „Biblia sacra“ d. i. „Heilige Schrift“ von der katholischen Kirche eingeführt (1598). Sie ist die für die katholische Kirche bis heute maßgebende Fassung der gesamten Heiligen Schrift einschl. des neuen Testaments.

69 (190.¹) Vergl. Anm. 16.

67 (190).²) Septuaginta und Vulgata übersetzen den hebräischen Urtext hier ähnlich wie der neuzeitliche jüdische Übersetzer Dr. Bernfeld.

Septuaginta:

„δράξασθε παιδείας, μή ποτε ὀργισθῇ κύριος, καὶ ἀπολείσθε ἔξ ὁδοῦ δικαίας.“

Vulgata:

„Apprehendite disciplinam nequando irascatur Dominus, et pereatis de via iusta.“

Die neuzeitliche wissenschaftliche Übersetzung des alten Testaments ins Deutsche von Rautsch bemerkt zu dieser Stelle, die Übersetzung mache Schwierigkeiten, da im hebräischen Urtext für das Wort „Sohn“ nicht das übliche hebräische sondern ein rein aramäisches Wort stehe.

71 (193). Vergl. Adalbert Merx, „Die vier kanonischen Evangelien usw. (wie unter Anm. 28) 2. Teil, 1. Hälfte, Matthäus S. 293 ff.

72 (194). Friedrich Delitzsch „Babel und Bibel III, S. 21 und 56.

73 (199). Herausgegeben von Andres Osiander, D. Academiae Tubingensis Cancellarius, Ecclesiae Praepositus, Tübingen 1906.

74 (200). Herausgegeben von P. Michael Hezenauer, Rom 1913, 2. verbesserte Ausgabe, Rom 1922.

75 (210). Siehe die in Anmerkung 4 S. 281 angeführten Werke.

76 (214). Eine Anleitung, spiritistische Versuche im kleinen Kreise zu veranstalten unter Beachtung aller Maßregeln zur Abwehr schlechter Einflüsse und Schädigungen bieten folgende kurz gefaßte Schriften:

J o s e f P e t e r, „Der Spiritismus und seine Phänomene“, Leipzig, Verlag Oswald Mutze. Dieses Büchlein gibt zugleich einen guten Überblick über das gesamte Gebiet des Spiritismus sowie eine kritische und historische Würdigung seiner Erscheinungen.

„Wie errichtet und leitet man spiritistische Zirkel in der Familie?“, ein Leitfaden für die selbständige Prüfung der mediumistischen Phänomene von H a n s A r n o l d. Leipzig, Verlag Ferd. Spohr.

„Wie sollen wir spiritistische Sitzungen abhalten?“ von Fr. H. R. Leipzig 1920, Verlag Oswald Mutze.

Eine umfangreiche „Geschichte des neueren Okkultismus“ schrieb K a r l R i e s e w e t t e r (Leipzig 1909, Verlag Max Ullmann). Eine Geschichte des Spiritismus vom Altertume bis auf die neueste Zeit bietet das dreibändige Werk des Italieners Vesme „Geschichte des Spiritismus“, ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von F e i l g e n h a u e r (Leipzig 1900, Verlag Oswald Mutze).

Einen vortrefflichen Überblick über dieses Gebiet und die spiritistische Literatur geben die beiden nachfolgenden kleineren Werke: Prof. Dr. A. Fr. L u d w i g, „Geschichte der okkultistischen Forschung“ (Pfullingen, Johannes Baum Verlag); General P e t e r, „Geschichte des neueren Spiritismus“ (Pfullingen, Johannes Baum Verlag).

77 (217).¹⁾ In der Einleitung zu seiner Herausgabe der „Clementinen“ (vgl. Anm. 95) S. 22 schreibt P a u l d e P a g a r d e: „die gnostiker sind die ersten gewesen, welche in großem sinne eine philosophie der geschichte und religion zu geben versuchten, aber sie haben es sich gefallen lassen müssen ihre systeme von menschen herunterreißen zu sehn, die nie eine ahnung von ihrem geist und sinne, ja nicht einmal von irgend

welchem geist und sinne gehabt haben, die lebendige, tiefsinnige, ernstwollende männer mit dem behagen des henkers todtschlügen, um hinterdrein aus den zerstückelten gliedern zu beweisen, daß hier nichts als tod und verwesung gewesen sei.“ (Nebenbei bemerkt: Diese Textprobe zeigt, wie herrlich sich die von den Gebrüdern Jakob und Wilhelm Grimm in ihrem seit dem Jahre 1854 erscheinenden und erst heute seiner Vollendung entgegengehenden „Deutschen Wörterbuche“ (Leipzig, Verlag von S. Hirzel) wieder eingeführte altdeutsche Schreibart bewährt, die sich nur für den Anfang der Eigennamen und der Textabsätze der Majuskeln bedient. Es ist kein Grund ersichtlich, warum sie nicht allgemein eingeführt wird. Vielleicht übernimmt es der „Deutsche Sprachverein“, sich hierfür einzusetzen. D. Verf.).

78 (217).²⁾ Unsere germanischen Vorfahren hatten kein Wort für Religion, ebenso die Griechen. Die Beziehungen zur Gottheit waren ihnen nicht Gegenstand der Spekulation sondern Erlebnis. Erst die ganz aufs Praktische gerichteten, im schöpferischen Denken unfruchtbaren und darum auf das Definieren, Kommentieren und Registrieren sich verlegenden Römer brachten das Wort Religion auf. In seiner Schrift „*De natura deorum*“ („Über das Wesen der Götter“) 2, 28 leitet Cicero *religio* von dem Zeitwort *relegere* (Particip. *religens*) ab, das heißt „wieder zurücklegen“, „wieder durchwandern“. Es schwebte dem Arier Cicero offensichtlich die Vorstellung vor, das Wesen der Religion bestehe in einem Zurückwandern zur Gottheit. Im Gegensatz dazu leitet der Afrikaner Lactantius (um 300 n. Chr.) in seiner Schrift „*Divinae institutiones*“, „Göttliche Anweisungen“ oder „Unter-richt über die göttlichen Dinge“) 4, 28 das Wort *religio* von dem Zeitwort *religare*, das heißt „anbinden“, „anknüpfen“, „verpflichten“ ab. Diese Begriffsbestimmung wurzelt ganz in der alttestamentarischen Vorstellung, Religion bestehe aus einem Vertragsverhältnis zwischen Gott und dem „ausgewählten“ Volke! Diese absichtsvolle, jeder Allgemeingültigkeit entbehrende Begriffsbestimmung des afrikanischen Kirchen-schriftstellers ist für die christliche Kirche maßgebend geworden.

Der Vorgang spricht Bände über das Wesen des Christentumes.

79 (219).¹⁾ πιστις.

80 (219).²⁾ πιστεύειν.

81 (220). „Bibelkonkordanz“ heißt das alphabetische Verzeichnis der in der Bibel enthaltenen Worte unter Wiedergabe sämtlicher Stellen, an denen sie vorkommen. Es ist klar, daß ein solches Werk viel umfangreicher ist als die Bibel selber. Als „Handkonkordanz“ bezeichnet man eine handliche Ausgabe, die nur die wichtigsten Bibelworte enthält und die betreffenden Bibelstellen abgekürzt in Stichworten wiedergibt. Eine vorzügliche, sehr billige und nahezu vollständige Handkonkordanz dieser Art ist in Bremen im „Verlag des Traktathauses, G.m.b.H.“ erschienen.

82 (222).¹⁾ In dem ersten an die Korinther gerichteten wundervollen Clemensbriefe, dessen Verfasser um das Jahr 100 Bischof in Rom gewesen sein muß, wird Gott „Herrscher der Geister und Herr alles Fleisches“ genannt („Neutestamentliche Apokryphen“, herausgegeben von Dr. Edgar Hennecke, Tübingen 1904, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), S. 111).

83 (222).²⁾ Das Gegenbild des Heilandes und sein Widersacher ist Luzifer, der Satan, der tieft gesunkene Geist. Er war mit dem Heilande auf gleicher Stufe einer relativ hohen Vollkommenheit erschaffen wie wir alle. Während aber der Heiland seinen freien Willen nur im Sinne Gottes betätigte und sich dadurch bis in die unmittelbare Nähe Gottes emporarbeitete, hat Luzifer seinen freien Willen aus Hochmut mißbraucht, er wollte „selber sein wie Gott“. Dadurch ist er auf die denkbar tiefste Stufe gesunken, auf die ein Geist überhaupt sinken kann. Zwischen dem Heilande und seinem Widersacher Luzifer stehen in endloser Abstufung alle von Gott erschaffenen Geister. Ihrer aller Aufgabe ist die Rückentwicklung zu der Stufe, auf der sie erschaffen worden waren, und von der sie infolge Mißbrauchs ihres freien Willens herabgesunken sind, und ihre Weiter-

entwicklung über diese Stufe hinaus nach dem Vorbilde des Heilandes, der den Geistern auch im Jenseits einziger Weg zum Vater ist. Näheres darüber siehe im 15. Kapitel meines Zeitromans „Die Sünde wider den Geist“.

84 (223).¹⁾ Matthäus 5, 9 und 5, 45. Luther übersetzt in beiden Stellen *viol* mit „Kinder“, während es „Söhne“ heißt. Daß der Heiland hier ausdrücklich das Wort „Sohn“ und nicht das Wort „Kind“ anwenden will, geht aus den kurz vorhergehenden und nachfolgenden Versen 3, 9 und 10, 21 hervor, wo der griechische Text, um den Begriff „Kind“ auszudrücken, sich des Wortes *τέκνον* bedient.

85 (223).²⁾ In der geistwissenschaftlichen Literatur findet man die Ansicht vertreten, der Heiland nähme im Geisterreiche nicht eine besondere Stellung ein, es gäbe vielmehr ganze Scharen von Heilandsgeistern. Das sind für die praktische Erfüllung unserer irdischen Ewigkeitsaufgabe gänzlich unfruchtbare und darum abzuweisende Spekulationen. Zweck der christlichen Geistlehre und des Geistchristentumes ist nicht das Jenseits zu erforschen sondern unserem irdischen Leben im Hinblick auf sein Ewigkeitsziel praktischen Inhalt zu geben. Dazu genügt es zu wissen, daß wir Menschen unsterbliche, in Folge Mißbrauchs unseres freien Willens gesunkene Geister sind, daß der Heiland, wie er es selber im Johannesevangelium sagt, der praktisch allmächtige Schöpfer, Denker und Leiter des Weltsystems ist, dem wir angehören, daß er ferner unser Erlöser, d. h. Führer auf dem Rückwege zum Vater ist. Alles was darüber hinaus will, geht uns nichts an. Wir werden es früh genug erfahren, wenn wir nach Abstreifung der Körperfessel durch unentwegte Selbstarbeit reif dafür geworden sind. Die Allmacht Gottes zu fassen, dazu reicht unser irdisches Ameisengehirn nicht aus. Darüber zu spekulieren ist unnütze Kraft- und Zeitverschwendung.

Ebenso unnütz und zwecklos sind die phantastischen Spekulationen über die Einrichtung und das Leben der jenseitigen Sphären, mit denen sich der Vulgärspiritismus abgibt. Diese kritiklosen Phantastereien der Vulgärspiritisten sind ebenso eine

Entartung der Geistlehre wie sie bereits der Vulgärgnostizismus war, nach welchem allein die Gelehrten den Gnostizismus grundfalsch beurteilen. Vgl. das Urteil Lagarde's in Anm. 77.

86 (234). Lagarde schreibt in seiner Abhandlung „Über das Verhältnis des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion. Ein Versuch Nicht-Theologen zu orientieren“ (Deutsche Schriften, Gesamtausgabe letzter Hand, 4. Auflage) S. 57: „Paulus hat uns das alte Testament in die Kirche gebracht, an dessen Einflüsse das Evangelium, so weit dies möglich, zu Grunde gegangen ist: Paulus hat uns mit der pharisäischen Exegese beglückt, die Alles aus Allem beweist, den Inhalt, der im Texte gefunden werden soll, fertig in der Tasche mitbringt und dann sich rühmt, nur dem Worte zu folgen: Paulus hat uns die jüdische Opfertheorie und alles, was daran hängt, in das Haus getragen: die ganze jüdische Ansicht von der Geschichte ist uns von ihm aufgebunden. Er hat das getan unter dem lebhaften Widerspruche der Urgemeinde, die, so jüdisch sie war, weniger jüdisch dachte als Paulus, die wenigstens nicht raffinierten Israelitismus für ein von Gott gesandtes Evangelium hielt. Paulus hat sich endlich gegen alle Einwürfe gepanzert mit der aus dem zweiten Buche des Gesetzes herübergeholtten Verstockungstheorie, die es freilich so leicht macht zu disputieren, wie es leicht ist, einen Menschen, der Gründe bringt und Gegengründe hören will, damit abzufertigen, daß man ihn für verhärtet erklärt.“

Es ist Theologenlogik zu sagen, obwohl Israel in Jesus den Messias nicht erkannte, ist Jesus doch der Messias Israels, und obwohl die eigentliche Gemeinde des Evangeliums den Paulus als Verderber haßte, ist dennoch Paulus der wahre Vertreter des Evangeliums. Wenn irgend welche Kirche diese Art Logik weiter treiben will, mag sie es tun: Jeder, der von Wissenschaft das Mindeste weiß, verbittet sie sich und alle die, welche ihr huldigen.“

Im vorangehenden Abschnitte schreibt Lagarde: „Wie kommen wir denn dazu, uns überhaupt mit einer Kirche noch einzulassen, die auf solchem Grunde gebaut ist? Mißverständnis,

Unverstand, ein Zwitterding aus Pharisäismus und Phantasterei, sind das die Fundamente einer Gemeinschaft, die auf ein Ereignis der Geschichte zurückgehn will?“

Schleiermacher schreibt in seinem Werke über die Religion (Schleiermachers Werke, 4. Band, Leipzig 1911, Verlag von Felix Meiner) S. 384: „Der Judaismus ist schon lange eine tote Religion, und diejenigen, welche jetzt noch seine Farbe tragen, sitzen eigentlich klagend bei der unverweslichen Mumie, und meinen über sein Hinscheiden und seine traurige Verlassenschaft. Auch rede ich nicht deswegen von ihm, weil er etwa der Vorläufer des Christentums wäre: ich hasse in der Religion diese Art von historischen Beziehungen, ihre Notwendigkeit ist eine weit höhere und ewige, und jedes Anfangen in ihr ist ursprünglich . . . Nehmt einmal alles Politische, und so Gott will, Moralische hinweg, wodurch er gemeiniglich charakterisiert wird; vergeßt das ganze Experiment, den Staat anzuknüpfen an die Religion, daß ich nicht sage an die Kirche; vergeßt, daß das Judentum gewissermaßen zugleich ein Orden war, gegründet auf eine alte Familiengeschichte, aufrecht erhalten durch die Priester; seht bloß auf das eigentlich Religiöse darin, wozu dies alles nicht gehört, und sagt mir, welches ist die überall hindurchschimmernde Idee des Universums? Keine andere, als die von einer allgemeinen unmittelbaren Vergeltung, von einer eigenen Reaktion des Unendlichen gegen jedes einzelne Endliche, das aus der Willkür hervorgeht, durch ein anderes Endliches, das nicht aus der Willkür hervorgehend angesehen wird. So wird alles betrachtet, Entstehen und Vergehen, Glück und Unglück, selbst nur innerhalb der menschlichen Seele wechselt immer eine Außerung der Freiheit und Willkür und eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit; alle anderen Eigenschaften Gottes, welche auch angeschaut werden, äußern sich nach dieser Regel und werden immer in der Beziehung auf diese gesehen; belohnend, strafend, züchtigend das einzelne im einzelnen, so wird die Gottheit durchaus vorgestellt. Als die Jünger einmal Christum fragten: Wer hat gesündigt, diese oder ihre Väter, und er ihnen antwortete: meint ihr, daß diese mehr gesündigt haben als andere, — das war der religiöse

Geist des Judentums in seiner schneidendsten Gestalt, und das war seine Polemik dagegen.“

Die Wirkung der jüdisch-christlichen Kirchenreligion auf ein empfängliches Gemüt beschreibt Schiller anschaulich in seinem Zeitroman „Der Geisterseher“. Darin heißt es im zweiten Buche, S. 296 (Schillers sämtliche Werke, Säkularausgabe, Cotta'sche Buchhandlung, 2. Band): „Eine bigotte, knechtische Erziehung war die Quelle dieser Furcht; diese hatte seinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er sich während seines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte. Religiöse Melancholie war eine Erbkrankheit in seiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und seinen Brüdern geben ließ, war dieser Disposition angemessen, die Menschen, denen man ihn anvertraute, aus diesem Gesichtspunkte gewählt, also entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geisteszwange zu ersticken, war das zuverlässigste Mittel, sich der höchsten Zufriedenheit der fürstlichen Eltern zu versichern.

Diese schwarze nächtliche Gestalt hatte die ganze Jugendzeit unsers Prinzen; selbst aus seinen Spielen war die Freude verbannt. Alle seine Vorstellungen von Religion hatten etwas Furchterliches an sich, und eben das Grauensvolle und Verbe war es, was sich seiner lebhaften Einbildungskraft zuerst bemächtigte und sich auch am längsten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein strafendes Wesen; seine Gottesverehrung knechtisches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erstickende Ergebung. Allen seinen kindischen und jugendlichen Neigungen, denen ein derber Körper und eine blühende Gesundheit um so kraftvollere Explosionen gab, stand die Religion im Wege; mit allem, woran sein jugendliches Herz sich hingab, lag sie im Streite; er lernte sie nie als eine Wohltat, nur als eine Geißel seiner Leidenschaften kennen. So entbrannte allmählich ein stiller Groll gegen sie in seinem Herzen, welcher mit einem respektvollen Glauben und blinder Furcht in seinem Kopf und Herzen die bizarrste Mischung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor dem er in gleichem Grade Abscheu und Ehrfurcht fühlte.“

In seiner Schrift „Die Religion der Zukunft“ („Deutsche Schriften S. 217) schreibt L a g a r d e : „Zu Gott gelangt man nicht durch die Furcht, nicht durch das Gefühl der Abhängigkeit, nicht durch den Verstand, nicht durch Fürwahrhalten oder Glauben, sondern nur durch das Bestreben besser zu werden, weil nur dieses auf das Gute hinaus will, das mit Gott eines und dasselbe ist.“

87 (239).¹⁾ In seinem Drama „Prüfung der Seele“ entschleierte Steiner für einen Augenblick seine verhüllte Satanslehre. Er legt Luzifer folgende Worte in den Mund:

„Wer offen wollt der Lüge dienen,
Der müßte sinnbetört wohl sein,
Wenn er im Glauben leben könnte,
Die Menschen folgten seiner Führung.
Man kann für Christi Gegenbild
Am besten Menschenherzen fangen,
Wenn man Christi Namen diesem Bilde gibt!“

88 (239).²⁾ Siehe Anm. 91 bis 96.

89 (240). Bald weiß sich Paulus unter dem Titel Jude (Apg. 21, 39 und 40; 22, 1—3), bald unter dem Titel Römer (Apg. 22, 25), bald unter dem Titel Phariseer (Apg. 23, 6—8) aus der Schlinge zu ziehen. Bald redet er hebräisch, bald griechisch, bald römisch. Als fixer Jude findet er sich aalglatt in allen Situationen zurecht. Er redet, labert und salbadert das Blaue vom Himmel herunter, mit seinem Phrasenschwall erstickt er Freund und Feind. Er ist der Typus des Allerweltsjuden, dessen Maul man vergeblich totschlägt. Wirft man ihn zur Bordertür hinaus, flugs kommt er wie ein jüdischer Geschäftsreisender den Hut in der Hand, mit einer Verbeugung zur Hintertür wieder herein.

90 (241). Luther übersetzt das Wort *ἄφρων* und *ἄφροσύνη* des griechischen Textes sehr gelinde mit „töricht“ und „Torheit“. Die Grundbedeutung jedoch ist, wie die Etymologie des Wortes lehrt, „unvernünftig“, „sinnlos“, „toll“. Töricht im Sinne Luthers hieße *ἄλόγιστος* oder *ἄβουλος* oder *ἄσοφος*.

91 (243).¹⁾ Als „Petrusakten“ wird eine uns nur in Bruchstücken erhaltene Schrift aus der Zeit des Urchristentums genannt, die im Gegensatz zur Apostelgeschichte die Lehrtätigkeit des Petrus zum Gegenstande hat. Näheres darüber siehe in dem Werke „Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden“ von Richard Albert Lipsius, 2. Band, 1. Hälfte, (Braunschweig 1887, C. A. Schwetschke & Sohn). Eine deutsche Übersetzung ist in dem Werke enthalten „Neutestamentliche Apokryphen“, herausgegeben von Dr. Edgar Henneke, (Tübingen und Leipzig 1904, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), S. 383 ff.

92 (243).²⁾ „Homilie“ bedeutet „Predigt“ oder „Geschichte“. Als „Clementinische Homilien“ wird eine Sammlung von Schriften bezeichnet, die, teils in griechischer und lateinischer, teils in syrischer Sprache erhalten, den Kampf des Petrus gegen den Magier Simon behandeln. Sie sind zuletzt von Paul de Lagarde im Jahre 1865 unter dem Titel „Clementina“ (Leipzig 1865, J. A. Brockhaus) herausgegeben worden. Soweit ich habe feststellen können, gibt es davon bis heute keine deutsche Übersetzung. Näheres darüber siehe in der Einleitung von Lagarde zu seiner oben erwähnten Herausgabe. Der berühmte Theologe Ferdinand Christian Baur (geb. 1792 als Sohn eines schwäbischen Pfarrers) veröffentlichte im Jahre 1831 in der „Tübinger Zeitschrift für Theologie, viertes Heft III „die Christuspartei in der korinth. Gemeinde, der Gegensatz des petrinischen und paulinischen Christentums in der ältesten Kirche“ seine Entdeckung, daß an verschiedenen Stellen der „Clementinischen Homilien“ in dem Magier Simon kein anderer als der Apostel Paulus dargestellt sei. In seinem Werke „Das Christentum und die christliche Kirche der ersten drei Jahrhunderte“ (Tübingen 1853) entdeckte er, daß auch hinter dem Simon der Apostelgeschichte der Apostel Paulus verborgen sei. Ebenso vertritt diese Ansicht der evangelische Theologe und Philosoph Eduard Zeller (1814 bis 1908) in seiner Schrift „Die Apostelgeschichte nach ihrem Inhalt und Ursprung kritisch untersucht“ (Stuttgart 1854). Volkmar vervollständigte diese Entdeckung durch den

kritischen Nachweis, daß der Versuch des Simon, die Gabe der Geistesmitteilung mit Geld zu erkaufen, eine boshafte Anspielung der Petrusanhänger auf die von Paulus in seinen Heidengemeinden gesammelten Geldspenden für die jüdischen Christen Jerusalem sei („Theologische Jahrbücher“, Jahrgang 1856, Zweites Heft: „Über den Simon Magus der Apostelgeschichte und den Ursprung der Simonie“). Der evangelische Theologe Adolf Hilgenfeld (1823 bis 1907) versuchte in seinem Werke „Die clementinischen Recognitionen und Homilien“ (Jena 1848), VI § 26 „Die Simonsage“, ihre Entstehung aus dem Hasse des Judenthums gegen den Heidenapostel Paulus zu erklären. Die Geistestat dieser Gelehrten der Tübinger Schule ist begreiflicherweise von den im blinden Pauluswahne befangenen Universitätstheologen auf das heftigste bekämpft und als ketzerisch beiseite geschoben worden. Heute ist sie fast in Vergessenheit geraten. Das große fünf-bändige Handwörterbuch „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“, unter Mitwirkung von Hermann Gunkel und Otto Scheel herausgegeben von Friedrich Michael Schiele und Leopold Jsharnack, Tübingen 1913, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), tut sie unter dem Titel „Simon Magus“ mit folgendem nichtsagenden Klammersatze ab: „In der pseudo-clementinischen Literatur erscheint Simon Magus als Widersacher des Petrus und ist als Repräsentant der Gnosis (nicht als die von der judenchristlichen Polemik geschaffene Karikatur des Paulus, wie die Tübinger Schule glaubte) anzusehen.“ Prophezeiungen sind eine undankbare und gewagte Sache, es gehört jedoch wenig Scharfsinn dazu, vorauszusagen, daß die Entdeckung Baur's aus dem Jahre 1831 das paulinische Christentum in Trümmern legen wird, wenn sich nur Männer finden, die den Mut haben, diese Forschungen fortzusetzen und den Kampf gegen den Antichristen Paulus folgerecht durchzuführen.

• 93 (243).³⁾ „Apokryph“ heißen schlechthin alle außerkanonischen Schriften, die nicht in der Bibel des Alten und Neuen Testaments zusammengefaßt sind. „Apokryph“ heißt

„geheim, verborgen“, im weiteren Sinne des kirchlichen Gebrauches „unecht“. Durch diesen Ausdruck sollen die betreffenden Schriften zugleich als häretisch, das heißt ketzerisch, mit dem amtlichen Kirchenchristentum nicht übereinstimmend, bezeichnet werden. Über den Wert der neutestamentlichen Apokryphen urteilt Lic. Dr. Edgar Hennecke, Pastor in Bethlen (Hannover), in seinem jeden Laienchristen angelegentlich zu empfehlenden Werke „Neutestamentliche Apokryphen“ (s. Anmerkung 91) wie folgt: „Unter neutestamentlichen Apokryphen werden hier diejenigen Schriftstücke der altchristlichen Epoche vor Origenes († 254) verstanden, die als Hauptbestandteil der urchristlichen und urkirchlichen Literatur neben und nach der neutestamentlichen unter apostolischen oder engverwandten Titeln teils geradezu den Anspruch erheben, wie jene als Quellen der Zeit Jesu sowie der Apostel zu gelten, teils doch formell eine ergänzende Fortführung der im N. T. vorhandenen Literaturgattungen darstellen. Sie sind als autoritative und Leseschriften neben den neutestamentlichen in den Kreisen der älteren Kirchen und ihren Abzweigungen eine Zeitlang gebraucht — zum Teil zurückgewiesen und bekämpft — und haben als Quellenwerke des nachapostolischen Zeitalters sowie des sich anschließenden der Entstehung der altkatholischen Kirche jedenfalls einzigartige Bedeutung.“

94 (243).¹⁾ Kanon (griechisch) heißt in seiner Grundbedeutung „Rohr, Stab, Stange“, im erweiterten Sinne „Maßstab, Richtschnur, Regel“. Die Theologie des Kirchenchristentums versteht darunter die von der Kirche als echt anerkannte Sammlung von Schriften des Alten und Neuen Testaments.

95 (244). „Clementina“, herausgegeben von Paul de Lagarde (Leipzig 1865, F. A. Brockhaus) Kap. I Z. 19, Seite 167 und 168. Bei der deutschen Übersetzung habe ich mich an Wortlaut und Interpunktion des von Lagarde herausgegebenen griechischen Textes gehalten und mich dabei möglichst der Übersetzung bedient, die Dr. Ferdinand Baur, ordentl. Professor der Theologie an der Universität Tübingen, in seinem Werke „Das Christentum und die christliche Kirche

der ersten drei Jahrhunderte“, zweite neu durchgearbeitete Ausgabe (Tübingen 1860, Verlag F. Fr. Jues) Seite 87 von dieser Stelle gibt. Den Zusatz δι' ἡμετέρας ἐξ ἐμοῦ καταγνώσ-θαιτος καὶ ἐμοῦ ἐδοξίμου ὄντος (Lagarde Seite 168, 1. Zeile) übersetzt Baur nach einer von Lagarde vermerkten Variante ἐδοξίμου ὄντος statt ἀδοξίμου ὄντος. Ich habe meiner Über- setzung die von Lagarde bevorzugte bezw. wiederhergestellte ursprüngliche Lesart zu Grunde gelegt, da sie einen zwanglos logischen Sinn ergibt, während die von Baur benutzte gekün- stelt erscheint. Über die textkritischen Grundsätze, nach denen Lagarde bei seiner Herausgabe verfuhr und über die Bedeutung der Clementinen für die Beurteilung der Grundlagen des Kirchenchristentumes siehe Lagarde's Einleitung zu seinem oben bezeichneten Werke.

96 (245). „Acta Apostolorum Apocrypha“ post Con- stantinum Tischendorf denuo editerunt Ricardus Adal- bertus Lipsius et Maximilianus Bonnet (Leipzig 1891, Verlag Hermann Mendelssohn) 1. Teil S. 237.

97 (249). Der Jude Dr. Magnus Hirschfeld trägt heute dieses Laster in Wort, Schrift und Bild ins deutsche Volk.

98 (251). „Von den Juden und ihren Lügen“ und „Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi“ (Dr. Martin Luthers sämtliche Werke, nach den ältesten Ausgaben kritisch und historisch bearbeitet von Dr. Johann Konrad Jrmischer, Erlangen 1842, Band 32). Über die Wandlung, die Luther vom Judenfreunde zum erbitterten Judegegner durchgemacht hat, unterrichtet die vortreffliche Schrift von Dr. Alfred Salb „Luther und die Juden“ (Band 4 der Sammlung „Deutsch- lands führende Männer und das Judentum“), Deutscher Volks- verlag Dr. E. Voepfle, München 1921.

99 (252). χάρις.

100 (253). Der Heiland hat in aramäischer Sprache gelehrt. Darin hat das Wort „Buße“ nicht den asketischen Sinn, den ihm die Kirche unterlegt, sondern es heißt „U m k e h r“ (La- garde, „Die Religion der Zukunft“, Deutsche Schriften, S. 227).

Auch das entsprechende Wort des griechischen Evangelien-

textes *μετανοία* und das zugehörige Zeitwort *μετανοεῖν* heißt nicht „Buße“ und „Buße tun“ sondern „Sinnesänderung“ d. i. „Umkehr des Willens“ und „seinen Sinn (seine Gesinnung, seinen Willen) ä n d e r n“ d. i. „umkehren“ Die durchgängige kirchliche Übersetzung „Buße“ und „Buße tun“ ist eine paulinisch-pfäffische Entstellung des schlichtklaren evangelischen Grundsinnes. Weder Johannes der Täufer noch der Heiland predigen „Buße“ sondern einzig und allein die „Umkehr“ des selbstsüchtigen Eigenwillens in den selbstlosen Gotteswillen. Die Taufe ist bei ihnen nicht Gnadenmittel, wie es die Kirche lehrt, sondern einzig und allein äußeres Symbol für die innerlich vollzogene „Umkehr“. Es kann auch nicht eine einzige Evangelienstelle gefunden werden, die diesem klaren Tatbestande widerspräche.

101 (255). Über die erste, im reinen Geistzustande begangene Sünde siehe die ausführliche Darstellung der Schöpfungsgeschichte im 14. Kapitel meines Zeitromans „Die Sünde wider den Geist“.

102 (258). Der griechische Text, Matthäus 6, 11 lautet:
 „Τὸν ἄρτον ἡμῶν τὸν ἐπιούσιον δὸς ἡμῖν σήμερον.“

Lagarde schreibt in seinen „Deutschen Schriften“ (Göttingen, Ausgabe letzter Hand), S. 19: „Seit ich Theologie studiere, ist es mir von höchstem Werte gewesen zu wissen, daß Jesus nicht um das tägliche Brot hat beten heißen, sondern das Brot für morgen h e u t e hat verlangt haben wollen.“

103 (259). Diese Stelle wird in den deutschen Übersetzungen des Neuen Testaments durchweg falsch übersetzt. Das Neue Testament wimmelt von derartigen aus Gedankenlosigkeit, Verständnislosigkeit oder dogmatischem Bedürfnis erzeugten Übersetzungsfehlern. Das Zeitwort *παρακαλεῖν* des griechischen Textes heißt „anrufen“, „berufen“, „herbeirufen“. Die Übersetzung „trösten“ wird in den Wörterbüchern als eine nicht näher begründete Sonderübersetzung des neuen Testaments vermerkt. Es wäre für einen philologisch geschulten Sachtheo-

logen eine verdienstvolle Aufgabe, einmal das ganze neue Testament auf derartige willkürliche Übersetzungen hin durchzusehen. Zur Übersetzung genügt nicht die pedantische Wiedergabe des nackten Wortes sondern das instinktive Erfassen des Wortsinnes im Lichte einer klaren Anschauung vom Wesen der Sache. In seinen Tischreden „Von Schulen und Universitäten“ schreibt der Sprachgewaltige Martin Luther: „Die Kunst Grammatika lehret und zeigt an, was die Wörter heißen und bedeuten; aber man muß ernstlich lernen und wissen, was ein Ding oder Sache sei.“ (Luthers sämtliche Werke usw. wie in Anmerkung 12 Absatz 2, Bd. 62, S. 304).

104 (262). Das entsprechende Wort des griechischen Textes βαρύνειν heißt in seiner Grundbedeutung „heben“, „emporheben“ und im weiteren Sinne „tragen“, „halten“, „im Sinne bewahren“, „erfassen“. Die kirchliche Übersetzung dieses Wortes mit „ertragen“ im Sinne von „dulden“ ist in diesem Zusammenhang ganz sinnlos. Vergl. Anm. 12, 79, 80, 84, 90, 99, 100, 102, 103.

105 (263). Das weiß auch das Judentum, darum hat es die „Internationale Vereinigung ernster Bibelforscher“ gegründet und mit ungeheuren Geldmitteln finanziert. Diese Gesellschaft ist mit allen Methoden raffinierter Rabbinerkunst am Werke, die Lüge des alten Testaments zu verewigen. Die Schriften dieser Gesellschaft werden planmäßig und kostenlos in Deutschland verteilt. In eintrittsfreien Vorträgen wird dem ahnungslosen Volke eingeredet, das Heil könne der Menschheit nur von den Juden kommen. Wer sich über diese Gesellschaft unterrichten will, der lese die kleine Schrift „Der große Volks- und Weltbetrug durch die Internationale Vereinigung ernster Bibelforscher“ von August Jetz (Deutschvölkische Verlagsanstalt Arthur Götting, Hamburg 1, Ferdinandstr. 5).

106 (270). In seinem Gespräche über Altes, Neues Testament und Christentum, das Goethe am 11. März 1832 mit Eckermann führte, sagte er: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche

Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentumes, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen“ (Goethes Gespräche, Gesamtausgabe von Biedermann, Leipzig 1910, 4. Bd. S. 443).

107 (272). Ein Kaiser, der seine Armee verläßt unter dem kurzfristigen Vorwande, den Bürgerkrieg zu verhüten, kann nicht deutscher Volkskaiser sein! Ein Fürst, der auf seine angestammten Rechte wie auf ein Butterbrot verzichtet, wenn ihn der Pöbel zwingt, der als Verteidiger seines Thrones mit dem Schwerte in der Hand nicht zu sterben weiß, kann nie und nimmer deutscher Volkskaiser sein! Ein Kaiser, der seine rechtmäßige Kaiserin dadurch entehrt, daß er persönliche Wünsche über seine Kaiserplichten stellt, kann nicht deutscher Volkskaiser sein! Ein Kronprinz, der mit den volksfremden Juden liebäugelt und das, was er seinem Volke zu sagen hat, durch einen Juden sagen läßt, kann nie und nimmermehr deutscher Volkskaiser sein! Der deutsche Volkskaiser, den wir alle ersehnen, wird ein *d e u t s c h v ö l k i s c h e r* Kaiser sein oder er wird *ü b e r h a u p t n i c h t* sein! Der deutsche Volkskaiser kann, aber *b r a u c h t* nicht Hohenzoller zu sein. Wir Deutschvölkischen werden den deutschen Fürsten als Volkskaiser auf den Schild heben, der der würdigste ist. Wir *b r a u c h e n* kein Erbkaisertum. Unsere germanischen Vorfahren haben jeweils den Tüchtigsten sich zum Herzog erkürt. So gut wir einen Reichspräsidenten auf vier Jahre wählen, ebensogut können wir einen deutschen Volkskaiser auf Lebenszeit wählen mit dem Rechte, ihn wieder abzusetzen, wenn er zum Unheile des Volkes sein Szepter führt oder sich seiner Fürstenwürde begibt.

108 (273). Über diese und andere aktuellen Kirchenfragen hat Dr. Max Maurenbrecher eine Reihe ausgezeichnete Aufsätze veröffentlicht. („Deutsche Zeitung“, Jahrgang 1922, Nr. 196, 225, 235, 239, 246, 355, 359, 360, 362, 365, 369). Ebenso haben die Theologen Ernst Ludwig Schellenberg, Pfarrer Engelhardt, Hauptpastor Andersen und andere zu diesen Fragen in einer Anzahl Aufsätzen in der „Mitteldeutschen Zeitung“ des gleichen Jahrganges (1922) gegen das Alte Testament und gegen die orthodoxe Bekenntnisformel Stellung genommen.

Schriftenkunde

zur Einführung in die volksdeutsche und christlich=religiöse
Erneuerung.

Wer in das Wesen der deutschvölkischen, d. i. volksdeutschen
und der von ihr untrennbaren religiös=christlichen Erneuerung
tiefer eindringen will, dem ist das Studium nachstehender Werke
unerlässlich:

Völkische Erneuerung:

Houston Stewart Chamberlain, „Die Grundlagen
des Neunzehnten Jahrhunderts“, 2 Bde. 14. Aufl. (Mün-
chen, Verlagsanstalt J. Bruckmann A.=G.).

Einhart (Heinrich Claf), „Deutsche Geschichte“, 100.
bis 112. Tausend (Leipzig, Verlagsbuchhandlung Theodor
Weicher).

Paul de Lagarde, „Deutsche Schriften“, Gesamtausgabe
letzter Hand, (Göttingen, Dieterich'sche Universitätsbuch-
handlung, Becker u. Eidner).

Dr. Alfred Salb, „Luther und die Juden“, (München 1921,
Deutscher Volksverlag Dr. Ernst Voepple).

Dr. Max Maurenbrecher, „Goethe und die Juden“,
(München 1921, Deutscher Volksverlag Dr. Ernst Voepple).

Theodor Fritsch, „Handbuch der Judenfrage“, 28. Aufl.
(Hamburg, Slepner=Verlag, G.m.b.H.).

Thomas Westerich, „Der dritte Weg als letzte Möglich-
keit“, Ein Katechismus der Freiheit, (Hamburg 1922,
Arthur Götting, Deutschvölkische Verlagsanstalt).

Religiös=christliche Erneuerung:

Houston Stewart Chamberlain, „Mensch und
Gott“, (München, Verlagsanstalt J. Bruckmann A.=G.).

Fr. Andersen, Hauptpfarrer, „Der deutsche Heiland“,
(München, Deutscher Volksverlag Dr. Ernst Voepple).

Thomas Westerich, „Der religiöse Weltaufbruch im
völkischen Richte“, (Leipzig, Verlag J. A. Berger, Tal-
straße 15a).

Eine politische Wochenschrift, welche die deutsche Innen- und Außenpolitik sowie alle deutschen Kulturbelange unter deutschvölkischem d. i. volksdeutschem Gesichtspunkte von hoher Geisteswarte aus beurteilt, ist:

„D e r R e i c h s w a r t“

„Parteilose Wochenschrift für die Deutschen daheim und draußen, für ein ungeteiltes Volk, für ein unverstümmeltes Reich, für unverzagte Arbeit, für sozialen Ausgleich.“

Herausgeber: Graf Ernst Reventlow.

Verlag „Der Reichswart“ G.m.b.H., Berlin SW. 11
Dessauerstr. 6.

Die einzige große politische deutsche Tageszeitung, welche deutschvölkische d. i. volksdeutsche Belange auf allen Gebieten der Politik, des Kulturlebens im weitesten Sinne mit allem Nachdrucke vertritt, ist die

„D e u t s c h e Z e i t u n g“

Leiter: Dr. Max Maurenbrecher

Verlag und Schriftleitung: Berlin SW. 11, Hedemannstr. 12

Nachwort

Dem Leser bin ich das Bekenntnis schuldig, daß ich als Katholik geboren, getauft und sehr streng erzogen worden bin. Schon in meinem Knabenalter geriet ich in Gewissenskämpfe mit meiner Religion. Das Ergebnis war mein Erstlingsroman „Jugenddrängen“, den ich als 19 jähriger Student schrieb und mein Schauspiel „Der Dämon“, das einige Jahre später folgte. Vergeblich suchte ich in naturwissenschaftlichen, philosophischen und geschichtlichen Studien meine Zweifel zu klären. Schließlich machten sie einer religiösen Gleichgültigkeit Platz, ohne daß ich meine innere Ruhe gefunden hätte. Durch heiße Arbeit in mannigfachen Berufen, als Chemiker, Oberlehrer, Direktor der botanischen Schulgärten in Straßburg, als Bühnenschriftsteller, Spiel- und Theaterleiter in der Provinz und in Berlin, als Gründer des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller, Organisator und Direktor seines Theaterverlages, als Offizier und Sportsmann suchte ich vergeblich, meinem Leben einen mich befriedigenden Inhalt zu geben. Trotz aller Erfolge fand ich meine innere Ruhe nicht.

Da fiel mir in meinem 38. Lebensjahre zum erstenmale eine vollständige Ausgabe des Neuen Testaments in die Hand. Als Katholik hatte ich es bis dahin nur in Auszügen kennen gelernt. Es war eine griechisch-deutsche Ausgabe der Evangelien. Das Buch hätte mich wohl kaum interessiert, wenn mir nicht kurz vorher ebenso „zufällig“ die „Worte Christi“ von Houston Stewart Chamberlain in die Hände geraten wären. Die rein menschlichen, von jeder dogmatischen Absicht losgelösten Worte des Heilandes, die Chamberlain mit unvergleichlicher Sicher-

heit des Empfindens ausgewählt und methodisch zusammengestellt hat, machten auf mich einen gewaltigen Eindruck. Von nun an fesselten mich die Evangelien so sehr, daß ich mich im wahrsten Sinne des Wortes von ihnen nicht mehr trennte. Sie sind meine tägliche Lektüre, sie begleiten mich auf allen meinen Reisen, in allen meinen Kämpfen.

So verdanke ich den „Worten Christi“ meines großen Lehrers und Freundes Chamberlain mein religiöses Wiedererwachen, wie ich seinen „Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts“ die Neugeburt meines Deutschtums verdanke. Meine Gedanken zur völkischen und religiösen Erneuerung verschmolzen zur Einheit unter dem Eindrucke von Lagardes „Deutschen Schriften“. Im Lichte der Geistlehre, deren erhabene Erkenntnisse ich ebenso „zufällig“ einem persönlichen Erlebnisse aus derselben Zeit verdanke wie die Bekanntschaft mit den Evangelien — ich habe darüber im Nachwort zu dem Zeitroman „Die Sünde wider den Geist“ berichtet — formten sich von selbst die Grundlagen zum Neuaufbau eines rein arischen Christentumes unter Ausschaltung des jüdischen Alten Testaments und des ganzen jüdisch-paulinischen Dogmenkrames. Aus ihnen erwuchs mein Christentum, das ich in dem vorliegenden Zeitromane dargestellt habe.

Das Buch bezweckt, in den Kreisen der Gebildeten und in der breiten Masse des Volkes das Interesse für ein lebendiges, von allem jüdischen Beiwerke befreites, wahres Christentum zu wecken und sie zum selbständigen Urteil über das Alte und Neue Testament anzuregen. Ebenso haben die beiden vorhergehenden Zeitromane das Interesse

für die Rassenfrage und die Wahrheiten der Geistlehre geweckt. Das beweisen die vielen Tausende von Zuschriften, die mir aus meinem Leserkreise aus allen Ländern Europas und der Erde, wo Deutsche wohnen, sogar aus Australien zugehen und noch tagtäglich zugehen und die teils mit, teils ohne meine Erlaubnis erfolgte Übersetzung meiner Zeitromane in zahlreiche fremde Sprachen. Die Geistlehre — das kann nicht oft und scharf genug betont werden — ist nichts anderes als die Metaphysik der Rassenlehre. Sie ist ebensowenig Theorie wie die Rassenlehre Theorie ist. Beide sind Erfahrungstatsachen und praktische Tatfragen.

Um dem Laienchriften das Verständnis für die behandelten religiösen Fragen zu erleichtern, habe ich dem Buche ausführliche Anmerkungen beigegeben. Zur Nachprüfung des wissenschaftlichen Materials durch die Herren Sachtheologen habe ich auch die Quellenwerke und die angeführten Textstellen überall vermerkt. Dem Direktor der Universitätsbibliothek Jena, Herrn Dr. Meyer, bin ich für die oft unter großen Schwierigkeiten erfolgte Bereitstellung und Zusendung des Büchermaterials zu ganz besonderem Danke verpflichtet, ebenso meinem Straßburger Studienfreunde, dem derzeitigen Rektor der Universität Jena, Herrn Professor Dr. Bruno Bauch, für Übernahme der Bürgschaft für die mir anvertrauten Werke. Herrn Professor Dr. Max Wundt in Jena danke ich für die Liebenswürdigkeit, mit der er mir die gelegentliche Benützung seiner Privatbibliothek erlaubt und für das lebhafteste Interesse, das er den in diesem Zeitroman behandelten Fragen entgegenbrachte.

Für die katholische Kirche hege ich nach wie vor die tiefste Ehrfurcht. Das verhindert mich aber nicht, an ihr

und dem aus ihr geborenen Protestantismus die Kritik zu üben, die mein Gewissen mir vorschreibt. Ebenso ist es meine volksdeutsche Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die politische Partei, das Zentrum, als Machtexponent der jüdisch-römischen Kirche das Unglück unseres Volkes ist. Aus Gründen, die sich aus dem letzten Kapitel des vorliegenden Romanes ergeben, bin ich aus der katholischen Kirche nicht ausgetreten. Der christlich-religiösen Erneuerung durch Aufbau des Geistchristentumes wird nicht durch Außerlichkeiten gedient sondern nur durch ernsthafte Erneuerung jedes einzelnen Deutschen. Das Geistchristentum wird unsichtbar seine überirdische Macht ausbreiten, wenn jeder deutsche Christ nur der Wahrheit seines Herzens folgt:

Fort mit dem alten Testamente!

Fort mit Paulus!

Zurück zu Christus!

Gräfenroda-Dörrberg, den 17. November 1922.

Pandhaus Waldrub.

Dr. phil. nat. Artur Dinter.

Von Artur Dinter erschienen:

Naturwissenschaftliche Schriften:

- „Herbariumschlüssel“, umfassend die Pflanzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Verlag Rudolf Beust, Straßburg i. Elsaß.
- „Der botanische Unterricht in den unteren Klassen der höheren Schulen“, Manuskriptdruck.
- „Die Methoden des Stuart Mill“, Manuskriptdruck.
- „Die Entstehung des Erdmagnetismus“, Manuskriptdruck.
- „Chemische Darstellungen und Reaktionen“, Manuskriptdruck.
- „Die Oxydation der Hydromukonsäure“, Verlag Rudolf Beust, Straßburg i. Elsaß.
- „Die Anlagerung von Ammoniak an die Mukonsäure“. Ebenda.

Rassenwissenschaftliche Schriften:

- „Goethe, Chamberlain, Brentano und die Rassenfrage“, „Bühne und Welt“, Dezemberheft 1916. Verlag der Hanseatischen Druck- und Verlags-Anstalt, Hamburg 36.
- „Zur Frage der Rassenmischung“ (Gustav v. Schmoller und die Judenfrage). Hammerflugschrift Nr. 195. Hammerverlag, Leipzig.

Kritische Schriften:

- „Weltkrieg und Schaubühne“, Verlag J. F. Lehmann, München.
 - „Mein Ausschuß aus dem Verbande Deutscher Bühnenschriftsteller“. Verl. J. F. Lehmann, München.
 - „Lichtstrahlen aus dem Talmud“, offene Briefe an den Landesrabbiner von Sachsen-Weimar-Eisenach, Herrn Dr. Wiesen und öffentliche Aufforderung an die Rabbiner Dr. Bruno Lange in Essen und Dr. Rosenack in Bremen, sowie an sämtliche Rabbiner Deutschlands. Verlag Matthes und Thost, Leipzig, 5. Aufl., 51. – 60. Tausend. Geh. M. 0.50
 - „Der Kampf um die Geistlehre“, Verlag Matthes und Thost, Leipzig. 1. bis 20. Tausend. Geh. M. 0.50.
- (Fortsetzung auf folgender Seite.)

(Fortsetzung)

Literarische Schriften:

- „**Der Dämon**“, Schauspiel in fünf Akten. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Vergriffen. Uraufführung: Stadttheater Eisenach.
- „**D'Schmuggler**“, elsässische Komödie in vier Akten, vom Preisauschreiben für elsässische Bühnenwerke mit dem ersten Preise gekrönt. Elsässische Dialektausgabe. Fünfte Auflage. Karl Bahn, Mülhausen i. Elsaß. Uraufführung: Stadttheater in Mülhausen i. Elsaß.
- „**Die Schmuggler**“, hochdeutsche Bearbeitung der Dialektausgabe. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Vergriffen. Uraufführung: Schillertheater Berlin.
- „**Die schöne Erzieherin**“, Komödie in vier Akten. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Vergriffen. Uraufführung: Stadttheater Rostock.
- „**Das eiserne Kreuz**“, Volksstück in fünf Akten. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Vergriffen. Uraufführung: Hoftheater Oldenburg.
- „**weil noch das Lämpchen glüht**“, Ernstes und Heiteres aus dem Bühnenleben von Albert Boree. 3. Aufl. Verlag Neues Leben, Wilhelm Borngräber, Berlin.
- „**Jugenddrängen**“, Roman eines Jünglings, 4. Auflage. 4. – 9. Tausend. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Geh. M. 1. –, geb. M. 2. –.
- „**Die Sünden der Zeit**“, Romantrilogie
- „**Die Sünde wider das Blut**“, ein Zeitroman. 16. Aufl. 171. – 200. Tausend. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Geh. M. 2. –, geb. M. 3. –.
- „**Die Sünde wider den Geist**“, ein Zeitroman. 12. Aufl. 56. – 100. Tausend. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Geh. M. 2. –, geb. M. 3. –.
- „**Die Sünde wider die Liebe**“, ein Zeitroman. Erster Teil. 1. – 5. Aufl. 1. – 25. Tausend. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Geh. M. 3. –, geb. 4. –.
- Nicht-Runen** (10 Lebensgrundsätze als Spruchtafel, Großoktav auf Büttenpapier). Verlag Matthes und Thost, Leipzig. M. 0 40.

(Die Preise sind Grundpreise, die mit der Entwertungsziffer des „Börsenvereins“ zu multiplizieren sind.)

